

Herr Klentz

Holzmatte 15

8953 Diehkon

Das Lebewesen heisst } Zittertang }
 Sternschnuppe } (Nostoc commune) und gehört zu den
 Blaualgen.

Sehr geehrter Herr Klentz,

Ihre zugesandtes Lebewesen sieht im trockenen Zustand wie ein Stück dickeres, angeschwärztes Papier aus. Bei Regen, das heisst im nassen Zustand schaut es hingegen wie ein schleimiges, schwarzolivgrünes, wackelpuddingähnliches oder zitter-sulznartiges, geköseförmiges Geldstück aus, wie Sie auch geschrieben haben.

Nimmt man ein Stück davon unter das Mikroskop, sieht man verflochtene Fäden, die in einem Schleimsack oder in einer Gallerte stecken. Es sieht aus, wie wenn Sie mehrere Rosenkränze in einen Pflanzkübel eingepackt hätten (Abbildung auf der Beilage).

Das Lebewesen heisst ^{Sternschnuppe} Sternschneuzer oder Zittertang mit dem wissenschaftlichen Namen Nostoc commune. "Nostoc" kommt vom griechischen "nóstos" und bedeutet Heimkehr, Wanderung und meint, dass Sie dieses Lebewesen tatsächlich in einem Jahr in Ihrem Garten finden können und in einem anderen Jahr ist es wie aus heiterem Himmel am gleichen Ort verschwunden, um dann in den nächsten Jahren wieder zu kommen. "Commune" bezieht sich das allgemeine, gewöhnliche Vorkommen.

Bei Nostoc handelt es sich höchstwahrscheinlich um das Manna der Bibel. Weiter ist Nostoc commune im Prinzip essbar, wobei zu bedenken ist, dass es schwach giftige Stämme geben könnte. In China wird sie sogar kultiviert.

Nostoc gehört zu den Blaualgen das heisst zu den Cyanophyta. "Cyano" bedeutet dunkelblau und "phyt-" Gewächs.

Blaualgen werden zu den kernlosen Lebewesen gezählt, weil die einzelnen Zellen des Rosenkranzes (z.B. bei Nostoc) keinen echten Kern haben. Kernlose Lebewesen werden in der Wissenschaft Prokaryota bezeichnet. Griechische "pro" bezeichnet das Fehlen eines

Sternschnuppe (*Nostoc commune*) BLAUALGE

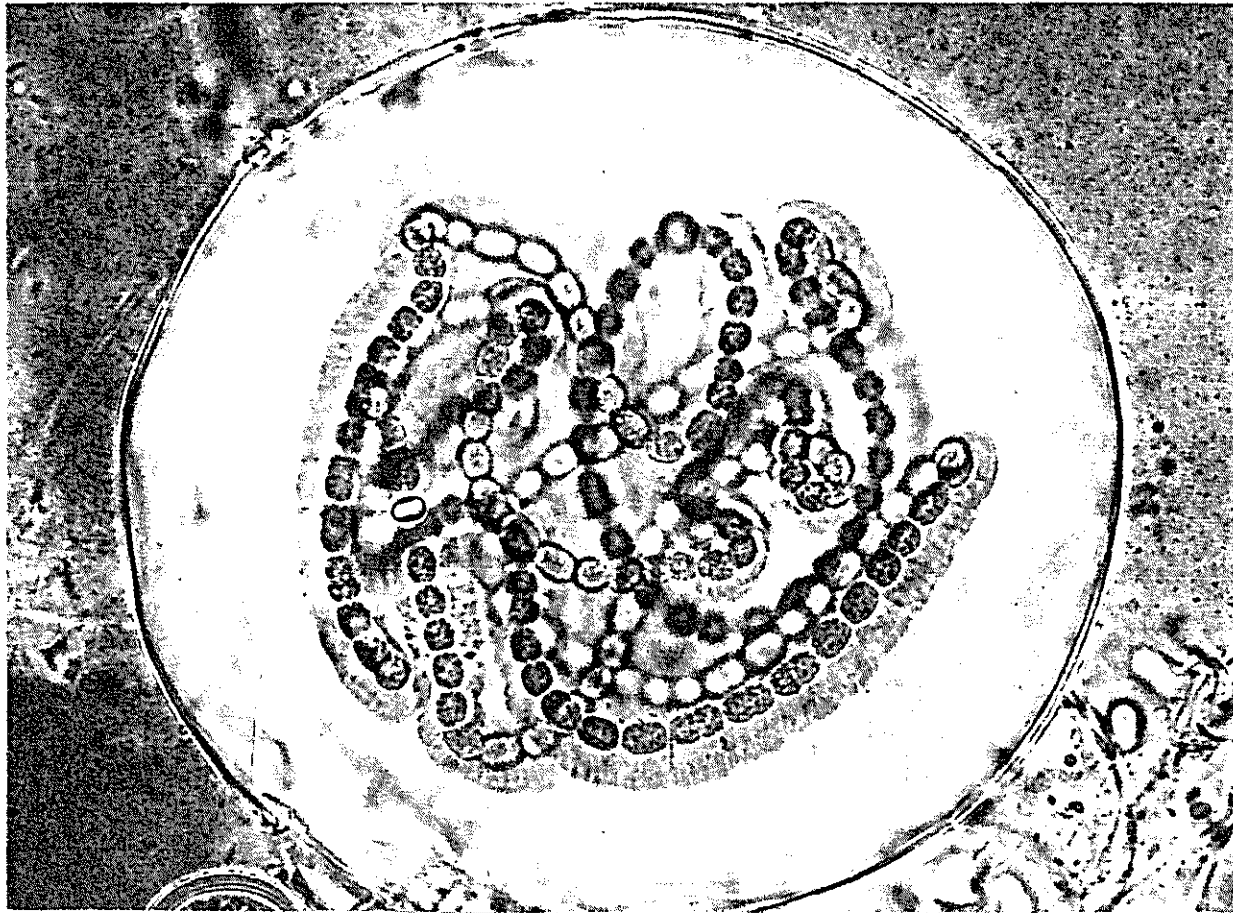
im gequollenen
Zustand bei
Regenwetter:
klumpige Gallert-
lager bilden sich



- 1 Schleim oder Gallerte
- 2 Rosenkranz mit einzelnen Chrälleli



im getrocknetem
Zustand in (bo)
Schönwetterperioden
fällt die Sternschnuppe
zu schwärzlichen Häutchen zusammen



Vergrößerung
ca. 8000x

richtigen Kernes und "karyotos" bedeutet nuss- oder kernhaltig. Kernlosigkeit finden wir auch noch bei Bakterien.

Algen (mit Ausnahme der Blaualgen!), Pilze, Flechten, Pflanzen und Tiere (inklusive dem Menschen!) werden zu den kernhaltigen Lebewesen (Eukaryota) gezählt, da ihre Zellen einen echten oder richtigen Kern besitzen. "Eu-" (griechisch), gut, echt, wahr.

Zusammenfassend kann ich Ihnen folgendes Schema geben:

Zelllosigkeit (d.h. ohne Zelle) finden wir bei Viren, AIDS
Kernlosigkeit (d.h. ohne echten Zellkern) finden wir bei Bakterien
und Blaualgen (z.B. Nostoc).

Echte Zellen mit echtem Zellkern finden wir bei blütenlosen Pflanzen
wie Pilze,
Flechten,
Algen (Ausnahme Blaualgen!),
Moose,
Bärlappe,
Schachtelhalm
Farn

bei Blütenpflanzen (z.B. Enzian...)
und Tieren.

Ich hoffe Ihnen damit gedient zu haben und möchte mich bei Ihnen für Ihr Interesse herzlich bedanken. Auch hoffe ich, dass Sie weiterhin ein so guter Naturbeobachter bleiben! Sie sollen ungegeniert Material das Sie finden, an den Botanischen Garten bringen!

Mit den besten Grüßen: Urs Christen
Mrs Christen

Beilage: Abbildung von Nostoc

Karl Klenk, Holzmatt 15,
CH 8953 Dietikon-ZH

Dietikon, 5. April 1998

Die „Innen“-Krankheit

Das grosse „I“ im Innern eines deutschen Wortes ist wie ein Glasauge im lebendigen Körper der unserer Sprache. Wenn wir z.B. das Wort **„LehrerInnen“ in einem gedruckten oder geschriebenen Text** antreffen, dann haben wir beim Lesen genügend Zeit, um zu überlegen, und um herauszufinden, dass da offenbar **Lehrerinnen und Lehrer** gemeint sind.

Ganz anders aber wird die Situation, wenn von **DirektorInnen, ProfessorInnen und PolitikerInnen geredet** wird. Da sind beim blossen Zuhören die Männer überhaupt nicht mehr da, zum Glück aber auch nicht mehr, wenn von **LügnerInnen, FälscherInnen, BetrügerInnen und MörderInnen** gesprochen wird. Das „i“ kann nicht einmal „klein“ und ein anderes Mal „gross“ ausgesprochen werden.

Ein vernünftiger Mensch macht daher die „Innen-Mode“ gar nicht mit. Man schreibe und spreche lieber von Lehrkräften, Pflegepersonal etc., wenn Frauen und Männer gleichzeitig gemeint sind. Der Ausdruck die „Schuljugend“ ist sprachlich besser als die schwerfällige Form „die Schülerinnen und die Schüler“. Man wird zwar gelegentlich auf eine solche Doppelerwähnung nicht verzichten können. „Die Automobilistinnen und die Automobilisten“ ist wirklich plump, und „die Autofahrenden“ ist nicht viel besser.

Karl Klenk.

Passionskonzert

Palmsonntag, 5. April, 17.00 Uhr
Neue Kirche, Ginsterstr.54

Ausführende:
Chor und Orchester der Kirchgemeinde
Karin Halter, Orgel
Leitung: Hansjörg Weltin

Programm:

Henry Purcell	Chaconne g-moll
Paul Huber	Deutsche Messe in G Kyrie - Gloria
Antonio Caldara	Sinfonia „La passione di Gesù Signor nostro“ Grave Allegretto
Paul Huber	Deutsche Messe in G Credo
Antonio Caldara	Sinfonia „La passione...“ Adagio - Allegro
Paul Huber	Deutsche Messe in G Sanctus/Benedictus - Agnus Dei
Georg Friedrich Händel	Concerto d-moll Op. III. 5 (Andante) - Allegro - Adagio - Allegro ma non troppo - Allegro

Eintritt frei

Freiwillige Beiträge zur Deckung der Unkosten

Kyrie

Herr erbarme dich. Herr, erbarme dich. Herr, erbarme dich.
Christus erbarme dich. Christus, Christus erbarme dich unser.

Gloria

Ehre sei Gott in der Höhe
und auf Erden Frieden den Menschen, die guten Willens sind.
Wir loben dich.
Wir preisen dich.
Wir beten dich an.
Wir verherrlichen dich, wir sagen dir Dank,
ob Deiner grossen Herrlichkeit.
Herr, und Gott, König des Himmels,
Gott, allmächtiger Vater.

Herr, Jesus Christus, eingeborener Sohn,
Herr und Gott, Lamm Gottes, Sohn des Vaters.
Du nimmst hinweg die Sünden der Welt.
Erbarme dich unser.
Du nimmst hinweg die Sünden der Welt,
nimm unser Flehen gnädig auf, nimm unser Flehen gnädig auf.
Du sitzt zur Rechten des Vaters:
Erbarme, erbarme dich unser.

Denn Du allein bist der Heilige, du allein der Herr,
du allein der Höchste Jesus Christus,
mit dem Heiligen Geist,
in der Herrlichkeit Gottes des Vaters.
Amen, Amen, Amen, Amen.

Credo

Ich glaube an den einen Gott, den allmächtigen Vater,
Schöpfer des Himmels und der Erde,
aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge.
Und an den einen Herrn Jesus Christus,
Gottes eingeborener Sohn. Er ist aus dem Vater geboren vor aller Zeit.
Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott,
gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater:
durch ihn ist alles geschaffen.
Für uns Menschen und um unsres Heiles willen
ist Er vom Himmel herabgestiegen.
Er hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist
aus Maria, der Jungfrau, und ist Mensch geworden.
Gekreuzigt wurde er sogar für uns.
Unter Pontius Pilatus hat er den Tod erlitten und ist begraben worden.
Er ist auferstanden am dritten Tag gemäss der Schrift.
Er ist aufgeföhren in den Himmel und sitzt zur Rechten des Vaters.
Er wird wiederkommen in Herrlichkeit,
Gericht zu halten über Lebende und Tote,
und seines Reiches wird kein Ende sein.
Ich glaube an den Heiligen Geist, den Herrn und Lebensspender,
der vom Vater ausgeht.
Er wird mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und verherrlicht.
Er hat gesprochen durch die Propheten.
Ich glaube an die eine, heilige, christliche und apostolische Kirche.
Ich bekenne die eine Taufe zur Vergebung der Sünden.
Ich erwarte die Auferstehung, die Auferstehung der Toten.
Ich glaube an das Leben der zukünftigen Welt, der zukünftigen Welt.
Amen, amen, amen. Amen.

Sanctus-Benedictus

Heilig, heilig, heilig, heilig, heilig,
heilig bist du, Herr, Gott Sabbaoth.
Himmel und Erde sind erfüllt von deiner Herrlichkeit.
Hosanna in der Höhe, Hosanna in der Höhe,
Hosanna, hosanna in der Höhe.
Hochgelobt, hochgelobt,
hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn,
im Namen des Herrn.
Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn.
Hosanna in der Höhe, hosanna in der Höhe.
Hosanna, hosanna in der Höhe.

Agnus Dei

Lamm Gottes, du nimmst hinweg die Sünden der Welt,
die Sünden der Welt.
Erbarme, erbarme dich unser.
Lamm Gottes, du nimmst hinweg, du nimmst hinweg
die Sünden der Welt.
Erbarme dich unser, erbarme, erbarme dich unser.
Lamm Gottes, du nimmst hinweg die Sünden der Welt:
Gib uns deinen Frieden, gib uns deinen Frieden,
gib uns deinen Frieden, deinen Frieden, deinen Frieden.

G. Fantasia sup Lom heiliger geist. cantu fermo in Pesal. Ji. 152

Reformierte Kirchgemeinde Zürich - Albisrieden

Passionskonzert

Palmsonntag, 5. April, 17.00 Uhr
Neue Kirche, Ginsterstr.54

Ausführende:
Chor und Orchester der Kirchgemeinde
Karin Halter, Orgel
Leitung: Hansjörg Weltin

Programm:

- | | |
|------------------------|---|
| Henry Purcell | Chaconne g-moll |
| Paul Huber | Deutsche Messe in G
Kyrie - Gloria |
| Antonio Caldara | Sinfonia „La passione di Gesù
Signor nostro“ Grave - Allegretto |
| Paul Huber | Deutsche Messe in G
Credo |
| Antonio Caldara | Sinfonia „La passione...“
Adagio - Allegro |
| Paul Huber | Deutsche Messe in G
Sanctus/Benedictus - Agnus Dei |
| Georg Friedrich Händel | Concerto d-moll Op. III. 5
(Andante) - Allegro - Adagio -
Allegro ma non troppo - Allegro |

Eintritt frei
Freiwillige Beiträge zur Deckung der Unkosten

4.1965

Gruppenunterricht

Ein neues Schlagwort in der Pädagogik lautet "Gruppenunterricht". Man hat entdeckt, dass der Mensch, vor allem das Kind, sich in der "Gruppe" anders verhält als allein, und dass in der "Gruppe" ganz bestimmte Kräfte wirken, die man für die Erziehung und das Lernen nutzbar machen kann. Denken wir zwecks Verdeutlichung z. B. an den Schwimmunterricht! Der am Ufer stehende Schwimmlehrer braucht eine grosse Ueberredungskunst, um einen einzelnen ihm zugeteilten Nichtschwimmer zum Untertauchen zu bringen (Notwendiges Erlebnis der Auftriebskraft beim Schwimmen!). Besser geht es schon, wenn der Schwimmlehrer auch ins Wasser steigt, dem Lernenden das Tauchen vormacht und ihn zur Nachahmung ermuntert. Der Schwimmlehrer bildet in diesem Fall mit seinem Zögling zusammen bereits eine kleine "Gruppe". Da sich aber der Zögling möglicherweise einredet: "Ich bin ja nur ein Kind und kann daher nicht, was dieser Erwachsene!" wird es doch viel brauchen, bis der Schüler es im Tauchen mit seinem erwachsenen Schwimmlehrer aufnimmt. Viel besser geht das Tauchenlernen in einer Gruppe von mehreren Schülern. "Wer von euch allen ist der erste, der völlig untertaucht?" Gut, bereits haben es einige der Mutigsten versucht, aber vielleicht noch nicht ganz zustande gebracht. Sie ernten ein Lob und fühlen sich glücklich. "So, jetzt taucht jeder der Reihe nach so tief, als er nur kann!" Der Schwimmlehrer ruft als ersten Schüler einen auf, der das Kunststück schon vorher einigermaßen konnte, dann in ziemlich rascher Reihenfolge alle andern, die es schon ein wenig können. Ganz am Schluss werden aber auch noch die aufgerufen, die es vorhin noch nicht gewagt haben. Es ist wichtig, dass dabei keinerlei Bemerkung gemacht wird. Es muss das Selbstverständlichste der Welt sein, dass nun alle der Gruppe tauchen! Und siehe, sie tun es alle! Wenn er ~~nun~~ von seinen Kameraden nicht ausgelacht werden will, so muss nun auch der Schwächste und Aengstlichste unbedingt einen, vielleicht noch zaghaften, Versuch wagen! Diese Schüler werden sich aufs Aeusserste anstrengen und ihre Angst endlich überwinden. Das Verhalten der Gruppe (Verächtliche Blicke, Bemerkungen, ...) ist die antreibende Peitsche. Was der beste Schwimmlehrer nicht erreichen konnte, erreicht der "allgemeine Gruppengeist"!!!

Es leuchtet ein, dass die "Gruppe" nicht zu gross sein

4.1965

darf, und dass die Kenntnisse, Fertigkeiten und Fähigkeiten der einzelnen Gruppenglieder ungefähr gleich sein müssen. Ist die "Gruppe" zu gross, dann sagt sich der schwache Schüler: "Was für die fünf oder sechs Besten gilt, das gilt noch lange nicht für mich! Mit diesen Besten kann ich mich nie vergleichen!" In unsern Schulklassen haben wir schon längst solche "Gruppen". "Gruppe" ist der moderne Ausdruck für Schulklasse. Für den erfahrenen Pädagogen bringt also das neue Schlagwort nicht viel Neues. Um erzieherisch und schulisch erfolgreich zu sein, sollten nicht zu grosse Gruppen gebildet werden, und die Leistungsfähigkeit der einzelnen Schüler darf sich nicht zu sehr unterscheiden. Das sog. "Zugrösslein" darf zwar in der Klasse nicht fehlen, ^{aber} ~~und~~ es darf nur so viel besser sein, dass die meisten Schüler noch davon überzeugt sind, es einholen zu können. Es lässt sich leicht ermessen, was es für einen schwachen Schüler heisst, Glied einer guten Klasse sein zu müssen. Auf ihm lastet beständig der "moralische Druck" aller Mitschüler. Unter diesem Druck strengt er sich so lange als möglich an. Dann kommt aber eines Tages der Moment, wo der Aermste einsehen muss, dass er mit seiner Klasse auf die Dauer unmöglich Schritt halten kann. Ein solcher Schüler sollte nun nicht durch zusätzlichen Privatunterricht und Strafarbeiten aller Art noch mehr überfordert werden. Sein Versagen ist ja nicht böser Wille. Dieser schwache Schüler sollte bei der nächsten Gelegenheit in eine tiefere Klasse oder in eine andere Schule, wo er folgen kann, versetzt werden.

Damit wäre ein positiver und ein negativer Aspekt des modernen "Gruppenunterrichts" beleuchtet.

Karl Klenk

Team = Alle, ein anderer macht's!

GLAUBEN UND DENKEN - RELIGION UND PHILOSOPHIE (Entwurf)

Kinderfragen In einem gewissen Alter fangen Kinder häufig an Fragen zu stellen. Beispielsweise: «Wer hat die Menschen und die Tiere gemacht?» Oder: «Warum ist der Mond nicht immer rund?» Das ist ein Zeichen, dass in den Kindern der Geist erwacht ist, nicht mehr alles für selbstverständlich angenommen wird, dass philosophisches und religiöses Fragen beginnt. Tiere haben auch eine Seele, sie sind nicht einfach seelenlose Maschinen. Wir Menschen aber sind dazu noch mit Geist begabte Wesen, und darum fragen wir nach Ursprung, Sinn und Ziel unseres Lebens, fragen nach dem was recht und gut ist. Letztlich ist das die Frage nach Gott. Tiere handeln nach ihrem Instinkt, sind für ihr Tun nicht verantwortlich, können darum auch nicht schuldig werden. Der Mensch aber als geistbegabtes Wesen soll mit geistiger Überlegung handeln, nach dem Gewissen. Er ist für sein Handeln verantwortlich, kann darum auch schuldig werden. Die Katze, die in der Küche eine Wurst findet und sie frisst, ist keine Diebin, ist nicht schuldig; sie hat nur nach ihrem Instinkt gehandelt. Der Mensch aber, der in einem Selbstbedienungsladen eine Wurst stiehlt, ist ein Dieb und ist schuldig; denn er hat als geistbegabtes Wesen ein Wissen von Recht und Unrecht, er hat ein Gewissen. Schuld aber verlangt nach Befreiung, Erlösung, sei es durch Strafe oder durch Vergebung. Mit diesem Problem befassen sich vor allem die Ethik und die Religion. Christen glauben, dass wir uns nicht selbst erlösen können, dass Gott uns in seiner Liebe, die er uns in Jesus Christus geoffenbart hat, erlösen kann und will.

Philosophische und religiöse Fragen Wenn der Mensch anfängt, zu staunen über die Wunder der Welt und des Lebens, nicht alles für selbstverständlich zu nehmen, auch nicht das tägliche Brot, sondern alles zu hinterfragen, dann ist das Philosophie und auch Religion. Er stellt philosophische und religiöse Fragen. Philosophie heisst wörtlich «Freund der Weisheit» oder «Liebe zur Weisheit» (grch. *philos* = Freund, *philia* = Freundes-Liebe, *sophia* = Weisheit), ist das Fragen nach Zusammenhängen, nach einem Sinn, nach dem Warum, Woher, Wozu, nach dem Rechten und Guten usw. und Antwort suchen. Weisheit ist mehr als nur Vielwissen, ist ein Wissen um Zusammenhänge, ein ganzheitliches Denken und Wissen. Und Religion heisst geistige Verbundenheit mit dem Ursprung der Welt und des Lebens, fragen nach Ursprung, Sinn und Ziel des Lebens, fragen nach Gott dem Schöpfer. Philosophische und religiöse Fragen gehen oft ineinander über.

Man kann sagen, dass alle Religionen Antworten geben wollen auf die Frage nach der Sinngebung des Lebens und der Glückseligkeit. Alle Menschen streben nach dem wahren Glück. Die Religionen haben erkannt, dass dieses Glück nicht im Materiellen zu finden ist, sondern im Spirituellen, im Seelischen und Geistigen. Und weil alle Menschen ein erfülltes, glückliches, sinnvolles Leben erstreben, darum will Religion Antwort geben auf die Sinnfrage des Lebens. Das menschliche Leben muss gleichsam verankert sein in seinem Ursprung, seinem Schöpfer, in Gott. Sonst besteht die Gefahr, dass wir uns dem blinden Zufall und Schicksal, der Sinnlosigkeit und dem Nichts ausgeliefert fühlen. Wer sich von Gott, seinem Schöpfer, angenommen und geliebt weiss, sich trotz aller Unvollkommenheit als Kind Gottes fühlt, der steht ganz anders da im Leben als einer, der sich nur an das Diesseitige, Weltliche und Materielle hält. Voraussetzung ist, dass man die Beziehung zu Gott pflegt, ihm Vertrauen, Glauben, Liebe schenkt, ihm dankt und dient, ihn immer wieder lobt und preist. Der Glaube muss praktiziert werden im Leben! Ein bloss theoretischer Glaube bringt nichts, lässt keine Erfahrungen mit Gott machen. Es nützt nichts, zu sagen, man glaube, dass es einen Gott gibt, wenn dieser Glaube nicht existentiell wird, wenn man ihn nicht lebt. Den Glauben leben heisst, eine persönliche lebendige geistige Beziehung zu Gott pflegen. Persönlich darf nicht mit privat verwechselt oder gleichgesetzt werden. Wir brauchen die Mitmenschen, und sie brauchen uns. Der religiöse Glaube braucht die Gemeinschaft; man muss einander immer wieder im Glauben stärken.

Viele Menschen nehmen alles für selbstverständlich hin, fragen nicht weiter nach warum und wozu. Doch nur schon wenn wir unser tägliches Brot essen, können wir fragen, woher es eigentlich kommt. Man kann den Kindern sagen, dass der Bäcker das Brot aus Mehl gemacht hat, das er vom Müller gekauft hat, und der Müller hat das Mehl aus Getreide, aus Korn gemacht, das er vom Bauern gekauft hat. Und das Korn ist auf dem Acker gewachsen, den der Bauer angesät hat. Aber letztlich hat Gott gemacht, dass Korn wächst. Es ist ein Wunder, wie aus einem Samenkorn eine Pflanze wächst, die Korn hervorbringt. Also führt uns nur schon das tägliche Brot, wenn wir es nicht gedankenlos essen, hin zur Frage nach Gott. Viele Menschen denken darum beim Essen, dass letztlich Gott dafür gesorgt hat, dass wir Nahrung haben, und sie danken Gott dafür. Es gibt genug Nahrung auf der Erde für alle Menschen, Gott hat dafür gesorgt, aber wir haben sie schlecht verteilt.

Viele Menschen nehmen es für selbstverständlich, dass sie von einer Krankheit geheilt werden, oder dass eine Wunde heilt. Oder sie denken, der Arzt und sein Medikament habe die Heilung bewirkt. Sie merken nicht, dass wenn Gott nicht heilende Kräfte in uns hineingegeben hätte, auch ein Arzt nichts ausrichten könnte. Ein Arzt kann beispielsweise eine Wunde zunähen, aber dass sie heilt, das hat Gott bewirkt. Auch Medikamente wirken nur, weil in uns heilende Kräfte wirksam sind, die uns der Schöpfer gegeben hat. Eine Redensart sagt, wenn man an Grippe erkrankt sei, brauche es ohne Arzt vierzehn Tage und mit Arzt zwei Wochen, bis wir geheilt sind! Auch die Fähigkeiten eines Arztes sind letztlich Gaben Gottes. So ist denn jede Heilung, wenn wir es recht bedenken, immer auch ein Wunder Gottes!

Die Natur ist voller Wunder, und erst recht die Lebewesen sind so wunderbare komplexe Gebilde, wo alles aufeinander abgestimmt ist, dass wir nicht annehmen können, sie seien zufällig entstanden. Der berühmte Physiker Albert Einstein hat darum gesagt, wir müssten einen schöpferischen Geist annehmen, der das alles hervorgebracht hat. Wir nennen diesen schöpferischen Geist Gott. Und der Apostel Paulus hat gesagt, Gott könne man zwar nicht sehen, aber seine Werke könne man sehen und an ihnen den Schöpfer erkennen (Röm.1,20). Schon der Verfasser der ersten Schöpfungs-Erzählung in der Bibel sagt, «der (schöpferische) Geist Gottes schwebte über den Wassern (der Urflut)» (1.Mose 1,2). Gottes Dasein kann man weder beweisen noch negieren, denn das übersteigt allen menschlichen Verstand. Es gibt keinen menschlichen rationalen Beweis für Gottes Dasein, es gibt aber auch keinen solchen Beweis gegen Gottes Dasein! Gott übersteigt, transzendiert alles menschliche Fassungsvermögen, allen menschlichen Verstand.

Kategorien oder Grund-Strukturen des Denkens Wir Menschen fragen bei allem, was ist und geschieht, immer wieder nach der Ursache (Kausalität: Warum-Frage) und nach der Wirkung (Finalität: Wozu-Frage). Wir fragen nach dem Zweck, dem Sinn. Wir fragen nach Recht und Unrecht, Gut und Böse, usw. Wir ordnen Ereignisse ein nach Ort und Zeit: Wo und wann hat sich etwas zugetragen? Wir haben ein Bewusstsein von Raum und Zeit, weil wir ja mit Geist begabt sind. Diese sogenannten Kategorien gehören zur Grund-Struktur unseres Denkens, sind uns offenbar vom Schöpfer eingegeben. Ein Fotoapparat kann wie unser Auge von irgend etwas ein Bild erzeugen; aber er kann das Bild nicht analysieren nach Kategorien, kann es nicht deuten. Das kann nur der Mensch dank seines Geistes mit den Kategorien. Die Kategorien sind Grundstrukturen menschlichen Denkens; sie sind uns mit dem Geist vom Schöpfer eingegeben. Ohne sie könnten wir nichts beurteilen, keine Schlüsse ziehen, keine Erkenntnis erlangen.

Ontologie oder die Frage nach dem Sein (grch. ón = seiend / ousía = Wesen, Sein / lógos = Wort, Lehre) Eine grundlegende philosophische und auch religiöse Frage ist die nach dem Sein: Warum ist überhaupt etwas? Warum ist nicht nichts? Man nennt das Ontologie, die Lehre vom Sein. Unsere Erfahrung lehrt, dass alles, was ist, alles Seiende, einen Ursprung, einen Anfang und ein Ende hat. Aber im Grunde verwandelt sich alles nur, nichts geht endgültig verloren. Eine brennende Kerze löst sich scheinbar in das Nichts auf; in Wirklichkeit hat sie sich nur in ein unsichtbares Gas verwandelt, nichts ist vernichtet. Nur die

Form oder der Zustand der Substanz hat sich verwandelt, nicht aber die Substanz an sich. Alles ist einer Verwandlung unterworfen. Wir wissen: Alles Leben geht nur aus Lebendigem hervor. Und da fragen wir nach dem, was am Anfang von allem Seienden ist, nach dem ewigen und lebendigen Sein, nach Gott. Als die Israeliten Mose fragten, wer denn Gott sei, da habe Gott zu Mose gesagt: «Ich bin, der ich bin.» (2.Mose 3,14) Das heisst eben, Gott ist das ewige Sein und Leben, das nicht weiter hinterfragt werden kann, weil es alles menschliche Begreifen, allen menschlichen Verstand übersteigt, transzendiert. Wir leben, aber wir wissen nicht, was Leben an sich ist; es ist uns einfach gegeben, und zwar vom Schöpfer, von Gott. Keine menschliche Wissenschaft hat je Leben erklären oder gar schaffen können. Kinder fragen etwa, wer den lieben Gott geschaffen habe. Darauf können wir nur antworten, dass er ewig war, ist und sein wird. Und Johannes spricht darum von Gott als dem, «der ist, und der war, und der kommt». (Offenbarung 1,4) Gott ist das ewige Sein. Aus ihm kommt alles Seiende und alles Leben und kehrt wieder zu ihm zurück. Gott der Schöpfer gibt allem Seienden ein Ziel und einen bleibenden Sinn.

Materialistische und spiritualistische Weltanschauung Es gibt in der Philosophie zwei grundverschiedene Weltanschauungen, den Materialismus und den Spiritualismus.

Der Materialismus und mit ihm der Rationalismus reduzieren die Wirklichkeit auf das Materielle, das Sichtbare, Greifbare, auch auf das menschlich rational Erklärbare. Der Materialismus glaubt, dass es nur die Materie mit ihren Kräften gebe. Und der Rationalismus glaubt, dass nur die Wirklichkeit sei, was die menschliche Ratio, der menschliche Verstand, erklären und begreifen könne. Ausserhalb des Materiellen und Rationalen kann und darf es nichts geben. Einmal sei durch einen blinden Zufall aus toter Materie lebendige Materie geworden ist, und daraus hätten sich von selbst und zufällig die verschiedenen Lebewesen entwickelt. Was aber zufällig ist, das könnte ebenso zufällig auch nicht sein. Es ist ja unbeabsichtigt, ungeplant, somit auch ohne Zweck, Sinn und Ziel. Diese Denkweise führt leicht zum Nihilismus (lat. nihil = nichts), der glaubt, es sei letztlich alles nichtig, zwecklos, wertlos, sinnlos, ein Nichts. Es gibt Materialisten, die halten den Menschen nur für eine komplizierte Maschine, einen Roboter, gesteuert von einem Computer im Gehirn. Der menschliche Geist sei nur eine Nebenwirkung, ein Epiphaenomen biologischer Prozesse, vor allem im Gehirn. Das Gehirn wird als eine Art Computer aufgefasst. Die Frage wäre dann nur: Wer hat diesen Computer programmiert? Damit wären wir wieder bei der Frage nach dem schöpferischen Geist, nach Gott.

Der Spiritualismus glaubt an einen schöpferischen Geist - Christen nennen ihn Gott -, der die Welt und das Leben geschaffen hat. Denn wir wissen aus Erfahrung: Je komplexer etwas ist, zum Beispiel der menschliche Körper, umso geringer ist die Wahrscheinlichkeit zufälliger Entstehung. Es ist zuerst als Idee da, als etwas Geistiges, und erst dann wird es materiell verwirklicht. Weil Gottes Weisheit und Verstand alles menschliche Verstehen übertrifft, darum können wir nicht sagen, wie Gott alles geschaffen hat; es bleibt sein Geheimnis. Wir können uns nur Gedanken und Vorstellungen darüber machen. Zu allen Zeiten haben sich die Menschen Gedanken darüber gemacht, wie die Welt und das Leben entstanden sein könnten. So sind auch die phantasievollen biblischen Erzählungen von der Schöpfung (1.Mose 1 und 2) entstanden. Sie sind keine naturwissenschaftlichen Erklärungen, sondern wollen nur den Glauben bezeugen, dass Gott alles geschaffen hat. Man darf sie darum nicht mit heutigen naturwissenschaftlich geprägten Vorstellungen vergleichen, sonst würde man Inkommensurables vergleichen. Aber auch die heutige Naturwissenschaft kann nicht schlüssig rational beweisen, wie die Welt und das Leben entstanden sind. Es gibt nur naturphilosophische Gedanken darüber, aber nicht naturwissenschaftlich bewiesene Erklärungen. Uns bleibt nur der Glaube an einen Schöpfergott. Wer diesen Glauben ablehnt, dem bleibt nur der Glaube an einen blinden Zufall mit all den genannten Konsequenzen bis hin zum Nihilismus, der völligen Sinn- und Zwecklosigkeit von allem.

Rationales und Irrationales Die Erfahrung zeigt: Es gibt Dinge im Leben, die wir mit unserm Verstand erklären können; wir nennen es das Rationale (lat. ratio = Verstand, Vernunft). Es gibt aber auch Dinge, die wir so nicht erklären können; wir nennen es das Irrationale. Vieles im Leben ist irrational, gerade auch Leben und Tod. Die Frage ist nur: Wie gehen wir mit dem Irrationalen um? Verdrängen wir es aus unserm Bewusstsein? Wollen wir nicht darüber nachdenken und uns nur mit dem Rationalen beschäftigen und alles Irrationale ist tabu, das heisst, man spricht nicht davon? Oder glauben wir an den Fortschritt, der einmal alles erklären und machen kann? Oder können wir das Irrationale vertrauensvoll Gott überlassen im Bewusstsein, dass er alles weiss und alles richtig machen wird? Gerade Männer, die sich im Alltag immer nur mit dem Materiellen befassen, haben oft Mühe mit dem Irrationalen, haben kein Verständnis für das Philosophische und Religiöse, weichen dem aus. Sie sagen, sie wollen nur glauben, was man sehen und beweisen könne. An Mitmenschen sind sie nur soweit interessiert, als wirtschaftliche oder politische Interessen im Spiel sind. Damit verschliessen sie sich selbst dem Religiösen, dem Glauben gegenüber. Frauen interessieren sich hingegen weniger für materielle Dinge als vielmehr für Menschen und ihren Charakter, ihre geistige Einstellung, ihre Gesinnung. Damit stehen sie auch dem Religiösen näher, aber auch den Kindern, die persönliche Zuwendung, Liebe, Verständnis brauchen.

Wie gesagt, Leben und Tod sind etwas Irrationales, etwas, das unsern Verstand übersteigt, transzendiert. Der Mensch kommt mit einem Urvertrauen zur Welt, mit einem Vertrauen in das Leben, in die Eltern, in Gott. Wenn man Kindern sagt, der liebe Gott habe das Leben geschaffen, und er liebe uns Menschen, dann haben sie keine Mühe, das zu glauben; das entspricht ihrem Urvertrauen. Sie hätten aber Mühe, wenn man ihnen sagte, niemand habe das Leben geschaffen, es sei zufällig geworden. Und wenn man den Kindern sagt, die soeben verstorbene Grossmutter sei nun bei Gott im Himmel, so können sie diese Antwort annehmen im Glauben. Himmel ist hier nicht im astronomischen Sinn gemeint, sondern bildhaft im religiösen Sinn, nämlich das, was geistig über uns ist, immer höher ist als unser Verstehen. In vornehmer Gesellschaft fragte einmal eine Dame den Philosophen Voltaire, ob er an eine Auferstehung und ein ewiges Leben glaube. Wahrscheinlich meinte sie, ein so Gebildeter werde das nicht mehr glauben. Voltaire, der sonst eher ein Spötter war, gab ihr eine gute und kluge Antwort: «Madame, der, welcher dem Menschen einmal das Leben gegeben hat, der kann es ihm auch ein zweites Mal geben.» Das ist eigentlich logisch. Ob Gott uns dieses neue und ewige Leben geben will, das ist eine Frage der Liebe. Wenn er uns liebt, dann wird er es uns geben. In Jesus Christus hat Gott uns seine Liebe geoffenbart. Christen vertrauen auf diese ewige Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen, und darum glauben sie auch an die Auferstehung und das ewige Leben. Allerdings wird das ein Leben ganz anderer Art sein, nicht eine Fortsetzung oder Wiederholung des irdisch-leiblichen Lebens, wie jene Sadduzäer meinten (Luk.20,27-40), als sie Jesus befragten. Man kann es als geistiges Dasein bezeichnen.

Die Philosophie der Aufklärung machte die menschliche Ratio oder Vernunft zum obersten Kriterium für alles, auch für den religiösen Glauben. Diese Philosophie ist darum ein Rationalismus, ein Glaube an die Vernunft. Die Vernunft ist zwar auch eine Gabe Gottes, aber sie hat ihre Grenzen. Es lässt sich nicht alles durch die Vernunft erklären und beweisen, und was nicht erklärbar und beweisbar ist, das ist deswegen noch nicht unvernünftig oder unwirklich. Es gibt eine theoretische Vernunft, die sich mit den rationalen, erklärbaren und beweisbaren Dingen befasst, so etwa mit den Naturwissenschaften. Und es gibt eine praktische Vernunft, die sich mit dem befasst, was nicht einfach rational erklärbar und beweisbar ist, mit dem Leben, mit Gott, mit dem Glauben, mit der Moral, mit Philosophie und Religion. Oft müssen wir jemandem einfach Glauben, Vertrauen schenken, können nicht zuerst einen Beweis verlangen, dass seine Aussage richtig oder wahr ist. In der Beziehung der Menschen untereinander spielt das Vertrauen eine wichtige Rolle. Man kann nicht für alles und jedes immer zuerst einen Beweis fordern. Nur Liebende lernen einander wirklich kennen, denn nur sie offenbaren einander ihr innerstes Wesen. Denken wir an ein Liebespaar.

So ist es auch mit Gott: Nur wer Gott liebt, kann Gotteserfahrungen machen und lernt so etwas vom Wesen Gottes kennen.

Erkenntnistheorie oder Noetik, Epistemologie Die Philosophie befasst sich auch mit der Erkenntnis-Frage: Wie können wir Erkenntnis, Wissen erlangen? Der Apostel Paulus sagt: «Unser Erkennen ist Stückwerk.» (1.Kor.13,9) Er meint damit vor allem die Erkenntnis religiöser Wahrheiten.

Der englische Philosoph John Locke (1632-1704) hat gesagt: «Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu», das heisst: Nichts ist im Intellekt, im Verstand, was nicht vorher in den Sinnen war. Das ist der Sensualismus, der sagt: Erkenntnis gibt es nur über die Sinnesorgane. Der Philosoph G.W.Leibniz (1646-1716) ergänzte Lockes Ausspruch durch den Zusatz: «... nisi intellectus ipse». Also: Nichts ist im Intellekt, was nicht vorher in den Sinnen war, ausser dem Intellekt selbst. Nur er kann Erkenntnis schaffen. Wie schon gesagt, ein Fotoapparat kann wie unser Auge Bilder aufnehmen und festhalten, aber damit ist noch keine Erkenntnis gewonnen. Dazu braucht es eben den Intellekt, den Geist mit seinen Kategorien des Denkens, der die Dinge und Ereignisse ordnet, beispielsweise nach Ort, Zeit, Ursache, Wirkung usw. Selbstverständlich spielen dabei auch Erfahrungen eine Rolle wie der Empirismus betont. Darum ist zum Beispiel in der Naturwissenschaft das Experiment wichtig. Aber nicht alles lässt sich messen, wägen, zählen. Man kann messen, wie gross ein Mensch ist. Man kann durch Tests auch seine Intelligenz einigermaßen messen. Aber die Charaktereigenschaften kann man so nicht messen, etwa wie gross seine Liebe und Treue und Wahrhaftigkeit ist. Und doch ist gerade das wichtig zu erkennen in der Beziehung der Menschen untereinander.

Wir müssen unterscheiden zwischen der Erkenntnis von Rationalem und von Irrationalem. Dass Wasser aus den chemischen Elementen Wasserstoff und Sauerstoff besteht, das kann man rational beweisen und erkennen. Wie unser Leben entstanden ist, das kann man nicht rational beweisen und erkennen, denn es ist für uns irrational. Übrigens hat auch die Zahlenreihe etwas Irrationales. Sie ist unendlich, und zwar werden die ganzen Zahlen immer grösser, die reziproken Zahlen immer kleiner. So haben wir das unendlich Grosse und das unendlich Kleine. Aber was ist die Unendlichkeit? Sie ist für uns etwas Irrationales, Unvorstellbares, Unerklärbares. Und doch haben wir ein Wissen von der Unendlichkeit dank unserem Geist oder Intellekt.

Rationales und intuitives Erkennen Viele Dinge erkennen wir durch unsern Verstand, unsere Ratio. Es gibt aber auch Dinge, die erkennen wir durch Intuition, Eingebung, ja durch Glauben, Vertrauen und Liebe. Wie schon gesagt, nur Liebende lernen einander wirklich kennen, denn nur sie offenbaren einander ihr innerstes Wesen, ihre Seele, ihren Geist. Menschen, die einander hassen, lernen einander nicht wirklich kennen in ihrem Wesen. Es genügt nicht, dass man einen Menschen nur in seiner äusseren Erscheinung kennt, man muss auch seinen Charakter, seine Art des Denkens, seine Gesinnung kennen. Der französische Dichter Antoine de Saint-Exupéry hat einmal gesagt: «Man sieht nur mit dem Herzen gut.» Das Auge sieht nicht alles, es braucht auch das Herz, das Gefühl, die Liebe, das Vertrauen, den Glauben. Nicht umsonst hat Pestalozzi für die Kindererziehung gesagt: «Kopf, Herz und Hand», das heisst der Verstand, die Liebe und das praktische Tun müssen zusammenwirken. Und in bezug auf die Gotteserkenntnis hat Anselm von Canterbury (1033-1109) gesagt: «Credo ut intelligam», das heisst: Ich glaube, damit ich erkenne. Viele möchten das umkehren und sagen, sie wollten zuerst Gott erkennen, bevor sie an ihn glaubten. Es gibt aber keine theoretische oder rationale Gotteserkenntnis, sondern nur eine praktische; nur durch die Liebe, den praktizierten Glauben, lernen wir Gott kennen. Auf die Frage der Schriftgelehrten, ob sein Wort wirklich Gottes Wort sei, hat Jesus geantwortet: «Wer den Willen Gottes tun will, der wird erkennen, ob ich von Gott aus rede oder nur von mir aus, nur Menschenwort rede.» Jesus hat auch nicht lautstark proklamiert: «Ich bin der Messias, der Christus.» Im Gegenteil, er hat sogar seinen Jüngern verboten, das zu proklamieren. Er hat immer nur zu Menschen gesagt: «Folge mir nach!», dann wirst du erkennen, wer ich bin. Ohne Glauben und Liebe können wir keine Gotteserfahrung machen und keine Gotteserkenntnis erlan-

gen. Der Glaube ist keine Theorie über Gott, sondern er ist eine Praxis mit Gott, ein Leben mit Gott, er ist etwas Existentielles. Die Bibel hat keine abstrakte theoretische Lehre über Gott, sondern sie berichtet von praktischen Erfahrungen, die Menschen durch den Glauben mit Gott gemacht haben. Darum enthält sie so viele «Geschichten». Man soll nicht etwas lehren, das man selber nicht tut. Man soll aber auch nicht etwas tun, von dem man nicht sagen kann, warum man es tut; es könnte sonst unverantwortlich sein. So gehören denn Leben und Lehre, Praxis und Theorie zusammen. Es gibt darum keinen nur theoretischen Glauben, aber auch keinen undogmatischen Glauben. Dogmatik heisst, erklären, was man glaubt und warum man etwas tut. Von der Dogmatik zu unterscheiden ist der Dogmatismus, der ein starres, für alle Zeiten gültiges System von religiösen und ethischen Lehren und Regeln aufstellen will.

Es gibt immer wieder Menschen, die meinen, Glauben und Denken würden einander ausschliessen. Wer sein Denken brauche, der habe den Glauben nicht nötig, und wer am Glauben festhalte, der mache keinen Gebrauch vom Denken, der Ratio. Diese Meinung ist falsch. Gerade wer gründlich denkt, der erkennt die Grenzen des menschlichen Denkvermögens und wie wir auch auf den Glauben angewiesen sind. Nicht umsonst hat der Philosoph Kant unterschieden zwischen einer theoretischen und einer praktischen Vernunft. Die theoretische Vernunft befasst sich mit den rational erklärbaren und beweisbaren Dingen, die praktische Vernunft befasst sich mit dem Irrationalen, den Problemen des Glaubens, der Religion, der Ethik, der Philosophie usw. Das Irrationale spielt in unserem Leben eine wichtige Rolle, denn vieles können wir nicht erklären, nicht begreifen, nicht verstehen. Die Warum-Frage kann oft nicht beantwortet werden. Da ist dann der Glaube wichtig, dass Gott weiss, warum etwas so ist. Wie der Apostel Paulus sagt: «Wir wissen, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken.» (Röm.8,28) Es gibt Ereignisse, die scheinen uns zufällig zu sein. Aber auch der Zufall ist noch in Gottes Vorsehung enthalten. Wir Menschen erkennen, dass wir alle einmal sterben müssen. Das gehört offenbar zur Vorsehung Gottes. Aber wann und wie das geschehen wird, das wissen wir nicht. Wir können Sorge tragen zum Leben, können es aber auch leichtsinnig aufs Spiel setzen, das steht in unserer Hand. Und trotzdem weiss niemand, wann und wie er sterben wird. Eigentlich ist das gut, ja gnädig, denn sonst gäbe es oft Panik.

Moral, Ethik Die Philosophie befasst sich wie die Religion auch mit der Frage der Ethik oder Moral: Was ist recht und gut, was ist unrecht und böse? Die Religion macht uns bewusst, dass Gott selber das Gute will und nicht das Böse. Auch wir Menschen sollen das Gute tun und nicht das Böse. Wir wissen jedoch aus eigener Erfahrung oder Beobachtung, dass nicht alles recht und gut ist, was Menschen tun. Es gibt viel Unrecht, viel Ungerechtigkeit, ja viel Böses, Kriminelles.

Warum ist das so, warum gibt es das Böse? Gott hat uns Freiheit gegeben, er wollte uns Menschen nicht als Marionetten-Puppen, sondern als Personen. Freiheit schliesst aber auch Verantwortung ein. Wir sind verantwortlich für unser Tun; Tiere sind es nicht. Immer wieder haben wir die Freiheit missbraucht und haben das getan, was nicht Gottes Wille ist, haben das Böse getan. Es gibt keine unbegrenzte Freiheit; das wäre Willkür und damit sinnlos. Die Bibel erzählt: Adam und Eva hatten grosse Freiheit, durften von allen Bäumen essen, nur von einem nicht, vom «Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen» (1.Mose 2,16-17). Doch gerade von dem wollten sie essen und missbrauchten damit ihre Freiheit etwas zu tun, das gegen Gottes Willen ist. Nun wussten sie aus eigener Erfahrung, was das Böse ist, wie es zum eigenen Schaden gereicht. Diese mythische Erzählung spiegelt unsere Situation wider; Adam und Eva sind wir. So lassen wir uns immer wieder vom Bösen verführen. Das Böse ist in dieser Welt eine harte Realität, die man nicht leugnen kann. Der Teufel ist ein Symbol, eine Personifikation des Bösen. Aber wir können das Böse, das wir tun, nicht auf einen Teufel abschieben, ihm die Schuld zuschieben; wir selber sind schuldig. Menschen können Teufel werden. Menschen können aber auch Engel werden, wenn sie andern helfen, sie vor Gefahren bewahren. Nur für die Maler sind Engel geflügelte Wesen!

Niemand hat gern, dass er betrogen oder bestohlen wird, und schon gar nicht,

dass er Opfer einer kriminellen Tat wird. Eine Gesellschaft kann nur bestehen, wenn die Menschen einander Vertrauen schenken können, wenn alle sich ethisch verhalten, moralisch verantwortungsbewusst handeln. Wir brauchen ethische Grundwerte, die nicht einfach jederzeit relativiert werden können. Unsere abendländische Gesellschaft und ihre Kultur ist wesentlich vom christlichen Glauben und seiner Ethik geprägt worden.

Es gibt in der Ethik eine sogenannte «Goldene Regel», die lautet: «Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu!» Diese Regel finden wir schon in der Bibel, der Bergpredigt Jesu, allerdings positiv formuliert: «Alles, was ihr wollt, dass es euch die Leute tun, das sollt auch ihr ihnen tun.» (Matth.7,12)

Eine intellektualistische Ethik beruht auf dem Glauben, dass der Mensch vernünftig genug sei, einzusehen und zu erkennen, was recht und gut ist, und dass er das auch tut. Man kann sich allerdings fragen, ob die Menschen immer so vernünftig handeln.

Eine humanistische Ethik beruht auf dem Glauben, dass der Mensch im Grunde genommen gut sei und das Rechte und Gute tun wolle. Das Böse beruht auf einer momentanen Schwäche seiner an sich guten Kräfte.

Die christliche Ethik beruht auf dem Glauben an die Liebe Gottes, die wir weitergeben wollen an unsere Mitmenschen. Nur wer sich geliebt weiss, der kann auch Liebe schenken. Christen wissen, dass sie bei aller Unvollkommenheit von Gott geliebt sind. Gott liebt alle Menschen, auch die Sünder; nur die Sünde liebt er nicht. Leider lieben nicht alle Menschen Gott, weil sie meinen, ohne Gott freier zu sein, was aber nicht stimmt.

Liebe ist hier nicht im psychologischen Sinn als ein Gefühl der Sympathie verstanden, sondern als Willen, ganz für alle Mitmenschen da zu sein, nicht nur für die Sympathischen. Sie ist im Gegensatz zur begehrenden Liebe (Eros) die hingebende Liebe (Agape), wie sie Jesus Christus vorgelebt hat, sogar noch am Kreuz. Alles, was aus Liebe geschieht, ist gut, und alles, was nicht aus Liebe geschieht, das ist nicht gut. Wer aus Hass etwas tut, der handelt schlecht, ja böse. Wer nur zum Schein etwas Gutes tut, nicht von Herzen, dessen Tun ist nicht wirklich gut. Gutes tun kann man scheinbar auch ohne Gott, ohne Liebe, aus andern Motiven. Böses tun hingegen kann man eigentlich nur ohne Gott, ohne Liebe, nur wenn man Gottes heiligen Willen missachtet. Augustin (354-430) hat darum gesagt: «Dilige et fac quod vis.» Liebe, Gott und deinen Nächsten, und dann tue, was du willst; du kannst dann nichts Böses tun. Das ist auch gemeint mit dem biblischen Liebesgebot: «Du sollt Gott lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst.» (Luk.10,27) Die «Zehn Gebote» in der Bibel (2.Mose 20) sind eigentlich nur Beispiele dafür, was Liebe zu Gott (Gebote 1-4) und Liebe zum Nächsten, zu den Mitmenschen (Gebote 5-10) ist. Diese Gebote sind im hebräischen Urtext nicht in der Befehlsform (Imperativ) geschrieben, sondern in der gewöhnlichen Aussageform (Indikativ), denn Liebe kann man nicht befehlen, man kann nur dazu ermuntern.

Christen glauben, dass Gott alle Menschen liebt; darum wollen sie auch Gott lieben und aus Liebe und Dankbarkeit das Gute tun. Wir Menschen sollen füreinander da sein, nicht gegeneinander. Wir sollen im Mitmenschen nicht einen Konkurrenten oder gar einen Gegner sehen, sondern den Bruder, die Schwester, und bereit sein zu helfen und zu dienen. Wenn Arbeit nur als Mittel zum Geldverdienen verstanden wird, dann wird sie zur Last, ja zum Fluch. Dann verdrängen wir den Konkurrenten, und es gibt Arbeitslosigkeit und soziale Probleme. Arbeit soll Dienst am Mitmenschen, an der Gemeinschaft sein, dann wird sie zum Segen. Nur wenn wir füreinander leben und nicht gegeneinander, nur dann kann das Leben gelingen, kann es sinnvoll, erfüllt, glücklich werden. Philosophie und Religion wollen uns dazu verhelfen.

C:\PHIL-REL.TXT - BS 1997

*Pfr. Benjamin Schweizer, Poststr. 25 A
8580 Amriswil.*

Geschrieben am 20.8.98 und „Pontius Pilatus“ v. Erwin Jaekle geschickt.

Für das Kapitel „Brauchtum“ unseres Ortsmuseums sammelte ich wie jedes Jahr am 1.4.1998 die **Aprilscherze** unserer Gegend. Nicht gerade witzig und so, dass wohl niemand darauf hereinfliege, wurde im „Limmattaler Tagblatt“ berichtet, im Egelsee werde neuerdings erfolgreich nach Erdöl gebohrt. Vor allem das beigegefügte Bild machte stutzig. Es verriet auf den ersten Blick, dass es sich nicht um die Wirklichkeit, sondern um eine primitive Bildmontage handelte. Man sah auf einem Ruderschiffchen eine einfache Dachlattenkonstruktion, die zu Erdölbohrungen ganz ungeeignet gewesen wäre.

Radio DRS jedoch brachte einen aussergewöhnlich guten Aprilscherz. Da wurde recht glaubhaft von zwei geschickten Professoren der Universität Bern berichtet, ihnen sei nach jahrelangen Versuchen die Kreuzung von Zitruspflanzen mit *Yucca filamentosa* gelungen. Da die neue, bereits in grösserer Anzahl vorhandene Pflanze erfreulicher Weise fähig sei, Ascorbingase, d.h. Vitamin C, auszutreten, habe sie die wissenschaftliche Bezeichnung „*Ascorbinia vulgaris*“ erhalten. Sie verbessere ganz wesentlich die Luftqualität und eigne sich daher bestens als gesundheitsfördernde Zimmerpflanze. Ein Sprecher der Heilmittelkontrolle des eidgenössischen Gesundheitsamts äusserte sich sehr erfreut und anerkennend zu dieser nützlichen Neuzüchtung, von der im botanischen Institut Bern offenbar bereits rund hundert Exemplare zur Verfügung stehen. Er bat allfällige Interessenten, sich zu melden, um die Wirkung auf das Wohlbefinden der Familien genauer abzuklären. Bisher seien erst vereinzelte Exemplare an grössere Betriebe abgegeben worden, was ein Sprecher der Firma Möbel Pfister bestätigte. Leider musste er aber auch noch auf einen Nachteil der neuartigen Zimmerpflanze hinweisen. Auf Lederpolstern lagere sich mit der Zeit ein feiner weisser Staub ab. Man müsse daher die empfindlichen Polstergarnituren mit Leintüchern abdecken und diese häufig im Freien ausschütteln und immer wieder gründlich waschen.

Im „Limmattaler Tagblatt“ erschien in Fortsetzungen vom 6. Februar bis zum 2. April 1998 **Peter Höners** grosser Roman „**Seifengold**“, der in Nairobi und Zürich spielt. Gold wird unterschlagen und illegal aus Afrika geschafft. In diesen brisanten Fall - es ist der letzte Roman einer Trilogie - werden Mettler, ein ehemaliger Schweizer Privatdetektiv, und sein afrikanischer Freund Tetu, ein kenianischer Kriminalbeamter, verwickelt.

Von Peter Höner, der inzwischen wieder im Aargau lebt, wird nächstens ein neuer Roman auf dem Buchmarkt erscheinen. Und wer sich irgendwo das Musiktheater „Die helvetische Sphinx“ anschaut, der wird ebenfalls auf Peter Höner stossen, der das Libretto zu diesem helvetischen Geburtstags-Musical schrieb. Höner verwebt in „Seifengold“ seine Krimi-Elemente in einer klugen Erzählstrategie, und das macht die Sache etwas gar kompliziert: Ken-Art-Geschäft in Zürich, Gemüsehandel, Goldschmuggel, etc.

Ich las den Roman ohne allzugrosse Begeisterung, weil Höner auch von Dr. Heinrich Boxler bei den Schweizer Schriftstellern der Gegenwart (Volkshochschulkurs) aufgeführt wird.

In letzter Zeit musste ich jeden Tag mehrmals die Geige hervorholen. Das **Orchester der reformierten Kirchgemeinde Zürich-Albisrieden** spielte vor Ostern im Alters-Pflegeheim Bachwiesen Zürich, konzertierte am Palmsonntagabend in der reformierten Kirche Ginsterstrasse und wirkte dort auch am Karfreitagsgottesdienst mit. Gespielt wurde die 1986 komponierte Messe von Paul Huber, St. Gallen, sowie die g-moll Chaconne von Henry Purcell, die Sinfonia „La passione di Gesù, Signor nostro“ von Antonio Caldara, und zum Abschluss von Georg Friedrich Händel „Concerto d-moll, Op. III. 5.

Gleichzeitig wurde mit Zusatzproben für den **katholischen Ostergottesdienst**, bei dem wir immer wieder aushelfen, Mozarts „Spatzenmesse“ und ein Chorstück von Händel eingeübt, was recht viel zu tun gab neben den Proben des **Seniorenorchesters Baden**. Dieses Orchester übt gegenwärtig anspruchsvolle Werke, so z.B. C.M. Ziehrer, op.466, Walter Borchert „Galanterie“, F.J. Gossec „Overture in G“, „Europäische Tänze“ von Eberhard Werdin und ausser dem allem „Deutsche Tänze“ von Beethoven und „Kontratänze“ von W.A.Mozart.

Diese sehr schöne Tanzmusik brachte die Präsidentin und den Dirigenten des Seniorenorchesters auf den Gedanken, für den nächsten Auftritt im Spital Baden auch noch zwei schweizerische Kontratänze einzuüben. Ich schlug „La Triomphante“ und „La Voluptueuse“ vor, da diese beiden Quadrillen recht einfach sind und für die Tanzenden keine komplizierten Figuren enthalten. Acht Personen des Orchesters werden also diese beiden Tänze tanzen, während die übrigen Orchestermitglieder für die benötigte Musik besorgt sein werden.

Am Karfreitag reiste ich nach dem oben erwähnten Gottesdienst direkt nach Meilen zum Mittagessen. Für Ueli hatte ich eine kleine Eibe (*Taxus baccata*) und ein ebenso kleines „Pfaffehütli“ (*Euonymus europaea*) ausgegraben und eingetopft. Offenbar will er die Eibe durch kunstvollen Schnitt phantasievoll gestalten.

Nach dem Ostergottesdienst fuhr ich direkt zu Martha nach Wetzikon. Ihr brachte ich Orangen und Kiwifrüchte. Wie letztes Jahr hatte sie ihre Leute eingeladen. Rägi Gubler mit Barbara und Markus, sowie Brigitt und Richi Schlatter waren da. Barbara hatte ihre Geige nicht bei sich, und da Martha Werners Geige für Fr. 4000.- verkauft hat, konnten wir nicht wie an Weihnachten musizieren. Auch das Cello, auf dem Cornelius seinerzeit spielte, ist verkauft, und zwar, wie ich hörte, für genau Fr. 6000.-.

Marthas Terrassen-Garten hat nun sehr schöne Mäuerchen, bei deren Erstellung offenbar ein Nachbar behilflich war. Der Rebstock an der Hausecke wurde schon im Herbst zurückgeschnitten.

Wie letztes Jahr stellten Marthas Töchter zum Nachtessen aus „geriebenem“ Kartoffelsalat einen Osterhasen in Lebensgrösse her. Seine Ohren bestanden aus zwei grossen Bärlauchblättern, seine Schnauzhaare aus Schnittlauch, seine Augen aus Haselnüssen. Oder waren es Weinbeeren? Gemütlich hockte dieser Osterhase in seinem Nest aus rotem und grünem Blattsalat. Zusammen mit Wienerli wurde er verspeist.

Schwester Martha übergab mir beim Abschied vier vorn und hinten eng beschriebene Blätter mit „verdrehten Gedichten“ von Paul Altheer. Sie sagte, das sei doch meine Handschrift. Und in der Tat: So schrieb ich vor etwa 60 Jahren. Da einiges auf den vergilbten Bogen nur noch schwer zu entziffern ist, und da ich gerade etwas Zeit habe, schreibe ich diese komisch-witzigen Verse hier noch einmal ab. Wer weiss, vielleicht kann jemand das eine oder andere „Gedicht“ als Produktion an einem Anlass verwenden.

„Künstlers Erdenwallen

*Manchmal, beim Spazierengehn / kann der Mensch das Schauspiel sehn,
wie ein Mann mit schöner Haartracht / eine Bummelfusstour macht.*

*Hände tief im Hosensacke, / auf der Brust die Sammetjacke,
Zigarette tief im Winkel, / unterm Kopfhaar einen Dünkel
unterm Arm, anstatt ein Mädchen / ein zerknittertes Paketchen.*

*Inhalt: Wasser, Essig, Öl, / Landschaft, Akt, gemalter Löhl.-
Geld versteht er meist erst morgen / zu verdienen oder borgen,
ist ein Mensch voll guter Geister, / und durchaus kein Rechenmeister,
und ein schlechter Steuerzahler.*

*Überschrift: **Der Maler.***

*Wenn er in der Arbeit steckt, / ist er äusserlich verdreht,
aber innerlich da ist er / umso desto sauberer.*

*Da er oft, von früh bis abend / nichts tut, Feierabend habend,
fühlt sich dieser Mann mitunter / recht vergrüht und ziemlich munter.*

*Alsdann pflegt er gern mit Rauchen / seine Stündlein zu verbrauchen,
liebt auch einen guten Tropfen, / dito einen Jass zu klopfen.*

*Geld sowohl wie keins und Schulden / weiss er elegant zu dulden,
vollen oder leeren Magen / gleicherweise zu ertragen.*

Immer harrt er bessrer Zeiten, / die ihm meistens rasch entgleiten.

*Wenn das Glück sich bei ihm aufhält, / zahlt er meistens noch ein Aufgeld.
Stets doch ist nur kurz die Spieldauer.*

*Überschrift: **Der Bildhauer.***

In dieser Art folgen noch zwanzig weitere „verdrehte Gedichte“, mit denen ich mich gelegentlich auch noch befassen werde.

„Kind an junger Mutterbrust“, „Apfelstrudel“, „Jägerlust“,
 „Alte Frau mit gelber Stirne“, „Mausefalle“, „Alpenfirne“
 „Stiller Abend“, „Hans und Grete“, „Junger Jüngling mit Trompete“,
 „Affenkäfig“, „Frau in rot“, „Frau in gelb beim Abendbrot“,
 „Faule Fische“, „Frau in blau“, „Frau in grün beim Morgentau“,
 „Grüner Tisch mit Grammophon“
 Überschrift: **Der Kunstsalon.**

*Es fliegt, wie der Wind im Land weht, ist froh, wenn's von Hand zu Hand geht.
 Der eine liebt seine Wangen, der andre die schlanke Hand,
 der dritte hat ein Verlangen nach einem andern Gegenstand.
 Was Künstler wollen und wünschen, erfüllt es nach Möglichkeit,
 denn sein Leben ist ganz den Künsten und ihren Jüngern geweiht.
 Man sagt nur, was man verfügt, ihm, man ruft und schon ist es zur Stell,
 ja, selbst eine Karte genügt ihm.*
 Überschrift: **Das Aktmodell.**

*Er stellt sich, an Bewundrung voll vor ein Porträt und fragt: Was soll,
 was soll das nur bedeuten?
 Da steht er, einfach, frei und schlicht und kümmert sich den Teufel nicht
 um das Gespräch von Leuten.
 Wohl findet er noch das und dies, was etwa sich verbessern liess,
 doch macht er kein Geschreie.
 Er deutet nur Zuweilen an, was er versteht, und was er kann.*
 Überschrift: **Der Laie.**

*Ein gelber Himmel, ein roter See, ein grün-gelb-blau gestreiftes Reh.
 Ein Mann wie eine Schlangenlinie, ein Elefant wie eine Pinie.
 Ein Krokodil als Fledermaus, ein regenbogenfarbiges Haus,
 ein okergelber Apfelschimmel und noch einmal ein gelber Himmel
 Ein rundes Haus, ein grader Wurm, ein eckiger Hund ein krummer Turm,
 ein heller Wald mit dunkler Lichtung.*
 Überschrift: **Die neue Richtung.**

Der Gesangverein

*Ein schlanker Mann ist wohlgenut, vergnügt und aufgeweckt und froh.
 Vielleicht indessen aber tut er lediglich nur so.
 Er steigt in seinen eignen Tönen, ein hemmungsloser Held, empor,
 als wie ein Mann in Luftballönen.
 Vielleicht auch kommt's uns nur so vor.
 Dort droben aber treibt er Triller, schlägt Purzelbäume wie ein Kind.
 Vielleicht indessen aber will er was andres und gehorcht dem Wind?
 Ein Schrei - Er kippt - Nun kommt das Schlimme
 Die Katastrophe prallt hervor---
 Doch nein, es kippte nur die Stimme.*
 Überschrift: **Der Tenor.**

*Auf der unsichtbaren Leiter ungehemmter Sangeslust
 steigt ein Mann hinab mit breiter, sogenannter Heldenbrust.
 Wie der Frosch an Regentagen sich verkriecht und Wasser lappt,
 steigt der Mann mit Wohlbehagen tiefer noch, wobei er schnappt.
 Nicht nach Tier und Menschen schnappt er, denn er ist kein übler Schuft,
 auch nicht etwa ein verkappter, denn er schnappt allein nach Luft.
 Und an unsre schönen Ohren mit der edlen Stimme dringend
 scheint der Mann sich immer singend, in den Grund hinein zu bohren.
 Tiefer stets, aus dunklen Schluchten, scheint die Stimme, leis und leiser*

sich zu uns empor zu wuchten, schon beinah ein bisschen heiser.
 Weinend stehen Menschengharen, schreien, zetern, schnaufen, lallen,
 denn man sah mit Haut und Haaren ihn ins Bodenlose fallen.
 Und es wird ihm nie gelingen, nicht in Liebe, nicht in Hass, wiederum emporzudringen.
 Überschrift: **Der Bass.**

Auf den goldnen Mittelwegen, fern von jeglichem Extrem, wandelt er dem Ziel entgegen.
 Diese Wege sind bequem, weder zackig noch bekieselt, jeder Schritt ist ein Gewinn,
 und das Menschenleben rieselt auf denselben nur so hin, ohne Sensation und Orgien.
 Solche Dinge sind dem Mann, welcher hier verweilt, verborgien, so dass er nicht fehlen kann
 Denn er braucht sich nur zu richten nach dem quasi Nebenmann, alsdann stolpert er mitnichten
 oben nicht und unten an. Jeder ist in dem Theater seines Vaters echter Sohn oder seines Sohnes Vater.
 Überschrift: **Der Bariton.**

Jeder kluge Bürger weiss es: Wirklich lohnend stets und nun
 ist die Frucht des Menschenschweisses, wenn die Arbeit andre tun.
 Darum gibt es in Vereinen, wie man alle Tage sieht,
 allemal und immer einen, der die wahre Arbeit flieht.
 Wenn die andern sich die Seelen aus geschwollnem Halse schrein:
 Er will lediglich befehlen, sozusagen Häuptling sein.
 Doch im Hinblick auf die Ehre, die sich der Verein erwirbt
 tut er, als ob er es wäre, welcher für ihn lebt und stirbt.
 Kurz, die wahre Arbeit flieht er, jedenfalls ist sie nur klein,
 doch den Dank der Menschheit zieht er stets mit jener Würde ein,
 die man allenthalben kennt.
 Überschrift: **Der Dirigent.**

Männer, flüsternd oder stumm, stehn um einen Mann herum.
 Jeder hüstelt leise und - nimmt ein Blatt vor seinen Mund.
 Einer klopft mit einem Stecken, und die andern all erschrecken.
 Komisch. Wo doch hier, auf Ehre, einer gegen alle wäre.
 Immerhin ist's klar: Von allen liesse man sich's nicht gefallen.
 Dieser Steckenmann scheint ein ganz besondrer Mann zu sein
 Auf ein Zeichen von dem Mann, der seinen Stock als Waffe schwingt,
 reden alle miteinander, manchmal aber einer singt.
 Männer, Söhne, Freunde, Väter, sprechen in verschiedenem Ton,
 einer früher, einer später, leider weiss man nicht wovon.
 Mit Schikanen oder Finten kommt der eine langsam vor.
 Einer bleibt getrost dahinten.
 Überschrift: **Der Chor.**

Ein Schuster, ein Lehrer, ein Schneider, ein Brauer, ein Strassenkehrer, ein biederer Bauer,
 ein Müller, ein Maler, ein Metzger, ein Färber, ein Schreiber, ein Prahler,
 ein Drucker, ein Gerber,...ein jeder ganz flüchtig besehen, von der Sorte,
 die brav ist und tüchtig an ihrem Orte.
 Doch brenzlich und kritisch wird's dann zum Entsetzen, wenn sie sich politisch in Szene setzen.
 S'hat keiner nen Schimmer von solchen Dingen, drum muss sowas immer vorbeigelingen.
 Verfehlt und missraten sind Werke und Taten
 Überschrift: **Nationalratskandidaten.t**

Es plätschert ohne Ziel und Ende. Ein lauter Mann verrenkt die Hände
 Es plätschert ohne Rast und Ruh. Die andern alle hören zu.
 Der eine schwimmt in seinen Phrasen. Er klettert bergwärts in Ekstasen.
 Er steigt herab in jähem Sprung, in Tiefe, Tal und Niederung.
 Und des Geplätschers steter Fluss ist weder klug noch ein Genuss.
 Indess begreift ja ohnehin von allem keiner je den Sinn,
 noch heute, noch morgen oder später.
 Überschrift: **Der Volksveftreter.**

Streicht einer beständig hin und her, als ob er ein richtiger Landstreicher wär.
 Bald streicht er in unaufhaltsamem Lauf - hinauf,
 dann wieder streicht er froh und munter - hinunter.
 Bald trippelt er schnell - auf einer Stell, sozusagen an Ort.
 Dann streicht er wieder gemächlich fort, streicht abermalen ein Stück - zurück
 und gleich darauf rasch hinunter und wieder hinauf-
 und nochmals hinunter, hinauf, an Ort - und so fort - stundenlang, ungelogen
 Überschrift: **Der Fiedelbogen.**

Die Hänge sind mit Schnee bedeckt. Die feuchten Tannenzweige trauern.
 Der Schmetterling, der Käfer lauern - in irgend einem Loch versteckt.
 Die Katze wärmt sich, wo sie kann. Die Menschen gehn in schweren Pelzen.
 Des Nordens Winde aber wälzen die Kältewellen nur so ran.
 Es regnet nun in Permanenz. Man spürt, es würde lieber schneien.
 Man friert allein und friert zu zweien.
 Überschrift: **Der Lenz.**

Wo des Menschen erster Schritt - hingehet, geht er treulich mit.
 Strassen, Steige, Treppen, Brücken - neben auserlesnen Tücken
 nimmt er mit erforderlicher Würde - langsam aber sicher.
 Gärten, Wiesen, Wald und Felder - bilden seine Aufenthälter.
 Selbst auf Dächern und Balkonen - sieht man ihn bisweilen thronen.
 Teils gezogen, teils geschoben - manchmal aber auch getragen
 kommt er selbst ganz hoch nach oben.
 Überschrift: **Der Kinderwagen.**

In zartester Schlankheit, endlos wie eine Geisteskrankheit,
 glatt und glitschig - beinahe kitschig...
 Wie sie sich reckt - und wie sie schmeckt! Wie sie sich windet - und Ränke findet!
 Wie sie flutscht, wenn sie hinunterrutscht! Der reinste Strudel.
 Überschrift: **Die Nudel.**

Ein stummer Zug nimmt seinen Gang. Aus dunklen Toren stürzen Haufen...
 Zuweilen mit Trompetenklang, dann wieder stummes Weiterlaufen.
 Es ist ein endlos langer Zug. Seit Tagen quillt er aus den Toren.
 Ist es noch immer nicht genug? Wohin hat sich sein Weg verloren?
 Kein Wall erhebt sich, der ihn hemmt; kein Berg wirft sich dem Strom entgegen.
 Der stumme Heerwurm überschwemmt und droht ein Weltreich wegzufegen.
 Der Mensch steht nur noch hilflos da - vor diesem Drängen, Stossen, Rupfen.
 Er weiss nicht mehr, wie ihm geschah.
 Überschrift: **Der Schnupfen.**

*Kurz und voll Leidenschaft ist ihr Leben. Es ist ihr vom Schicksal vorausbestimmt,
sich demjenigen brennend hinzugeben, der sie als erster verlangt und nimmt.
Nun glüht sie an seinem Mund, die Kokette.
Er küsst ihren schlanken, weiss-schimmernden Leib und nennt sie Genuss und Zeitvertreib...*
Überschrift: **Die Zigarette.**

*Flegel und Gentleman. Hitze und Rauch. Mischung von jedermann und jederfrau auch.
Zeitung und Schundroman, Schinken und Brot. Kreuzjass und Grössenwahn. Polster und Kot
Schläfer und Zeitvertreib lieblich gepaart. Schweiger und Schnorricheib...*
Überschrift: **Die Eisenbahnfahrt.**

*Lärm, dass sich die Wände biegen, Fenster klirren, Töpfe fliegen,
Kinder brüllen, Türen krachen, Rachen tut sich auf um Rachen.
Tische Fallen, Stühle brechen, Teller bersten, Gabeln stechen.
Laut kriecht dann Stück um Stück...*
Überschrift: **Familienglück.**

*Du stehst bei Sturm und Regenzeit - und harrst auf sie und bist bereit.
Das Wetter speit dir ins Gesicht. Sie aber kommt noch immer nicht.
Du schaust die Strassen hin und her und denkst: „Wenn sie's doch endlich wär...“
Du suchst sie mit dem Augenstern. Sie aber bleibt noch immer fern.
Du stehst dir bis zum Lampenschein die Beine in den Bauch hinein.
Du schimpfst im Wettstreit mit den Raben: „Du kannst mich künftig gerne haben.
Du bist mir eine schöne Gret! Wenn du mal kommst, dann viel zu spät.“
Das Schimpfen aber hilft zwar nicht, denn meistens, leider, kommt sie nicht.
Drum machst du plötzlich kehrt, entschlossen, und gehst, ein „Bitzeli“ begossen,
und denkst dir weiter nichts dabei, als dass sie doch ein Luder sei.
Doch, siehe da, Thimotheus, das Pech ist wieder mal im Schuss.
Kaum gabst du deinen Posten auf, da naht sie sich in hellem Lauf,
Stürmt wild vorbei im Grössenwahn und ruft mit höhnischem Geschelle:
„Hier ist nun keine Haltestelle!..“*
Überschrift: **Die Strassenbahn.**

*Brodelnde Fülle verworrener Stimmen, die in Tiefen steigen, auf Höhen klimmen,
bald leise, gedämpft, bald schärfer und lauter, fremdartig die einen, die andern vertrauter.
Geklingel von Gläsern, Löffeln, Tabletten, Qualm von Zigarren und Zigaretten.
Mäntel und Hüte mit matten Bändern, marmorne Tische, rund und zu klein,
tropfende Schirme in wackligen Ständern, Streichholzstein an Streichholzstein.
Kellner in Frack und zerknitterter Weste, Pianogeplätscher, Geigengekreisch.
Klopfende Nickel, geduldlose Gäste, Stehkragenpanzer - lockendes Fleisch.
Billardgeklapper, Kontrollkassengerassel. Gespräche: Theater, Valutawert,
Pferde, Frauen, überhaupt Gequassel...*
Überschrift: **Kaffeehauskonzert.**

Nachbarskinder.

Etwa eine Woche vor Ostern 1998 klopfte's zaghaft an meiner Haustüre. Da ich die beiden kleinen Nachbarskinder vor meinem Haus stehen sehe, öffnete ich sofort das schmale Fenster neben der Türe, um nach den Wünschen der Kleinen zu fragen.

Der kleine Morris tritt mit einer feuerroten Pistole zielend auf mich zu, und hinter ihn stellt sich seine etwas ältere Schwester Alexandra, die bereits den Kindergarten besucht. Der Knabe ist offensichtlich ganz aufgeregt, und er richtet mit vor Angst zitternden Händchen seine Pistole direkt auf mich. „Ja, willst du mich erschiessen?“ frage ich ihn, und er beginnt beinahe weinend etwas Unverständliches zu stottern. Schliesslich wendet er sich um und bittet seine lächelnd hinter ihm stehende Schwester mit den Worten: „Säg du's“, das vorgefallene Ereignis zu erzählen.

Da berichtet die Kleine, ihr Bruder und sie hätten mit richtigem Moos Osternestchen gebastelt, und ihr Mami habe vorgeschlagen, sie sollten doch ihre Nestlein noch mit Blumen schmücken, das gefalle bestimmt dem Osterhasen. Da hätten sie in der Wiese „Müllerblüemli“ gesucht. Morris aber habe in meinem Garten eine rote Tulpe abgerissen, und dafür müsse er sich nun bei mir entschuldigen. „So, so“, sagte ich, „das ist wirklich schlimm für die arme Tulpe. Aber sie lebt ja noch. Vielleicht macht sie nächstes Jahr wieder eine schöne rote Blüte. Jetzt bist du entschuldigt, und du kannst in der Wiese noch kriechenden Günsel, Gundelrebe und „Katzenäugli“ suchen.“ Sichtlich erleichtert rannten die beiden heim.

An einem Nachmittag kurz nach Ostern 1998 hatte ich mich hingelegt und lag etwa um halb zwei Uhr in tiefem Schlaf. Da klopfte jemand laut an meiner Haustüre. Der vom Hufschmied meiner Einheit im Aktivdienst 1939 bis 1945 kunstvoll handgeschmiedete ringförmige Türklopfer ist wirklich nicht zu überhören, wenn er richtig betätigt wird. Ich hüpfte rasch in meine Hosen und rannte in die Wohndiele, um durchs schmale Fenster neben der Haustüre festzustellen, wer da gekommen ist. Da ich weder auf dem Vorplatz noch auf dem Eingangsweg jemanden erblicken konnte, schaute ich auch noch durch die Wohnstubenfenster auf die Holzmatzstrasse hinaus, entdeckte aber niemanden.

„Will mich da jemand necken?“ fragte ich mich und betrat erneut mein Schlafzimmer. Aus dem Fenster blickend sah ich die beiden Nachbarskinder kichernd und lauernd hinter dem Gebüsch beim Gartenhaus.

Kurz entschlossen öffnete ich das Schlafzimmerfenster und rufe den Kleinen zu: „Habt ihr vorhin an meine Haustüre geklopft?“ und erhalte prompt die Antwort: „Nei, der Osterhas.“ „Ja, wenn das so ist, dann muss ich natürlich genauer vor meiner Haustüre nachsehen“, sage ich.

Ich finde tatsächlich nahe bei der Hausmauer ein „Osternestli“ und darin sitzt gemütlich ein von Frau Nachbar gebackener Osterhase. Ein buntbemaltes Ei hat er tatsächlich auch schon gelegt, und die inzwischen herbeigeeilten Nachbarskinder erklären mir den genauen Sachverhalt. Der kleine Morris sagt z.B.: „Dieses schöne Ei hat Alexandra für dich bemalt.“

Am 27. Mai 1998 sollte um 19 Uhr in Zürich-Albisrieden die Generalversammlung des Orchestervereins stattfinden. Ich war in grosser Eile, wollte die Schwimmlektion ausnahmsweise mit der früher angesetzten Gruppe, d.h. von 18 bis 18.30 Uhr besuchen. Wie 1997 wollte ich etwas zur Jahresversammlung beitragen. Salate für das Nachtessen vorbereiten und Kuchen backen konnte ich nicht, wohl aber einige Blütenzweige und Pfingstrosen abschneiden und mitbringen.

Als ich im Garten eilends eine schöne Dekoration für das Sitzungszimmer zusammensuchte, rief mir plötzlich der kleine Morris einen Gruss zu. Ich sah den Knaben zwar nicht, denn er stand hinter den die Grenze bildenden Gebüsch. Da trat ich näher zum Zaun und erwiderte den fröhlichen Gruss. „Soll ich dir auch einen Brief schreiben?“ fragte mich Morris. „Ja, natürlich, ich habe stets grosse Freude, wenn ich einen schönen Brief bekomme. Steck ihn einfach in meinen Briefkasten bei der Gartentüre, denn ich muss jetzt dann gleich mit dem Auto nach Zürich fahren“, lautete meine Antwort, und Morris rannte sofort heim, um mir den versprochenen „Brief“ zu schreiben.

Ich war gespannt, geht doch der Kleine noch nicht einmal in den Kindergarten. Wie würde der von ihm „geschriebene“ Brief wohl aussehen? Ich wollte eben das Haus verlassen, da kam Morris bereits mit dem fertigen „Brief“ das Weglein heraufgerannt. In der Hand trug er ein grosses weisses Blatt (Format A3), auf das er mit hastigen Strichen eine strahlende Sonne mit lachendem Gesicht gemalt hatte. Ich lobte natürlich sein Kunstwerk, das ich viel lieber erst bei meiner Heimkehr um 23 Uhr aus dem Briefkasten genommen hätte.

Doch Morris drängte ins Haus hinein, und es sollte sich bald zeigen weshalb. Er realisierte wahrscheinlich nicht, dass ich gerade dabei war, das Haus in Eile zu verlassen und er fragte mich ganz ungeniert: „Hast du noch Apfelschnitzli?“ Aha, darauf hatte es der kleine Schlaumeier mit seinem Brief abgesehen, den er wohlweislich nicht in den Briefkasten steckte.

Natürlich gab ich ihm eine Handvoll „Öpfelstückli“, die er unten in den Saum seines Kittelchens wickelte. Dabei erblickte er auf der Ecke meiner selbstgebastelten Wohndielentruhe zwei ungleich grosse Schokolade-Marienkäfer, ein Schokolade-Herzchen und ein Schokoladetäfelchen vom Bahnhofbuffet Zürich. Sofort fragte er mit ungenierter Natürlichkeit: „Sind diese Sachen alle für uns?“

Im ersten Augenblick wusste ich nicht, was ich sagen sollte, denn es war für Morris offensichtlich schwierig, so unterschiedlich grosse Süssigkeiten mit seiner Schwester Alexandra gerecht zu teilen. Doch ich wollte den Kleinen nicht enttäuschen und sagte: „Ja, natürlich, du darfst alles mitnehmen.“ Freudestrahlend packte Morris die Geschenke ein und machte sich auf den Heimweg.

Die Tatsache, dass Morris nun wahrscheinlich Gewissenskonflikte bewältigen musste, liess mir lange Zeit keine Ruhe. Würde er Alexandra den kleinen Käfer geben und den grossen mit schlechtem Gewissen selber essen? Würde er das Schokoladeherzchen als gleichwertig wie das Schokoladetäfelchen ansehen? Würde über die Verteilung der kleinen Geschenke gar ein grosser Streit ausbrechen?

Als ich am nächsten oder übernächsten Tag die Mutter der beiden Kinder antraf, legte ich ihr den schwierigen Fall vor und fragte, wie die Sache ausgegangen sei. Sie beruhigte mich und meinte, bei ihren Kindern sei das Teilen kein Problem. Die zu teilenden Sachen seien in einer Schachtel und würden stets einzeln und gerecht verteilt.

Verlorene Schlüssel

Verlorene und verlegte Schlüssel, aber auch verlorene und verlegte Brillen, können uns zur Verzweiflung bringen. Wenn sie plötzlich nicht mehr auffindbar sind, ergibt sich eine herrliche Gelegenheit zu endlosem Ärger, denn kein Fahrplan, kein Telephonbuch, keine Zeitung kann mehr gelesen werden,...und verzweifelt stehst du immer wieder vor verschlossenen Türen, Schränken, Schubladen,....Und nicht nur das. Du kommst dir vor als der letzte Idiot, der seine Sachen verlegt und verliert.

Vor fünfzig Jahren, im Frühling 1947, war plötzlich mein grosser Schlüsselbund nicht mehr, wo er sein sollte. Mit der Hilfe meiner Frau Maria suchte ich ihn verzweifelt im ganzen Haus. Wir konnten fortan keine vernünftige Arbeit mehr erledigen, dachten immer nur noch an die vielen Schlüssel, die man damals noch benötigte. Wir überlegten scharfsinnig, wo überall wir in der letzten Zeit gewesen waren, suchten im Keller, in der Küche, in allen Zimmern, im Estrich und auch im recht grossen Garten. Plötzlich fehlten mir etwa zwanzig Schlüssel, von denen ich vor allem die vielen Schulhausschlüssel vermisste.

Das Schulhaus konnte ich, wie die Schülerinnen und Schüler, erst betreten, wenn der Hauswart es öffnete. Wenn das Lehrerzimmer, ein Klassenzimmer, die Turnhalle,....geschlossen waren, musste ich abwarten, bis ein Kollege mir zu Hilfe kam, und in meinem Zimmer blieben mir alle Schränke und die Pultschublade unzugänglich, kurz, es war ein unhaltbarer Zustand.

Da auch in keinem Fundbüro die vermissten Schlüssel auftauchten, musste ich nach und nach für Ersatz sorgen. Der Schlüssel für die Schulhaustüre und der Passepartout brachten die erste Erleichterung, und im Sommer 1947 waren schliesslich alle Schlüssel ersetzt.

Als schönes Schulreisewetter angesagt war, holten wir den Rucksack und die übrige Wanderausrüstung hervor, und nun fanden wir auch den so schmerzlich vermissten Schlüsselbund. Er steckte in einem meiner Bergschuhe.

Wie und weshalb hatten sich wohl die Schlüssel in die Schuhe verirrt? Die Antwort auf diese Frage ist denkbar einfach. Meine beiden kleinen Buben, der vier Jahre alte und der Einjährige, hatten offenbar damit gespielt und vergessen, wohin die Schlüssel gelangt waren.

Das war mir eine Lehre. Bis zum 15. Juni 1998 verlor ich nie mehr einen Schlüssel.

Am Montag, 15. Juni 1998, um 15 Uhr 10, (nach der Senioren-Volkstanzprobe) schloss ich die Schranktüre im Saal des Alters- und Gesundheitszentrums. Mit meinen Tonbändern und den übrigen beim Tanzen benötigten Utensilien in einem Plastiksack verliess ich den hübschen Saal auf der Ostseite. Als ich etwa fünfzig Meter zurückgelegt hatte, erreichte ich die Bremgartnerstrasse, querte sie und beim Eingang in die Freizeitanlage wollte ich meinen Schlüsselbund aus der Kitteltasche ziehen.

Ich benötigte ja in den nächsten Minuten meinen Hausschlüssel. Doch ach....der Schlüsselbund war nicht mehr da und auch nirgends aufzufinden. Ich durchsuchte alle meine Taschen. Die Schlüssel konnten ja ausnahmsweise in den Hosen, statt im Kittel stecken. Das war aber nicht der Fall. Mein Gehirn arbeitete immer rascher. Sofort kehrte ich um, den Blick aufmerksam auf den Boden gerichtet, wo die Schlüssel doch seit wenigen Minuten liegen mussten. Auf dem Bänklein am Fussweg zum Alters- und Gesundheitszentrum packte ich meinen Plastiksack aus und durchsuchte jeden Briefumschlag. Da trotz sorgfältiger Auslegeordnung kein Schlüssel gefunden wurde, schritt ich noch mehrmals, leider ergebnislos suchend, die Strecke ab, auf der sich doch mein Schlüsselbund befinden musste.

Nach etwa einer Stunde wendete ich mich endgültig heimwärts und überlegte trübsinnig, welches Fenster ich nun einschlagen musste, um in mein Einfamilienhaus und ans Telephon zu gelangen. Auch dachte ich bereits an den Schreiner und den Glaser, die sofort zur Reparatur des Einbruchschadens bestellt werden müssten.

Es ist ein sonderbares Gefühl, vor seinem eigenen Haus zu stehen und nicht eintreten zu können. Ein zweiter Hausschlüssel befindet sich zwar bei meinem Sohn in Meilen. Ich müsste hinreisen, vielleicht lange warten, bis jemand der Familie von der Arbeit kommt...doch da erinnerte ich mich glücklicherweise an die Tatsache, dass ich ja vor Jahren auch meinen Nachbarn für die Zeiten meiner Ortsabwesenheit einen Haus- und einen Briefkastenschlüssel anvertraut hatte.

Glücklicherweise war die freundliche Nachbarin zu Hause, und mit ihrer Hilfe kam ich schliesslich heim, fand im Telephonbuch unter Stadtverwaltung auch die Nummer von „Polizei und Fundbüro.“ Ich erklärte dem Herrn meine Lage, und der tröstete mich. Voraussichtlich würden die Schlüssel von einem ehrlichen Finder im Lauf der Woche abgegeben, und wenn einer davon zum KESO- oder KABA-Patent gehöre, dann bekäme ich vom Fundbüro sofort einen Anruf. Falls man mich nicht erreiche, solle ich auf alle Fälle am Ende der Woche ins Fundbüro kommen.

Das Leben konnte nun mit Einschränkungen weitergehen, hatte ich doch in meinem Büro einen zweiten Auto- und auch einen zweiten Hausschlüssel. Doch ach, es fehlten ja immer noch der Schrankschlüssel des Übungslokals und - viel schlimmer - der Hausschlüssel des Ortsmuseums.

Nochmals die Strecke absuchend meldete ich mich im Alters- und Gesundheitszentrum und erklärte dem Leiter meine bedenkliche Lage. Ich bat ihn auch, uns am kommenden Montag den Schrank zu öffnen, falls der Schlüssel noch immer nicht wieder aufgetaucht sein sollte. Die fünf verlorenen Schlüssel zeichnete ich in Originalgrösse auf ein Blatt, auf dem ich auch meine Telephonnummer vermerkte, und gab es am Dienstagmorgen im Fundbüro ab. Damit könnten die Herren des Polizeipostens sofort erkennen, wessen Schlüssel auf den Posten gebracht wurden.

Am Mittwoch, um den Schlüssel nicht zu benötigen, traf ich erst um 07.45 Uhr, statt wie verabredet schon um 07.30 Uhr, beim Ortsmuseum ein. Einige Kommissionsmitglieder waren bereits eifrig an der Arbeit, und ich half den ganzen Vormittag kräftig beim Waschen der Fensterläden. Obwohl meine Gedanken stets um die verlorenen Schlüssel kreisten, verschwieg ich sorgfältig und mit grösster Beharrlichkeit diese ekelhafte Geschichte. Ich erwähnte sie mit keinem Wort und hoffte im Stillen, die Schlüssel seien an der nächsten Zusammenkunft der Heimatkundekommission wieder wie früher verfügbar.

Wenn ich aber glaubte, keines der Kommissionsmitglieder erfahre etwas von meiner lästigen Schlüsselgeschichte, dann hatte ich mich gründlich getäuscht.

Endlich, am Donnerstagabend, 18. Juni 1998, um 19 Uhr, als ich bereits vier bange Tage hinter mir hatte, meldete sich eine Frauenstimme am Telephon und teilte mir mit, meine Schlüssel seien im Polizeiposten abgegeben worden, ich könne sie am Freitag nach 07.30 Uhr abholen. Ich atmete auf, freute mich ganz gewaltig und fiel der Frau telephonisch, d.h. in der Phantasie, um den Hals.

Als ich aber am Freitagmorgen zur Eingangstüre des Stadthauses kam, war das Drama noch lange nicht zu Ende, denn die automatische Eingangstüre öffnete sich nicht, und ein grosses Plakat verkündete, es seien alle Büros den ganzen Tag geschlossen. Die Angestellten benützten das wunderschöne Wetter zu einem gemeinsamen Ausflug, was ich ihnen ja gönnte, was mir aber neue Umtriebe brachte. Ich dachte, einer der Polizisten wird doch wohl auf dem Posten zurückgeblieben sein und das Stadthaus bewachen.

Und in der Tat, bei der Polizei war ein Fenster halb offen. Sorgfältig schritt ich durch die Bepflanzung und stiess das Fenster ganz auf, sah aber im Innern des Gebäudes niemanden. Daher rief ich laut: „Hallo - hallo - ist denn wirklich niemand da?“ Aus dem verdeckten Hintergrund tauchte glücklicherweise einer der Polizisten auf, und ich begann, ihm meine Leidensgeschichte zu erzählen. Er aber brach das Gespräch am Fenster sofort ab und veranlasste mich, zum Hauptportal zu kommen, das er mir mit einer geheimnisvollen Fernbedienung öffnen konnte.

Am Polizei- und Fundbüro-Schalter erklärte er mir zu meiner grossen Enttäuschung, es sei momentan kein einziger Schlüssel und auch kein Schlüsselbund oder Schlüsseletui bei den gefundenen Sachen. Er fand auch das Blatt nicht, auf das ich alle meine Schlüssel so schön gezeichnet und am Dienstag, 16. Juni 1998, hier an diesem Schalter abgegeben hatte.

Schliesslich fragte er mich, wer mir denn telephonierte und mitgeteilt habe, die Schlüssel seien gefunden worden. Unglücklicherweise hatte ich den Namen des Anrufers in der Zwischenzeit vergessen, sagte aber, es sei eine Frauenstimme gewesen. Diese Mitteilung brachte endlich die Wendung zum Besseren. Im Gehirn des Polizisten klärte sich langsam die Sachlage. Er sagte, es sei auf dem ganzen Posten keine einzige Frau, und er vermute, der Anruf sei von der Kantonspolizei und nicht von der Stadtpolizei gekommen. Jene öffne in der Tat ihre Büros um halb acht Uhr.

Sofort marschierte ich zum Kantonspolizeiposten und brachte dort mein Anliegen vor. Und, siehe da, meine Schlüssel und ein A4-Blatt wurden aus dem benachbarten Zimmer hervorgebracht. Ich bestätigte den Empfang und fragte, was ich nun dem ehrlichen Finder und der Polizei schulde. Die Antwort lautete kurz und bündig: „Zehn Prozent.“ Da zehn Prozent von fünf Schlüsseln ein halber Schlüssel sind, und der Finder und die Polizei mit je einem Viertelschlüssel wohl kaum zufrieden wären, fragte ich noch, ob Fr. 20.- vielleicht angemessen wären. Der Herr meinte, das sie ganz mir allein überlassen.

Auf dem offiziellen Formular stand, ein Herr Roland Fäs, wohnhaft an der Bremgartnerstrasse 42 in 8953 Dietikon, habe die Schlüssel gefunden und am 16. Juni 1998 vormittags abgegeben. Dann folgt die Liste der Schlüssel:

- 1 VW - Schlüssel
- 1 KESO 3000 Patent Nr. 14 LC00 6165 (*Hauschlüssel des Ortsmuseums*)
- 1 KABA Star Patent Nr. RE 5638 121
- 1 Briefkastenschlüssel Nr. 1D 13
- 1 KABA 8 „Neuenschwander“.

Erleichtert kehrte ich mit meinen nun wahrhaft hochgeachteten Schlüsseln heim, wo ich Herrn Fäs sofort einen netten Brief schrieb, an den ich Fr. 20.- heftete. Falls der ehrliche Finder nicht persönlich anzutreffen wäre, könnte ich den Brief mit dem bescheidenen Finderlohn in seinen Briefkasten werfen. Nach einem grösseren Umweg gelangte ich zum Haus Bremgartnerstrasse 42, das sich in unmittelbarer Nachbarschaft unseres Probelokals befindet. Zu beinahe ebener Erde befindet sich ein Büro, in dem ich nach dem mir nicht bekannten Herrn Fäs fragte. Der anwesende Herr erklärte mir, er befinde sich im Anbau des Hauses auf der Seite gegen das Alters- und Gesundheitszentrum. In seiner Werkstatt kauerte er tatsächlich am Boden und bastelte irgend etwas an einem etwa meterlangen Spielauto. Den Finderlohn wies er zuerst zurück, nahm ihn dann aber doch, und als ich fragte, wo er denn meine Schlüssel gefunden habe, da stand er sofort auf, trat vor seine Schopftüre, klopfte mit der Hand auf seinen in kopfhöhe angebrachten Briefkasten und sagte: „Hier, auf diesem Kasten, entdeckte ich sie am Dienstag- oder Mittwochmorgen. Verbotenerweise stellen oft irgendwelche fremde Leute hier ihre Autos ab und legen beim Aus- und Einsteigen Gegenstände vorübergehend auf meinen Briefkasten.“

Es war also eine weitere Person in diesen Roman verwickelt, denn ich hatte meine Schlüssel bestimmt nicht auf dem recht hoch montierten Kasten verloren. Sie waren nach wenigen Schritten neben dem Alters- und Gesundheitszentrum zu Boden gefallen, und der erstbeste Passant hatte sie aufgelesen und gedacht, sie gehörten zum Haus Bremgartnerstrasse 42.

Am Dienstag der folgenden Woche wurde ich zu Beginn der Sitzung im Ortsmuseum vom Herrn Präsidenten der Heimatkundekommission lächelnd begrüsst, denn er wusste **alles**. Die Polizei hatte zuerst den Schlüssel des Museums identifiziert und sofort das Präsidium orientiert. Mit der Hilfe eines Mitglieds wurde herausgefunden, dass ich als Besitzer eines VW - Golf der Verlierer sein musste. Da ich oft nicht zu Hause bin, wurde fleissig herumtelephonierte, so dass recht viele Leute in die für mich so peinliche Sache eingeweiht wurden.

Tagebuch schreiben wäre schön, und vielleicht wäre das Aufgeschriebene in späteren Zeiten nicht nur für den Schreiber, sondern auch für dessen Enkel und Urenkel lesenswert. Doch ach, die hektische Betriebsamkeit und die vielen stets vorliegenden Termine der Gegenwart verhindern das alltägliche Festhalten der Geschehnisse und der damit verbundenen Gedanken und Überlegungen

Heute, 9. Juli 1998, schreibe ich den Entwurf zu diesen Zeilen in meiner Heimauna, bevor der herabrinnende Schweiß das Weiterschreiben verunmöglicht. Ich nahm meine Agenda mit in die Sauna, um die wichtigsten Vorkommnisse der letzten Zeit richtig datieren zu können.

1.1.1998: **Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker** am Fernsehen. Wie stets in den letzten Jahren nahm ich auch dieses schöne Konzert aufs Videoband auf. Gelegentlich, auch mitten im Sommer, lausche ich einem dieser Konzerte ab Videoband und schaue mir die prächtigen dazu aufgeführten Ballettszenen an.

2.1.1998, 11.00 Uhr: Schon zum zweiten Mal wurde auch im Stadthaus Dietikon ein schönes **Neujahrskonzert** aufgeführt.

17.1.1998: Wie jedes Jahr am dritten Samstag: **Volkstanzball im Kongresshaus Zürich.**

23.1.1998: Ich halte am Seniorennachmittag der reformierten Kirchgemeinde Dietikon einen **Lichtbildervortrag** mit Beiträgen aus verschiedenen Reisen nach **Skandinavien.**

30.1.1998: Ich verbringe den Vormittag in Oerlikon beim kantonalen Volkstanz-Leiterkurs.

Am ersten Donnerstagabend jedes Monats treffen sich die pensionierten **Lehrkräfte** Dietikons. Diese Zusammenkünfte fanden früher im „Bären“ statt, seit einiger Zeit nun aber in der „Heimat“. Da die Orchesterproben des Seniorenorchesters Baden an Donnerstagnachmittagen in Wettingen stattfinden, komme ich meist etwas spät zu den in der Regel recht interessanten Diskussionen.

Am letzten oder vorletzten Donnerstag jedes Monats, meist um etwa elf Uhr, kommt das Auto mit dem **Valserwasser** zur Holzmatzstrasse. Wenn ich, etwa jeden zweiten Monat, eine neue Lieferung benötige, stelle ich den Harass mit den leeren Flaschen und dem Geld (Fr. 21.-) hinter Haus bei der Waschküchentüre. Wenn ich dann vom Einkaufen, aus der Schule oder dem Ortsmuseum heimkomme, finde ich an der Stelle der zwanzig leeren Flaschen zwanzig volle und freue mich, dass ich das schwere Getränk nicht heimtragen musste. Bin ich zufällig zu Hause, wenn der kräftige Jüngling mit seinem Auto vorbeikommt, dann stellt er mir gerne und in guter Laune den neuen Harass an dessen Platz im Keller.

Wenn ich kann, beteilige ich mich immer gerne an den sogenannten „grossen“ **Seniorenwanderungen**, die seit Herrn Müllers Tod von Dr. Bruno Maier, Alfred Kugler, Ernst Burkhart und Alfons Kübler organisiert und geleitet werden. Der dafür reservierte Tag ist jeweils der letzte Dienstag jedes Monats.

27.1.1998: Turgi - Steinenbühl - Endingen - Tegerfelden - Ämmeribuck - Zurzach.

25.3.1998: Kaiserstuhl - Wannenberg - Küssaburg - Dangstetten - Zurzach.

28.4.1998: Oberwil - Höhenweg - Arth - Goldau.

26.5.1998: Amden/Lehni - Betlis - Vorderbetlis - Seeren - Steinlauri - Quinten - Mühlehorn - Weesen. Nach der Anreise, d.h. in der Nähe des Ausgangspunkts der Wanderung, wird stets zu Kaffee und Gipfeli eingekehrt. Da ich seit mehr als zwanzig Jahren keinen Tropfen Kaffee mehr getrunken habe, bleibe ich dabei und leiste mir jeweils eine warme Ovomaltine, was viel bekömmlicher ist. Um die Mittagszeit wird immer zu einem Einheitsmittagessen eingekehrt. Das dauert in der Regel recht lang, ist teuer und lärmig. Ich würde Rucksackverpflegung an frischer Luft vorziehen, doch die alten Dietikoner lieben das gemütliche Schwatzen in einer Beiz. Da die Teilnehmerzahl an diesen Wanderungen recht gross ist, 50 bis 70 Personen, fällt es oft schwer eine geeignete Verpflegungsstelle zu finden. In Arth z.B. mussten sich zwei Restaurants aufs gleiche Menu zum gleichen Preis einigen.

Am 28.2.1998 nahm ich Dr. Bruno Maier im VW-Golf mit nach Birmensdorf-ZH, wo sich im reichhaltigen Ortsmuseum die Vertreter der **Limmattaler Heimatkundeorganisationen** versammelten. Die anschliessende Sitzung fand im Birmensdorfer Gemeindehaus statt. Es wurde vereinbart, die nächste Zusammenkunft im Herbst 1999 in Dietikon durchzuführen.

Die **Heimatkundekommission Dietikon** wanderte am 1.5.1998 von Herznach nach Frick zum ehemaligen Kommissionsmitglied Felber. Ein Historiker leitete die Besichtigung der Kirche in Herznach, ein anderer orientierte am Waldrand über die Geschichte des Kantons Basel-Land. Der von gutem Wanderwetter begünstigte Ausflug wurde durch eine Rast mit Lagerfeuer unterbrochen, was besonders den Kindern der Familie Hergersberg Spass machte. Hübsche Fotos von Jean Stauber erinnern an diesen Ausflug.

Am Karfreitag und an Ostern, Mitte April 1998, musizierte ich mit dem **Orchesterverein** Zürich-Albisrieden in den Kirchen Ginsterstrasse und St.Konrad, am Palmsonntag auch im Alters-Pflegeheim Zürich-Bachwiesen, das nächstens umgebaut wird.

Die Generalversammlung des **Verkehrsvereins Dietikon** fand am 9. Mai 1998 in Wettingen statt, wo die renovierte ehemalige Klosteranlage besichtigt wurde.

Unser **Familientag** am 10. Mai 1998 versammelte die Familien diesmal im Museum von Lenzburg, für das man nicht Stunden, sondern Tage aufwenden sollte. Zum ersten Mal in der Geschichte unserer Familientage wurde nicht eingekehrt, sondern „privat“ bei Schlatters in Vordemwald zu Mittag gegessen. Zum ersten Mal fehlten leider sämtliche Glieder der Wylerfamilien.

Dies „Tagebuch“ ist äusserst lückenhaft. Es fehlt die Erwähnung der Generalversammlungen des Volkstanzkreises, des Orchestervereins, des Spitexvereins, etc. etc. Vom **Zahnarzt** werde ich jedes Jahr zweimal aufgeboten. Ich habe jeweils das Gefühl, meine sorgfältig gepflegten Zähne seien in bestem Zustand, doch ach, die Fachleute finden jedesmal irgend etwas zu flicken. Den **Hausarzt** muss ich, obwohl ich glücklicherweise gesund bin, wegen des Autofahrens alle zwei Jahre aufsuchen. Auch 1998 war der Arzt mit meinem Zustand zufrieden und das Verkehrsamt wünschte mir weiterhin gute Gesundheit und gute Fahrt.

Die Zeit vom 22. bis 24. Mai 1998 verbrachte ich mit der **nordischen Volkstanzgruppe** auf dem Kerenzerberg. Eine Schwedin namens Anika, die in der Firma IKEA, Spreitenbach, arbeitet, telefonierte mir kurz vor meiner Abreise ins Ferienheim Lihn und fragte, ob sie mit mir fahren könne, denn sie wisse nicht, wo sich die Nordischen treffen. Sie erklärte mir, sie sei erst seit kurzer Zeit in der Schweiz und noch nie in der nordischen Tanzgruppe gewesen, hoffe aber an dem verlängerten Wochenende Anschluss an ihre Landsleute zu finden. Da sie gross, schlank und blond, also eine typische Schwedin ist, erkannte ich sie sofort am Bahnhof Dietikon und nahm sie mit.

Im Ferienheim Lihn trafen wir die von mir gegründete und aufgebaute nordische Volkstanzgruppe und den von Schweden eingeflogenen Tanzleiter. In der Schweiz werden laufend neue Volkstanzfiguren und neue Figurenkombinationen erfunden. Ganz anders im Norden. Dort tauchen noch und noch neue Tanzschritte auf, und wie beim Hambo tanzt die Tänzerin nicht gleich und auch nicht symetrisch wie ihr Partner, sondern auf kunstvolle Weise „verschoben“. An solchen Künsten übten wir fleissig. Es war schön, die ehemaligen Bekannten wieder einmal zu sehen.

Sehr viel wäre hier von Enkelinnen und Enkeln festzuhalten. Am Sonntag, 7.Juni 1998, früh morgens, kamen die „Meilener“ bei mir an der Holzmatt in Dietikon vorbei, um mich zur **Konfirmation Joels** nach Steffisburg mitzunehmen. Um neun Uhr hatten wir unser Ziel erreicht. Die ganze Feier in der Kirche wurde von den Konfirmandinnen und Konfirmanden selbst gestaltet.

Zufällig, beim Aufräumen, kam mir einer meiner Aufsätze von 1965 in die Hand. Damals schrieb ich (offenbar weil es mir wichtig schien auf Glanzpapier) meine **Gedanken über den Klassen- und den Gruppenunterricht** auf. Mich beschäftigte das **Teamproblem** in der Schule.

Am Montag, 13.7.1998, brachte ich die zwei Schreibmaschinenseiten aufs Schulsekretariat und sagte, ich sei dabeigewesen, diesen Text fortzuwerfen, bringe ihn aber aufs Sekretariat, weil vielleicht die Elternzeitschrift „Coole Schule“ Verwendung dafür haben könnte. Wenn nicht, dann befinde sich ja auch im Sekretariat ein Papierkorb.

Als ich einige Einkäufe besorgt hatte, wanderte ich an Marias frisch bepflanztem Grab vorbei hinab zur Limmat und ohne einmal anzuhalten auf dem Limmatweg Richtung Zürich. In der Gegend des Klosters Fahr stand ein Fischreiherr am Ufer, der sich von mir nicht stören liess, obwohl ich nur wenige Meter von ihm entfernt vorbeimarschierte. Am gegenüberliegenden Flussufer sah ich auch zwei

Schwäne, die dank grosser Bemühungen - (Man denke z.B. an die ehemalige Schwanenzucht im Gehege am Limmatquai in Zürich) - seit Jahren auf dem Zürichsee und an der Limmat wieder „wild“, d.h. in Freiheit, leben.

Sehr schön blühten an einigen Stellen des Flussufers, die offenbar aus botanischen Gründen nicht abgemäht worden waren, die Sumpf-Platterbsen (*Lathyrus paluster*), die Moor-Spierstauden (*Filipendula ulmaria*) und viele andere hübsche Pflanzen.

Als ich beim Kaffee „Tintenfisch“ ankam, war ich schon recht müde. Doch ich schleppte mich, immer noch ohne anzuhalten, auf dem Uferweg weiter in die Stadt hinein, wo ich nach 212 Minuten endlich an der Froschaugasse 3 das **Atelier 3**, die **Hanne Brehm - Galerie** erreichte. Zuerst setzte ich mich auf einen Stuhl und erklärte der anwesenden Aufsichtsperson, wer ich bin. Ich sagte: „Meine Schwester hat einen Bruder, Otto Altorfer, welcher der Vater der hier ausstellenden **Bildhauerin Dr. Regine Altorfer** ist.“

Als ich mich etwas erholt hatte, besichtigte ich mit dem Werkverzeichnis in der Hand Regines Kunstgegenstände im ebenerdigen Lokal und im Untergeschoss. Es war wichtig, die Bezeichnungen zu lesen, denn von selbst wäre ich bei vielen der abstrakten Arbeiten nicht auf deren Bedeutung gekommen. Einige waren bereits mit einem roten oder grünen Punkt als verkauft gekennzeichnet (Preise von einigen hundert bis viertausend Franken).

Ursprünglich hatte ich erwogen, zwecks Training wieder zu Fuss heim nach Dietikon zu wandern, doch vernünftigerweise fuhr ich mit der Bahn, denn ich war wirklich müde und voll sehr schmerzhafter Muskelkrämpfe (Finger, Hals, Kniekehlen, Zehen, etc.) Ich hatte Dietikon um 11 Uhr verlassen. Mein Mittagessen unterwegs hatte während des Wanderns aus einem Apfel und einer kleinen Brotschnitte bestanden. Weil ich keine Magnesiumpillen und nichts zu trinken bei mir hatte, meldeten sich prompt die unangenehmen **Krämpfe**, gegen die ich nun stundenlang zu kämpfen hatte.

Zu Hause nahm ich ein lange andauerndes heisses Bad und las dabei den spannenden Roman „Der dritte Zwilling“ des Engländers Ken Follett. Als am Dienstag, 14.7.1998, der Magnesiummangel ausgeglichen und wieder genügend Flüssigkeit aufgenommen war, verspürte ich auch keinerlei Krämpfe mehr und konnte die in den Orchestern momentan aktuellen Mozart- und Beethovenstücke ohne Fingerbeschwerden üben. Auch gelang es mir, in den kommenden Nächten wieder von Krämpfen ziemlich verschont mehr oder weniger gut durchzuschlafen.

Für einen amerikanischen Studenten der Rechte sah es sehr schlimm aus, denn er wurde verdächtigt, eine Wissenschaftlerin vergewaltigt zu haben. Ein Projekt, das sich mit eineiligen Zwillingen befasste, stellte nach und nach fest, dass an einer Klinik in verbrecherischer Weise mit Frauen ohne deren Wissen experimentiert worden war. Es gab daher in Amerika drei oder gar vier *acht* äusserlich völlig identische Männer, die in verschiedenen Familien ganz verschieden erzogen worden waren. Missverständnisse, Einmischung von Presse und Politik, Kampf um Freiheit und Gerechtigkeit, Forschungen mit Zwillingen, Retortenbabies und geklonten Menschen machen die Geschichte sehr spannend.

Der Engländer **Ken Follett** schrieb 27-jährig den Thriller „Die Nadel“, der sofort zum Bestseller wurde. Nach einem Studium der Philosophie war der Verfasser Zeitungsreporter und Verlagsmitarbeiter, wurde aber bald zum Erfolgsautor im Unterhaltungsbereich. Er schrieb bisher etwa zehn Romane mit Welterfolg, darunter auch „Der dritte Zwilling“.

Als ich am 16.7.1998 dabei war, das auf den Flurweg zum Guggenbühlwald heraushängende Gebüsch zurückzuschneiden, trat ein hübscher junger Mann auf mich zu, stellte sich als ein Herr **Gerosa** vor und fragte, ob er sein neben meinem Garten parkiertes Auto zur Erleichterung meiner Arbeit wegstellen solle. Ich verneinte und sagte, es sei ja bald Mittagszeit, ich müsse jetzt ohnehin diese Arbeit beenden und mich um mein Mittagessen kümmern. Das Auto blieb also stehen und wir kamen ins Gespräch, denn der Herr entpuppte sich als einer meiner ehemaligen Schüler, der jetzt in einem der neuerbauten Blöcke, also in meiner unmittelbaren Nachbarschaft wohnt. Er arbeite in der Aidshilfe Winterthur, führe dort ein Restaurant und handle mit Kondomen. Als ich erwähnte, dass eine meiner Schwiegertöchter ledig auch Gerosa geheissen habe, da fragte er sofort, ob sie aus dem St.Galler Rheintal, aus Balgach, stamme. Er gehöre nämlich auch zu diesem Familienzweig, und **der ehemalige Nationalrat Walter Gerosa** sei ein Cousin seines Grossvaters gewesen.

Trudi Wyler-Baumberger, die Schwester meiner 1990 verstorbenen Frau Maria, lud mich telephonisch auf Sonntag, den 19.7.1998, nach Frauenfeld in ihr „Hühnerhaus“ ein.

Trudi schlug vor, mit ihr und mit der Familie meines „Patenkindes“ Hans Wyler meinen **Geburtstag** mit einem Brunch zu feiern. Da ich nichts anderes vorhatte, sagte ich zu. Zwei Tage später telephonierte mir Brigitte Klenk-Boessinger und fragte mich, ob ich an meinen Geburtstag nach Meilen kommen wolle, oder ob es mir lieber sei, wenn die Familie meines jüngeren Sohnes Ueli mit einem vorbereiteten Mittagessen zu mir nach Dietikon kommt.

Brigitte wusste natürlich, dass sich Mirjam und Karl, Steffisburg, nicht um meinen Geburtstag kümmern konnten, waren sie doch bereits mit ihren Söhnen Joachim und Joel nach Amerika abgereist, wo sie mit einem Wohnmobil drei Wochen lang unterwegs sind. Ihre Reise ist genau vorausgeplant. An bestimmten Tagen längs ihrer Reiseroute ist für sie Platz auf Wohnmobil-Abstellplätzen reserviert. Adrian konnte nicht mit nach Amerika reisen, denn er musste in Kloten seine Rekrutenschule als „Richtstrahlpionier“ (?) beginnen.

Da ich nicht an zwei Orten gleichzeitig sein kann und Trudi natürlich nicht absagen konnte, fuhr ich am Sonntag, 19.7.1998, bei schönstem Wetter durch die grossen Baustellen bei Winterthur nach Frauenfeld. Bald tauchten auch Maya und Hans mit ihren drei Kindern auf. Es sind dies Monika, geb. 31.12.1987, Silvia, geb. 11.8.1989, und Rico, geb. 18.1.1995.

Trudi hatte noch drei weitere Bekannte zu ihrem reichhaltigen Brunch eingeladen. Nach längerem Plauderschmaus setzten wir uns unter dem grossen Nussbaum westlich des Hauses an den Schatten. Für seine Kinder hatte Hans eine **Glanzidee**. Er rollte eine etwa anderthalb Meter breite und etwa dreissig bis vierzig Meter lange Plastikfolie über den flachen Abhang hinunter. Oben richtete er den Rasensprenger ein, der die ganze Rutschbahn gleichmässig benetzte, so dass die beiden Mädchen in ihren Badekleidern den Abhang hinunterrutschen konnten, was natürlich ein Bombenvergnügen war.

Hans zeigte mir auch seine weiter ausgebauten Werkstatt im Keller des Hauses an der Neuhauserstrasse 63 und nahm mich im Auto mit zu seinem Haus an der Oberfeldstrasse 60, wo er mir seine Sonnenkollektoren vorführte, die das Wasser im Boiler auf 60 Grad erwärmen. Als wir das in der Nähe liegende Heu aufgeschüttelt und gewendet hatten, kehrten wir zur Rutschbahn zurück, die noch nichts von ihrem Reiz eingebüsst hatte. Der kleine Rico wagte sich zwar immer noch nicht darauf.

Schliesslich packte ich meine Geschenke ein. Maya hatte mir einen wunderschönen Blumenstrauss aus drei gelben Rosen und vier grossen dunkelblauen Blüten des Alpenmannstreu überreicht, und Trudi gab mir für Marias Grab einen rotblühenden Geranienstock.

Zu Hause angekommen wälzte ich sofort meine Botanikbücher, denn Hans hatte sich beim Heuwenden für *Linaria vulgaris* (Leinkraut) und *Galium* (Labkraut) interessiert. Die gewünschte Auskunft brachte ich noch am gleichen Abend zum Briefkasten.

Trudis Bruder **Paul Baumberger** ist offenbar in einem sehr schlechten Gesundheitszustand. Es war die Rede vom teuren Alterspflegeheim Wülflingen. Später sollte Paul nach Effretikon übersiedeln, doch im dortigen Altersheim ist vorläufig noch kein Platz frei. Paul ist im Rollstuhl, hat Mühe mit den Augen und mit dem Hörapparat und ist immer noch verbittert wie seit jeher. Auffällig ist, dass er sich nach mehreren Jahrzehnten plötzlich auch für mich interessierte. Trudi anerkennend sich, mich gelegentlich zu einem Besuch bei Paul mitzunehmen.

Dieser Besuch musste wegen des Konzerts im Pavillon-Restaurant, d.h. in der ehemaligen Trinkhalle der Bäderstadt Baden, und wegen der Seniorenwanderung zwischen Zuger- und Vierwaldstättersee auf Mittwoch, den 26. August 1998, verschoben werden. Ich traf Trudi Baumberger um 13 Uhr am Bahnhofkiosk Winterthur, wo wir auf den verspäteten Bus Nr 7 warteten. In Wülflingen befindet sich die Haltestelle vor dem sorgfältig gepflegten Altersheim mit seiner prächtigen Gartenanlage. Wir fanden Paul Baumberger in seinem Zimmer, das sich im vierten Stock befindet. Im Rollstuhl beförderten wir ihn zum Lift und durch lange Gänge in den Garten, wo sich die Patienten im angenehmen Schatten aufhalten können. Paul war offensichtlich erfreut, mich nach Jahrzehnten endlich wieder einmal zu sehen. Trotz seiner Gebrechen sieht er recht gut aus. Er sieht nur noch mit seinem rechten Auge, liest aber viel. Trudi brachte ihm neue „Heftli“. Offenbar liest er aber auch im „Tages-Anzeiger“ und in der „NZZ“. Die Unterhaltung mit ihm ist sehr mühsam, denn man muss recht laut mit ihm reden. Und dennoch versteht er meist nicht oder falsch.

Paul raucht Zigaretten, bedient auch andere Heiminsassen mit Feuer, denn er verfügt über ein praktisches Feuerzeug. Als ich einen Augenblick allein bei ihm am Tisch sass, weil Trudi am Kiosk im Innern des Gebäudes für Fr. 20.- Gutscheine für Paul kaufte, da sagte er zu mir, **er müsse sich entschuldigen**, denn wegen ihm sei einiges in der Familie nicht richtig abgelaufen. Er hatte sich ja stets geweigert, zu unsern Familientreffen zu kommen. Vor Jahrzehnten war er wegen sehr ungebührlichem Verhalten seiner Mutter gegenüber getadelt worden, und das drückt ihn offenbar heute noch. Er kommt nicht darüber hinweg, hadert mit sich und mit der Welt.

Trudi Wyler-Baumberger besucht ihren kranken Bruder Paul wenn immer möglich jede Woche einmal. Wir brachten ihm kleine Geschenke. Von der Apfelsorte, die er vor etwa fünfzig Jahren auf einen meiner Bäume gepfropft hatte, nahm er nur ein einziges Exemplar. Nach einer guten Stunde rollten wir Paul in den Aufenthaltsraum und reisten mit dem Autobus auf einer andern Route zurück zum Bahnhof Winterthur, wo wir ungefähr gleichzeitig Anschluss zur Heimreise hatten. Am gleichen Abend konnte ich noch die wöchentlich stattfindende Rheuma-Schwimmlektion und die Orchesterprobe in Zürich-Albisrieden besuchen.

Dieses Jahr, vom 25. Juli bis 1. August 1998, wurde im Kulturzentrum „Laudinella“, St. Moritz-Bad, die von mir 1965 eingeführte **schweizerische Volkstanzwoche** zum 34sten Mal durchgeführt. Trotz vermehrter Werbung im In- und Ausland stieg die Teilnehmerzahl nur unmerklich von 65 auf 70. Im Auto nahm ich Vreni Schmidts Bratsche mit, weil die fürs blaue Kreuz immer sehr tätige Pfarrerswitwe wie ich beabsichtigte, vom 1. bis 8. August 1998 die Familien- Sing-, Musik- und Volkstanzwoche in Wildhaus zu besuchen.

In St.Moritz beteiligte ich mich am ganzen Programm. Getanzt wurde von 9 bis 11 Uhr vormittags, sowie von 17 bis 18 und 20 bis 22 Uhr abends. Die leider nur schwach besuchte aber von Simon Brauen sehr gut geleitete Singstunde fand von 16 bis 17 Uhr, die Orchesterprobe von 19 bis 20 Uhr statt. Simon fand mit der Hilfe begabter Musikanten geeignete Spielstücke für die komische Zusammensetzung des Orchesterensembles, bestehend aus Violinisten, Gitarristen, einem Kontrabassspieler und einigen Handörgelern. Zum Familienwalzer spielten wir mit grossem Applauserfolg „De Köbeli im Töbeli“ und ähnliches, sowie ohne die Handörgeler die Begleitmusik zu „La Croisée“ und zu den Kontratänzen.

Wenn um zehn Uhr abends das offizielle Kursprogramm beendet war, zog ich mich sofort in mein sehr schönes Einzelzimmer zurück. Die Fortsetzung ausserhalb des Programms in Stüva, Murütsch und Pizzeria überliess ich den Jungen, die in diesen Schwatz- und Verpflegungsräumen im Lauf der Woche ein beträchtliches Schlafmanko einsammelten, während ich im bequemen Bett liegend noch ein Weilchen am Fernsehapparat die neusten Nachrichten und den Wetterbericht entgegennahm. So kam ich zu genügend Schlaf, was in meinem Alter wichtig ist, und konnte ausserdem zusätzliche Ausgaben einsparen. Für Lebensmittel brauchte ich in der ganzen Laudinellawoche lediglich Fr. 13.50. Ich hatte einen Sack voll soeben reif gewordener Klaräpfel aus meinem Garten und den Restinhalt meines Kühlschranks im Auto von Dietikon nach St.Moritz mitgenommen, d.h. etwas Brot und etwas Käse.

Wie in den letzten Jahren durfte ich zu Beginn der Kurswoche am Sonntag und als Abschluss am Freitagabend die Française instruieren und kommandieren und im Tanzprogramm auch die beiden Kontratänze des nächsten Volkstanzballs in Zürich.

Das Ehepaar Peller - von Küsnacht-Zürich - wollte von mir den Hamboschritt erlernen. Natürlich erteilte ich den beiden gerne eine Privatlektion. Und als das Hambothema am Samstagmorgen vor der Abreise der letzten Kursteilnehmer noch einmal auftauchte, unterrichtete ich im Schützsaaal die letzten etwa zehn noch anwesenden Paare zu Simons schöner Mazurka- und Polskamusik im **Hambotanzen**.

Dies Erlebnis veranlasste mich, nach den beiden Ferienwochen (St.Moritz und Wildhaus) am 14. August 1998 den Aufsatz „**Der Hambo in der Schweiz**“ in den Computer zu tippen. Da er lustige Episoden enthält, füge ich ihn diesem „Tagebuch“ bei.

Schon vor den Sommerferien hatte ich einen Text über die „**Française in der Schweiz**“ verfasst und meinen Aufsatz über den „**Volkstanz in der Schweiz**“ (dreissig Seiten) aus der oesterreichischen Zeitschrift „Der fröhliche Kreis“ herauskopiert. Diese beiden Arbeiten legte ich in der Laudinella zur Einsicht auf. Sofort anerkantete sich der Kursleiter Hans-Jörg Huber nach einer Bestell-Liste für alle Interessenten Kopien herzustellen. Der grosse Aufsatz kostete Fr. 3.- und wurde am Wochenende sehr oft verkauft.

Der 1. August 1998 war ein regnerischer Tag. Von St.Moritz nach Wildhaus nahm ich Frau und Herrn Utiger im Auto mit. Die Reise über den Julierpass und hinunter in tiefere Gefilde verlief problemlos. Im Oberengadin hatte stets ein frischer Wind geweht, und die Luft-Temperaturen waren stets sehr angenehm. In tieferen Lagen herrschte aber eine drückende und schwüle Hitze. Etwas besser war dann das Klima in Wildhaus. Ich dachte oft an meinen Garten und war froh, dass es während meiner vierzehn Tage dauernden Abwesenheit gelegentlich regnete. Meine Nachbarn hatte ich ermuntert, reif werdende Brombeeren und herabfallende Äpfel ungeniert zu verwerten.

Der Hambo in der Schweiz

Im Sommer 1939, kurz vor Kriegsausbruch, unternahmen die Schweden einen letzten, verzweifelten Versuch, den drohenden Krieg zu verhindern. Sie setzten ihre Hoffnung auf die Jugend, die sich ja leicht für alles Gute begeistern lässt. Tanz- und Folkloregruppen aus Ost und West, Süd und Nord wurden zu einem grossen **Verbrüderungstreffen** nach Stockholm eingeladen. Flammende Reden forderten die Jugend Europas auf, über alle Grenzen hinweg Freundschaften zu schliessen und dadurch den drohenden Krieg zu verhindern.

Die Schweiz delegierte den Volkstanzkreis Zürich, der damals als einzige Tanzgruppe fähig war, Tänze aus allen Teilen der Schweiz vorzuführen. Die damalige Leiterin des Zürcher Tanzkreises, **Klara Stern**, hatte ihre Tanzgruppe mit schweizerischen und ausländischen Volkstänzen auf ein anerkannt künstlerisches Niveau gebracht. In den Tanzpaaren wurde sorgfältig auf gleiche Grösse der Partner und auf absolut korrekte Haltung bis zu den Zehenspitzen geachtet. Die Tänzerinnen trugen die Trachten der Region der Schweiz, zu der sie eine Beziehung hatten, und die Tänzer präsentierten sich in der nach alten Vorbildern geschneiderten Wehtalertracht, allerdings damals noch ohne Kittel oder Frack. Sie reisten nur mit ihrer roten Weste, benötigten daher ausserhalb der eigentlichen Auftritte eine nicht zur Tracht gehörende Jacke.

Auf vielen Strassen und Plätzen der Stadt Stockholm tanzten die Engländer, die Schotten, die Franzosen, die Deutschen, wir Schweizer, die Italiener, die Oesterreicher, die Polen, Esten, Letten, Litauer, Rumänen, Russen, Finnen, Norweger, etc. friedlich und fröhlich ihre schönen Nationaltänze aber auch leichte Tänze miteinander. Jeder Teilnehmer an diesem prächtigen Riesenfest kam mit allen anwesenden Nationen in Berührung.

Schon vor unserer Abreise nach Skandinavien hatte uns Klara Stern gesagt, es existiere im Norden ein ganz spezieller Tanzschritt, **der Hambo**, und wir waren sehr gespannt, diesen kennen zu lernen. Im Stockholmer Freilichtmuseum, dem Vorbild für unsern Ballenberg, sahen wir die schönen „grossen“ Tänze, den schwedischen **Webertanz** (Väva vadmal) und erstmals als Schlussfigur des **Daldans** auch den beschwingten Hambo. Wir waren alle hell begeistert von dessen Schönheit und Leichtigkeit, und als wir im „goldenen Saal“ des Stockholmer Stadthauses die Gelegenheit hatten, mit den Schwedinnen und Schweden Hambo zu tanzen, da wunderten wir uns gewaltig über die komplizierte Schrittfolge, die wir trotz aller Anstrengung und trotz sorgfältigster Beobachtung nicht nachmachen konnten.

Am Abend in der Turnhalle, wo wir im Massenlager übernachteten, verkündete hocheifrig ein hervorragender Tänzer unserer Gruppe namens Zschokke, er habe endlich herausgefunden, wie der Hambo getanzt wird. Der Hambo sei eine Art Walzer, bei dem mit drei Schritten nicht eine halbe, sondern eine ganze Paardrehung ausgeführt werde, und die Tänzerin beginne die drei Schritte etwas später als der Tänzer. Wir bewunderten den geschickten Herrn Zschokke, doch ach, das half uns auch nicht weiter.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als nach unserer Schwedenreise die schwedische Sprache noch besser zu erlernen und in der offiziellen nordischen Volkstanzliteratur der geheimnisvollen Sache genauer auf den Grund zu gehen. Doch ach, die im Friedensvertrag von Versailles (1918) gedemütigten Deutschen, unterstützt von Rüstungsindustrie, Kapital und Hitlerpolitik, hatten inzwischen den Zweiten Weltkrieg ausgelöst. Schon kurze Zeit nach unserer Rückkehr aus dem sonnigen Norden, mitten in unsere schöne „Landesausstellung Zürich“ hinein, brach das Kriegsunheil los. Auch die schweizerischen Volkstänzer verbrachten Jahre im Aktivdienst und die Volkstänzerinnen strickten ihnen weiche, warme Socken.

Kurz nach dem Krieg traf sich der Volkstanzkreis Zürich mit einer schwedischen und einer französischen Volkstanzgruppe in **Joncy**, Burgund. Weil wir dort mit den durch ihre Berufsarbeit selten und nur abends abkömmlichen Franzosen wenig Kontakt hatten, tanzten wir tagsüber umsomehr mit den Schweden, und siehe da, deren Tanzleiter, **Bertil Lundberg**, brachte uns neben vielen schwedischen Tänzen geduldig und gründlich auch den schönen Hambo bei.

Hambo wird zu einer meist recht langsamen, **Polska** genannten, schwedischen Mazurkamusik getanzt. Auf zwei stark vorwärtsgerichtete **Dalschritte** folgt im „Anlauf“ zum Rundtanz ein zierlicher **Dreitritt**. Dieser soll keinesfalls als Laufschrift ausgeführt werden..

Die erste Hambodrehung in noch zu beschreibender spezieller Paarfassung ist nur eine Dreivierteldrehung. Mit den vier darauf folgenden weiteren Hamboschritten wird immer eine ganze Drehung im Uhrzeigersinn ausgeführt. Und nun die Tanzfassung: Es ist nicht die gewöhnliche, normale, geschlossene, sondern eine **Ellbogen-Oberarmfassung**. Nach dem offiziellen schwedischen Volkstanzbuch ist es die geschlossene Fassung Nummer 2: „*Hambofattning. Lika med fattning nr. 1 men med den skillnaden att kavaljeren hållar sin vänstra arm starkt krökt, handen uppåtriktad och öppen. Damen lägger sin högra armbåge i kavaljerens vänstra hand och sina händer på kavaljerens överarmar.*“ = Hambofassung: Gleich wie die geschlossene Tanzfassung Nr. 1, aber mit dem Unterschied, dass der Tänzer seinen linken Arm stark beugt und die Hand nach oben öffnet. Die Tänzerin legt ihren rechten Ellbogen in des Tänzers linke Hand und ihre Hände auf des Tänzers Oberarme.

Die für eine Paardrehung im Uhrzeigersinn benötigten drei Schritte sind: R = Körpergewicht auf dem rechten Fuss, L = Gewicht auf dem linken Fuss, und B = Gewicht auf beiden Füßen oder Tuptritt rechts. Tänzerin und Tänzer beginnen mit ihren Schritten gleichzeitig, aber um einen Dritteltakt verschoben:

Er: R - L - B ; R - L - B ; R - L - B ; R - L - B ; ... Sie gleichzeitig:

Sie: L - B - R ; L - B - R ; L - B - R ; L - B - R ; ...

Er beginnt also die Drehung rechts vorwärts und sie gleichzeitig links rückwärts, wobei der erste Schritt der ersten Drehung gegen die Wand des Tanzlokals gerichtet ist, alle folgenden aber genau in Tanzrichtung.

Es kommt aber auch vor, dass der Tänzer den oben beschriebenen Schritt der Tänzerin tanzt und seine Partnerin gleichzeitig einen um einen weiteren Dritteltakt verschobenen Schritt, also: B - R - L ; B - R - L : B - R - L ; ... Dieser Tanzschritt heisst **Delsbopolska**. Es werden im Norden ausserdem noch verschiedene weitere „Hamboarten“ getanzt, auch solche mit Linksdrehung, d.h. mit Drehung im Gegenuhrzeigersinn.

Als wir mit der oben erwähnten schwedischen Volkstanzgruppe in Jancy unsere Sommerferien verbrachten, beschäftigte uns bereits der von der „Schweizerischen Trachtenvereinigung“ erhaltene ehrenvolle Auftrag, für das bevorstehende *Jubiläums-Unspunnenfest von 1955 (bei Interlaken)* neue möglichst bühnenwirksame Schweizertänze zu erfinden.

Da passierte es eines Abends, kurz vor Mitternacht, auf dem Heimweg in unsere Unterkünfte (die Burschen in einer Bäckerei - die Mädchen im Kloster), dass wir fröhlich im Vollmondschein mit den Schweden tanzten. Auf der Hauptstrasse des Dörfchens Jancy zeigten sie uns eine Art von vorwärtsführendem „offenem“ Hambo, der individuell, d.h. nicht in Paarfassung getanzt wird. **Klara Stern** flüsterte: „Diese Figur können wir sehr gut für unsern neuen Zürcher Mazurkatanz brauchen.“ Wir beschäftigten uns nämlich damals in unsern Tanzproben zu Hause bereits intensiv mit der „Limmatwelle“, mit dem „Hirschengräbler“ (Das Schulhaus Hirschengraben Zürich ist unser Übungsort), mit dem „Unspunner Föiftritt“ und mit einem noch namenlosen Mazurkatanz. **Inge Baer** erfand zu jener Zeit einen spektakulären „Kreuztanz“ für zwölf Paare, den Hannes **Wirth** später für acht Paare vereinfachte, und der **Ballettchoreograph des Stadttheaters Zürich** versuchte, uns in zwei Tanzproben einen Walzer beizubringen, in dem die Tänzerinnen in die Höhe geworfen werden mussten. In einer andern Figur dieses geplanten neuen Zürchertanzes, spielten auch bunte Tüchlein eine Rolle. Diese mussten in einem genau bestimmten Moment so gehalten werden, dass es - wie der Tanzmeister sagte - aussah, „*als ob man sich dahinter küsst.*“ Zum Glück für den Volkstanz erkrankte der Ballettmeister, und aus seinen Plänen wurde nichts.

Die schwedische **Slängpolska** - überliefert seit 1820 - jedoch wurde geschickt in unsern neuen Zürcher Mazurkatanz eingebaut, und wir nannten diesen Tanzteil von Anfang an unter uns „**Swiss-Hambo**“. Klara Stern erfand dafür aber wohlweislich schweizerische Bezeichnungen: Die beiden Dalschritte nennt sie „**Schleifhops**“, die individuellen

Hambodrehungen „**Zweischritthüpfer**“. Der mit Hamboelementen angereicherte Mazurkatzanz gefiel uns von allen unsern neu erfundenen Zürchertänzen am allerbesten.

Kurz vor dem **Unspunnenfest 1955** trat ganz überraschend die Schweizerische Trachtenvereinigung mit der Bitte an uns heran, einen der neuen Zürchertänze den Graubündnern zu überlassen, die damals selbst noch keinen eigenen neuerfundenen Tanz vorzuweisen hatten. Schweren Herzens überliessen wir ihnen unsere Mazurka und nannten sie „**Giuvens Grischuns**“. Die beliebte „Wunderfigur“ wird im Refrain, Takt 17 bis 32, als sogenannte „**Schwing-Mazurka**“ getanzt.

Als Dank für dieses „Geschenk“ durften wir, da wir ja auch allein den „Giuvens“ beherrschten, am denkwürdigen Unspunnenfest 1955 mit diesem Tanz als Bündner in Engadinertracht auftreten. Unsere Tänzerinnen mussten sich unter dem Unspunnen Tanzpodium, auf dem das Programm mit Getrampel weiterging, in Windeseile von Zürcherinnen in Engadinerinnen und nach unserm Auftritt wieder zurück in Zürcherinnen verwandeln. Leider konnten sie nur kurze Zeit in den wunderschönen Trachten durchs Festareal spazieren. Die teuren Engadinertrachten hatte die Schweizerische Trachtenvereinigung für unsere Tänzerinnen gemietet.

Von diesem dubiosen Vorgang durfte natürlich nicht öffentlich gesprochen werden, obwohl die Sache im Grund gar nicht so falsch war, hatten wir doch damals auch echte Bündnerinnen in unserer Tanzgruppe, z.B. Dora Badrutt und Giacomina Arquint.

Auf solchen Schleichwegen gelangte der Hambo in die Schweiz. Nicht nur im „Giuvens Grischuns“, auch in neuen Tänzen von **Annelis Aenis** finden sich zaghafte Versuche mit Hamboschritten, so z.B. in der „Neuen Mazurka“ und anderswo.

Inzwischen hatten ausser dem Volkstanzkreis Zürich auch andere schweizerische Tanzkreise, die ja alle „international“ tanzen, mit schwedischen Gruppen Kontakt aufgenommen, Besuche in Skandinavien gemacht, Gruppen von dort bei sich empfangen und wie Zürich Hambofreuden erlebt. Die schweizerischen Trachtengruppen jedoch sind ausländischen Tänzen gegenüber äusserst zurückhaltend oder gar ablehnend eingestellt. Sie beschränken sich „streng“ auf echtes schweizerisches Volkstanzgut. Für viele Gruppen ist jedes Tanzen eines ausländischen Tanzes eine „Sünde“, obwohl die Wissenschaft genau weiss, dass ausser der Volksmusik und den Volksliedern auch die Volkstänze seit je alle Grenzen überschreiten.

Vor Jahren staunte man sehr, als der im ganzen Land beliebte schweizerische Volkstanzleiter **Hannes Wirth**, der aus dem Volkstanzkreis Zürich kommend als Nachfolger Louise Witzigs an die Spitze der Trachten-Tanzleitung gewählt worden war, eines Tages an einem offiziellen Anlass der Trachtenvereinigung die **Sternpolka** tanzen liess. Über diese Polka, die nach unsern Begriffen ein Schottisch ist, wurden von Fachleuten grosse Aufsätze geschrieben. Die Sternpolka stammt aus Oesterreich, gelangte über Amerika in die Tschechoslowakei, bekam dort den Namen „Doudlebska Polka“ und ist heute international bekannt. Ähnlich wird es auch dem Hambo ergehen.

Im Mai 1992 flogen viele schweizerische Trachtenleute nach Schweden. Die Trachtenvereinigung hatte eine sehr schöne Nordlandreise organisiert, die so grossen Anklang fand, dass sie gleich zweimal durchgeführt werden musste, das erste Mal von Stockholm über Drottningholm, Uppsala, Borlänge, Rättvik, Falun, Schloss Läckö, Göteborg nach Kopenhagen und gleich anschliessend noch einmal in umgekehrter Richtung von Kopenhagen nach Stockholm.

Als bei dieser Gelegenheit in Borlänge ein festliches Treffen mit gemeinsamem Tanz durchgeführt wurde, da zeigten wir den Schweden unsern „Bernermutz“ und ähnliche Schautänze und tanzten ein paar einfache Schweizertänze gemeinsam mit unsern Gastgeber. Der schwedische Tanzleiter sagte, als wir mit den Schweden tanzen sollten: „Wir haben in Dalarna einen einfachen, überall im Land bekannten Volkstanz, den Hambo. Er besteht aus zwei Dalschritten, einem Dreitritt, und dann tanzen wir **rundherum**“. Mit seiner Partnerin zeigte er schmunzelnd den Hambo vor, wohlwissend, dass niemand dieses wunderbare „Rundherum“ nachmachen kann. Die flotten jungen Schweden luden die schweizerischen Mädchen und Volkstanzleiterinnen zum Hambotanzen ein und amüsierten sich köstlich an der Tatsache, dass sie die Schweizerinnen völlig in die Höhe heben mussten, wenn sie ihnen nicht beständig auf die Füsse treten wollten.

Da ich genau wusste, wie das Geheimnis funktioniert, hatte ich mit meiner blonden Schwedin nicht das geringste Problem. Sie flüsterte beständig: „Fin, fin,..“, das heisst „schön, gut, fein,..“ Die Schweden waren aber doch so gnädig, anschliessend mit uns auch

etwas zu tanzen, das einfach war und gut gelang, wie z.B. „Fjäskern“, „Svensk Maskerad und den „Familienwalzer“. Wir tanzten abwechselnd mit ihnen einfache Schweizertänze wie „Kettengalopp“ und „Marschwalzer“;

Nur allzufrüh ging der gemeinsame Tanzabend mit Buffettfreuden und Trachtenvorstellung zu Ende. Anschliessend, nach Mitternacht, wurde uns in einer Kirche noch ein unvergessliches nordisches Volksmusikskonzert mit viel Moll-musik geboten.

Seither wird in der Schweiz da und dort zaghaft bei Tanztreffen der Hambo versucht. Erklingt an einem sogenannten „offenenTanzen“ in Zürich, in der schweizerischen Volkstanzwoche „Laudinella“, St. Moritz, oder am alljährlich am dritten Samstag im Januar stattfindenden Volkstanzball im Kongresshaus Zürich zufällig beim freien Tanzen eine langsame Mazurka, dann tanzen sofort mehrere Paare den immer beliebter werdenden Hambo. Auch in der Familien-Sing-,Musik- und Volkstanzwoche Wildhaus und anderswo taucht er immer wieder und immer häufiger auf.

Schon seit 1945, wenn **Inge Baer** im Hirschengrabenschulhaus Zürich, meist als Abschluss einer Tanzprobe und als Höhepunkt des Abends, einen Hambo spielte, war stets die Freude gross. Wir sagten oft in unserer Begeisterung: „**Erst mit dem Hambo beginnt das wahre Tanzen.**“ Und in der Tat, beim gekonnten Hambotanzen geniessen die Tanzenden das Gefühl, vom Boden abzuheben und in einer höheren Tanzwelt zu schweben.

Dietikon, 14. August 1998
Karl Klenk

Karl Klenk.

X 4 2/3 Hambro's etc.

(4) etc

Für Pellers!

3/4 Talk = 17a2,

Hambro

Morvik = Langsam + 1/2 Preis + 1/2 Hambro's etc.
[2 Gelder + 1/2 Preis + 1/2 Hambro's etc.]
R₁ = rechts, L = links, B = beide oder Typ

Schritt: R-L-B; etc } Hambro

Er R-L-B; R; L-B-R; etc } Hambro

Sie Er Sie L-B-R-L; etc } Hambro
Er Sie B-R-L; etc } Hambro

beendet gleichzeitig Kauf.
1 ganze Paradedrehung / Er L-B-R } selbe - Polka
Sie B-R-L }

Er R L B R } Hambro
Sie

Wichtig: Offene u. Abgeschlossen!

Karl Klenk
29.7.1998

Die Familien - Sing-, Musik- und Volkstanzwoche Wildhaus begann also am schweizerischen Nationalfeiertag, zu dessen ganz besonderer Gestaltung sich das stets bestens bewährte Organisationsgenie *Ruth Hauser* einen Lampion-Umzug und Feuerwerk mit allen möglichen Einzelheiten ausgedacht hatte. Doch ach, am 1. August 1998 herrschte unfreundliches Regenwetter, so dass die Eröffnung der Kurswoche in den grossen Saal verlegt werden musste.

Das Thema der Woche lautete dieses Jahr *Zirkus*, was erlaubte, die Teilnehmer in die benötigten „Arbeitsgruppen“ einzuteilen. Da **alle** Teilnehmer durch dieses Vorgehen gezwungen werden, beim Tischen, Servieren, Abräumen und Abtrocknen mitzuhelfen, bleibt für jeden einzelnen Kursteilnehmer nur eine ganz kleine von den Gruppenchefs bestimmte Arbeit. Im Verlauf der Woche musste ich nur ein einziges Mal beim Tischdecken für ein Abendessen mithelfen.

Jede Gruppe (die Zirkusdirektoren, die Akrobaten, die Dompteure, die Clowns, die Jongleure, die Zirkusmusikanten, etc.) ist durch eine bestimmte Farbe gekennzeichnet. Ich gehörte zu den Clowns mit braunem Namensschild und braunem Tischkärtchen.

Da die Vegetarier immer im schönen neuen Stübchen essen, das nur etwa halb so gross ist wie der alte Speisesaal neben der Küche, bin ich in Wildhaus seit einigen Jahren immer Vegetarier. Hier herrscht während der Mahlzeiten mehr Ruhe. Es ist begreiflich, dass die vielen Kinder und Jugendlichen stets allerlei Aufregendes zu erzählen und viel zu necken und zu lachen haben. Dieses Jahr nahmen erfreulicherweise rund sechzig Kinder und ebensoviele Erwachsene an der Woche teil.

Im Tagesprogramm sind die ganz unterschiedlichen Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf viele Räume in den drei Häusern verteilt. Während die Erwachsenen im Chor singen oder im Orchester musizieren, werden die Jugendlichen und die Kinder altersgemäss bestens betreut und beschäftigt, und zwar in speziellen Orchestern, Sing-, Tanz- und Bastelgruppen.

Um diesen vielseitigen Betrieb zu ermöglichen, ist natürlich ein sehr grosses Leiterteam notwendig, was die Kurskosten in die Höhe treibt. Letztes Jahr wurde daher ein *Unterstützungsverein* gegründet, der den kinderreichen Familien finanziell zu Hilfe kommt.

Jedes Jahr bestaunt man die originellen Einfälle der Kindergärtnerinnen. Am Kinderabend, der jeweils am Donnerstag durchgeführt wird, zeigen die Kleinen, was sie in den vergangenen Tagen gelernt und gebastelt haben. Schon vor dem grossen Kinderfest wurden dieses Jahr den Erwachsenen und den grösseren Jugendlichen selbstgemalte Freibillette für den Kinderzirkus verteilt. Nur wer eine solche Eintrittskarte vorweisen konnte, durfte eintreten. Der Zirkusdirektor begrüsst die Gäste, das Kinderorchester spielte, das Nummerngirl verkündete die erste Nummer. Dann wurde von den Kleinen gezaubert, jongliert, gesungen und getanzt. Einige Kinder waren Löwen, andere Elefanten, und alle zeigten ihre Kunststücke. Der Applaus war stets riesengross und gelegentlich kamen den Zuschauern die Tränen vom Lachen oder vor Rührung. Anschliessend bekamen die Kinder in der Cafeteria einen speziellen Desserter, und es folgte unter Ruth Hausers Leitung der für die Kleinen unvergessliche Kinderball.

Dieses Jahr endete die Wildhauserwoche am Freitagabend in der Mehrzweckhalle mit einem öffentlichen **Konzert**, das in der Presse rechtzeitig angekündigt worden war. Von weit her kam das Publikum, meist Freunde und Angehörige der Kursteilnehmer, aber auch Personen, die in den letzten Jahren selbst an der Singwoche teilgenommen hatten.

Das Orchester spielte unter Bernhard Spörris Leitung die sorgfältig eingeübten Stücke. Der Grosse Chor sang unter Eugen Hausers Leitung mit Orchesterbegleitung Buxtehude, die Erwachsenen tanzten, angeführt von Andreas Wirth den „Chüjerreihewalzer“. Dazwischen traten die verschiedenen Blockflötengruppen auf. Urs Utiger zeigte mit den erwachsenen Anfängern „Arnolds Circle“ und mit den Jugendlichen die „Israeli Mazurka“. Als der Chor mit Schwung und Orchesterbegleitung „Wiener Blut“ (Strauss) sang, tanzte das Gastpaar aus Oesterreich solo dazu. Dank der perfekten Organisation Ruth Hausers und dank der Fachkenntnisse einiger Teilnehmer funktionierten die vielen benötigten elektronischen Apparaturen einwandfrei, und das Konzert wurde ein voller Erfolg.

Am Ausgang spendeten die Konzertbesucher rund Fr. 500.- für den oben erwähnten Unterstützungsverein.

Zum Abschluss der wunderschönen Woche wurden bei schönstem Wetter auf der Wiese mit allen Teilnehmern einfache Wechseltänze getanzt. Dann, nach dem Mittagessen, fuhr ich in anderthalb Stunden heim. Um 15 Uhr schaute ich nach dem Zustand meines Gartens, sammelte die vielen herabgefallenen Äpfel, kochte Apfelkompott und rüstete „Apfelschnitzli“ für den Dörrapparat. Vreni Schmid holte um 18 Uhr ihr Gepäck und ihre Bratsche bei mir ab. Um bequemer im Zug reisen zu können, hatte sie mir ihre Sachen mitgegeben.

FAX

data: 18.09.98 16,36

dumber da paginas (incl. 1. pag.):

a: *Herrn*
Karl Klenk
Holz matt 15

8953 Dietikon

telefon:

fax:

da: **LIA RUMANTSCHA,**
Servetsch da translaziun
Via da la Plessur 47
7001 CUIRA

telefon: 081/ 258 32 20

fax: 081/258 32 23

copia a:

remartga:

per
infurmaziun

per execuziun

per prender
posiziun

enavos
engraziund

Sehr geehrter Herr Klenk

Gerne geben wir Ihnen die romanische Bezeichnung für Ihre Arbeitsgemeinschaft bekannt.

Diese lautet in Rumantsch Grischun:

Associaziun svizra da las gruppas da saut popular

Wir freuen uns, dass unsere vierte Landessprache nun auch in Ihrem Briefkopf steht und wünschen Ihrer Gemeinschaft viel Erfolg.

Cordials salids


Ursulina Monn

Ubersetzungsdienscht

Musik zum Feierabend

Das „Seniorenorchester Baden“ hatte unter der Leitung von *Alfons Meier*, Klingnau, monatelang ein schönes Konzert aus „eingängiger Klassik“ und aus verschiedenartiger Tanzmusik eingeübt. Ich schlug vor, auch einen der schweizerischen Kontratänze, z.B. „**La Triomphante**“, zu spielen und dazu sollten acht Leute des Orchesters die Quadrille vortanzen.

Besonders die Präsidentin des Seniorenorchesters, *Maria Wernle*, war von der Idee begeistert und setzte alles daran, dass die Tanzvorführung zustande kam. Es tauchten aber prompt die erwarteten Schwierigkeiten auf. Die meisten Seniorinnen und Senioren des Orchesters brachten die bekannten Ausreden vor, sagten, sie hätten seit Jahrzehnten nicht mehr getanzt, sie seien wahrscheinlich am Vorführungstag in den Ferien, etc. Doch Maria liess nicht locker. Sie fand im Orchester schliesslich zweieinhalb echte Paare, so dass schliesslich nur noch zwei Tänzerinnen und ein Tänzer fehlten. Ich erklärte ermunternd, wer noch aufrecht gehen, rechts und links unterscheiden und auf vier zählen könne, der sei auch fähig, die „Triomphante“ zu tanzen. Trotz dieser Erklärung und trotz dieser Aufmunterung waren im Orchester die vier benötigten Paare nicht zu finden.

Unser Kontratanz-Projekt drohte mehrmals zu scheitern, zuerst an der Musik, dann aber auch an der zu kleinen Zahl der zur Verfügung stehenden Tänzerinnen und Tänzer.

Ich hatte unserm Dirigenten alle meine Triomphante-Musiknoten zur Auswahl übergeben. Das waren ausser der Melodie auch Noten für die zweite Violine, für das Cello, den Bass die Flöte, die Harfe etc., kurz alles, was ich seinerzeit von Inge Baer erhalten hatte. Da die Noten aus verschiedenen Aufführungen stammten, waren sie in unterschiedlichen Tonarten gesetzt, und ohne dies zu beachten kopierte der Notenverwalter des Orchesters das Material für die Mitspielenden.

Als Dirigent Meier zum ersten Mal die Kontratanzmusik proben wollte, spielte die erste Geige in D-Dur und die zweite in F-Dur, was einen unerträglichen Missklang erzeugte. Bis zur nächsten Probe musste sich unser Dirigent mehrmals an seinen Computer setzen und selber dem Orchester die zusammenpassenden Stimmen für die Streicher und für die Bläser verschaffen.

Maria Wernle kam drei oder viermal nach Dietikon zur Volkstanzprobe, die ich jeden Montagnachmittag mit etwa fünfzehn Seniorinnen und einem Senior im AGZ (Alters- und Gesundheitszentrum) durchführe. Jedesmal, wenn Maria dabei war, probte ich auch die „Triomphante“, und es lag nahe, für die Aufführung in Baden die dem Orchester noch fehlenden Personen von der Senioren-Volkstanzgruppe Dietikon zu entlehnen. Maria schrieb allen, die sich spontan und gerne gemeldet hatten, mehrere Briefe und lud sie zu Extraproben nach Wettingen ein. Wir tanzten dort mehrmals die „Triomphante“ eine halbe Stunde vor dem Eintreffen der Musikanten mit dem Tonband und anschliessend mit der schliesslich bestens funktionierenden „Life-Orchestermusik“. Für jede Rolle verfügten wir auch über „Ersatztänzerinnen und Ersatztänzer“, so dass wir der Aufführung nun doch mit grosser Zuversicht entgegensehen.

Es hatte wahrhaftig viel gebraucht, bis alles klappte, und mehrmals war, wie Maria Wernle sagte, „der Wurm drin“.

Die „Musik zum Feierabend“ fand schliesslich am Donnerstag, 10. August 1998, 18 Uhr, im Restaurant „PAVILLON“, bei den Bädern, Kurplatz 2, Baden, statt. Sie war angekündigt als ein „*Heiterer Musikabend mit Werken leichter Klassik und gehobener Unterhaltungsmusik mit dem Senioren Orchester Baden, Leitung Alfons Meier, Klingnau.*“

Programm: François Joseph Gossec (1734-1829) Overture in G-Dur.

Wolfgang Amadeus Mozart (1756-1791) Serenade Nr 2 - vier Contredanses.

Ludwig van Beethoven (1770-1827) Sechs deutsche Tänze.

John Lindsay Aisha - Indian Intermezzo.

Walter Borchert Galanterie - Gavotte - Intermezzo.

Eberhard Werdin (geb. 1911) Europäische Tänze: Serbischer Tanz, Tanz aus der Ukraine, Spanischer Tanz, Kolo aus Serbien.

Carl Michael Ziehrer (1843 - 1922) Nachtschwärmer - Walzer

Schweizerischer Kontratanz: La Triomphante - Satz Inge Baer-Grau.

Das Konzert war sehr gut besucht, auch von Personen aus Dietikon, und bei grossem Applaus wurde nicht nur Alfons Meier, sondern auch mir, als dem „Ballettmeister“, ein grosser Blumenstrauss überreicht. Einige Tage später kopierte ich die Würdigung aus der „Aargauer Zeitung“, die ich von einem Mitglied der Dietikoner Senioren-Volkstanzgruppe erhalten hatte.

BADEN-WETTINGEN

" MUSIK ZUM FEIERABEND " Restaurant PAVILLON Baden - Donnerstag, 20. August 1998 - 18.00 Uhr

Die grosse Freude am gemeinsamen Spiel

Pavillon am Kurplatz Das Senioren-Orchester Baden spielte gekonnt auf

Brüder, reicht die Hand zum Bunde» stand zwar nicht auf dem Programm; aber die ersten zwei Takte der Ouvertüre hörten sich an, als erweise François Joseph Gossec seinem jüngern Zeitgenossen Mozart Reverenz. Damit war programmlich zweierlei angedeutet: zum einen Ohrenfreundliches aus naher und ferner Verwandtschaft der Wiener Klassik, zum andern gemeinsames Spiel, das gemeinsames Vergnügen bereitet.

Dieses Vergnügen ging von einem Gremium aus, das seit 14 Jahren besteht, dem Senioren-Orchester Baden. Von anfänglich 7 Mitgliedern ist es auf mittlerweile 32 angewachsen. Die Ortsangabe im Namen schränkt die spieleif-

rige Vereinigung keineswegs auf die Bäderstadt ein. Das Senioren-Orchester erhält auch Zuzug aus den umliegenden Kantonen. Der Konzertmeister, ein glühender Musikus mit weisser Mähne, stammt aus dem Zürichbiet; und als Dirigent waltet der ehemalige Lehrer Alfons Meier, Oberhaupt einer Klingnauer Musikerfamilie.

Alfons Meier, gelegentlich abgelöst von einer Mitspielerin des Orchesters; sagte Stück für Stück an. Das war gut so. Dem Publikum, vorgestern abend im Restaurant Pavillon im Bäderquartier, wurde die Musik anschaulicher. Mozart lieferte seine vier Contredances zum Wiener Fasching, zum gleichen Anlass trug auch Beethoven später sechs Deut-

sche Tänze bei, die ausdrücklich der Beweglichkeit von Pensionisten (Rentnern) angemessen waren.

John Lindsays Indian Intermezzo hätte einen Schleiertanz begleiten können; und Walter Borcherts zweisätzliche Galanterie wies den musizierenden Senioren eine Rolle zu, die sie lustvoll annahmen: die Rolle eines Kurorchesters. Klingenden Tourismus trieben die Europäischen Tänze von Eberhard Weidin. Carl Michael Ziehrers «Nachtswärmer» besangen, melancholisch walzernd, die Dämmerung der Donaumonarchie – tatsächlich auch vokaliter, denn wer nicht gerade instrumentaliter beschäftigt war, sang an gewissen Stellen mit, beinahe wie es die Wiener

Philharmoniker am Neujahrskonzert zu tun pflegen. Das war die vorletzte Überraschung – als letzte zeigten vier Seniorenpaare, orchestral begleitet, einen Schweizer Volkstanz.

Das rund anderthalbstündige Programm ebte also keineswegs ab. Bis zum Schluss konnten die Musikanten zusetzen. Eine löbliche Leistung. Aufmerksame Vorbereitung war ihr hörbar vorausgegangen. Auf Einsätze und Zusammenspiel wurde sorglich geachtet. Dass nicht alles ganz wie eingeübt glücken wollte, war eher momentanem Übereifer als spielerischem Ungenügen zuzuschreiben. Die vielen Zuhörer wussten die Darbietungen entsprechend zu würdigen. (ker)

Umfrage Das Jahr der älteren Menschen

Das Alter braucht Ein- nicht Ausgliederung

Die „Vereinten Nationen“ wissen genau, was der ältere Mensch **braucht**, und zwar nicht nur im Jahr 1999. Auch Franz Kilchherr trifft den wichtigsten Punkt, wenn er im allerersten Abschnitt der „Zeitlupe“ Nr. 10 vom Oktober 1998 schreibt: *„Nur dann können Menschen miteinander leben, seien sie jetzt alt oder jung, arm oder reich, krank oder gesund, wenn sie einander respektieren und sich keine Generation für wichtiger hält als die andere.“*

Der Brauch, das Brauchtum ist das, was jeder, nicht nur der betagte Mensch, **braucht**. Altüberlieferte Erfahrungen, die sich bewährten, müssen in erster Linie gepflegt werden. Die Lebenssituationen, in denen niemand ausgegrenzt wird, sind die Richtigen und Wichtigen.

Man überlege sorgfältig, was die Generationen zusammenhält, und was sie trennt. Die gesunde **Familie** z.B., in der Geburtstage und andere Familienzusammenkünfte sorgfältig geplant und gefeiert werden, bringt die Generationen zusammen. Ganz anders wirken die „Modeströmungen“ aller Art, bei denen das „Geldmachen“ die Hauptrolle spielt. Nur wer mitmachen kann, ist „in“, alle andern sind ausgegrenzt.

Der Leser überlege selber, wo überall die Alten sofort ausgegrenzt sind: Bestimmte Kleidermoden, Sportarten, Vereine, etc...Dies alles brauchen wir natürlich auch, doch im „Jahr der älteren Menschen“ muss für diese in erster Linie nach **Generationenübergreifendem** gesucht werden.

Positive Erlebnisse in dieser Beziehung bringt mir das Laienorchester, die Volksmusik, der Volkstanz. Hier wirken die Generationen noch zusammen, hier ist auch ein alter Mensch „in“, während er bei vielen Modeströmungen in Musik, Kleidung und Tanz „out“ ist.

Karl Klenk, Holzmatt 15
Dietikon-Zürich

Senioren-Wanderung vom 25. August 1998

Von Immensee aus wanderten wir zur „Hohlen Gasse“, zur Ruine „Gesslerburg“ und auf dem „Rigilehnenweg“ bergauf und bergab bis nach Weggis, wo vor einer schönen Villa die Dietikoner Flagge wehte. Hier wohnt Eduard Gibel, unser ehemaliger Stadtschreiber. Er offerierte der recht grossen Wandergruppe von rund siebzig Personen einen „Apéro“.

Unterwegs hatten wir hiübergeblükt zur „Astrid-Kapelle“. Die schwedische Prinzessin Astrid war hier bei einem Autounfall ums Leben gekommen, die oesterreichische „Sissi“ war in Genf ermordet worden, und als dritte der adeligen Damen kam vor kurzer Zeit die beliebte englische „Lady Diana“ in Paris bei einem Autounfall ums Leben.

Kurz vor Weggis kamen wir am Kurhaus Seeblick vorbei, das etwas erhöht mit freier Aussicht auf See und Berge zwischen Weggis und Hertenstein gelegen ist. Die Gegend hier wird wegen ihrer geschützten und sonnigen Lage „Riviera der Zentralschweiz“ genannt. Im Gespräch vernahmen wir, dass hier ein Sohn des Ehepaars Trippel, Spreitenbach, beschäftigt ist.

In der Einladung zu dieser Seniorenwanderung konnte man eine geheimnisvolle Anzeige lesen: „Mittagessen in einem Restaurant mit Sicht auf den Vierwaldstättersee“. Weshalb stand da nicht im „Rössli“, im „Anker“ oder im „Wilhelm Tell“? Die Überraschung war gross, als wir zum „Party-Schiff“ geführt wurden, das vom Sohn des Ehepaars Trippel betreut wird. Frau und Herr Trippel, Spreitenbach, sind meist bei den Dietikoner Seniorenwanderungen mit dabei. Violinlehrerin und Violinsolistin Frau Trippel spielte vor Jahren mit dem Orchesterverein Dietikon.

Das prächtige Luxussschiff war gerade so gross, dass alle Wanderer im „Speisesaal“ Platz fanden. Ausser Trippels und der Wanderleitung hatte niemand von der Überraschung gewusst. Die Begeisterung war begreiflicherweise gross. Das Festessen auf diesem Wunderschiff dauerte gut zwei Stunden, und die Fahrt führte in die Gegend der beiden „Nasen“, am Bürgenstock vorbei nach Kehrsiten, Stansstad, Kastanienbaum, St. Niklausen und ohne irgendwo anzulegen hinüber nach Hertenstein und zurück nach Weggis.

Die extra für uns gedruckte Speziälspeisekarte war mit „Kapitänslunch“ überschrieben und endete mit der Bemerkung: „Sie werden bedient von Petra und Benno Trippel und Team, Kurhaus Seeblick, Weggis“.

Ich war froh, auf dem Schiff meine Beine und Füsse so lange Zeit ruhig halten zu können, denn meine am Tag vorher erworbenen neuen Wanderschuhe drückten mich oberhalb der Knöchel bei jedem Schritt. Die alten Schuhe hatten in den Gehfalten Löcher bekommen und waren auch auf der Seite undicht geworden. Bis zur nächsten Wanderung behandelte ich die neuen Schuhe beinahe jeden Tag und trug sie auch immer wieder kurze Zeit mit einem zweiten Paar Socken.

Vom Schiffsteg Weggis aus wanderten wir noch bis nach Greppen und reisten dann mit Bus, SBB und von Wohlen aus mit der BDB wieder zurück nach Dietikon.

Seit vielen Jahren verbringt der Orchesterverein Zürich-Albisrieden das dritte Augustwochenende in der **Propstei Wislikofen**. Von etwa vier bis sechs Uhr nachmittags wird am Samstag fleissig - oft mit Solisten - geprobt, und nach dem Nachtessen noch einmal bis gegen zehn Uhr. Die meisten Orchestermitglieder übernachteten in der Propstei. Ich aber ziehe es seit Jahren vor, nach Dietikon zurückzufahren, da ich ja bei normalen Verkehrsverhältnissen mit dem Auto nur fünfunddreissig bis vierzig Minuten für die Fahrt benötige. Am Sonntagmorgen sind die Strassen in der Regel ganz ohne Verkehr, so dass ich bis zum Morgenessen mühelos über Baden und Ehrendingen hinunter gegen den Rhein nach Wislikofen fahren kann. Als Dank für die Tatsache, dass wir hier proben dürfen, spielen wir jeweils im katholischen Gottesdienst. Dieses Jahr stand wieder einmal bis auf einen einzigen Satz Joseph Haydns „Missa brevis“ auf dem Programm. Ausserdem spielten wir Purcell zum Eingang und als Schluss des Gottesdiensts. Am Sonntag wird jeweils nach dem Mittagessen bis um vier Uhr geprobt, was das Orchester merklich „vorwärts bringt“.

Am 3. September 1998 war wieder einmal der Besuch beim **Zahnarzt** fällig. Jedes Jahr werde ich von Dr. Aepli zweimal zur Kontrolle und zur Zahnreinigung aufgeboten. Diesmal wurden zwei Röntgenaufnahmen gemacht, Zahnstein wurde entfernt, gefunden wurde aber nichts, das man hätte reparieren müssen.

Generalversammlung des „Singwochen-Unterstützungsvereins“

An der Sihlstrasse in Zürich hatte ich den Eingang zum Treffpunkt glücklich und ohne Umwege gefunden, als mir in grosser Eile von hinten kommend Ueli Trautweiler auf die Schulter klopfte. Er wusste genau, in welchem Raum die Versammlung stattfand und setzte sich an den Vorstandstisch zu **Annemarie Bosshardt**, zur Präsidentin des neuen Vereins. Da wir als die letzten Teilnehmer eintrafen, konnte ich nicht alle Anwesenden einzeln begrüssen. Ich setzte mich bei der Eingangstüre zu Elsbeth und Bernhard Spörri. Am nächsten Tisch entdeckte ich Ruth und Eugen Hauser, näher beim Präsidium auch Andreas Wirth, Silvia Trautweiler und weitere Persönlichkeiten des Wildhauser Singwochen-Leiterteams.

Das Hauptproblem und der Zweck des neuen Vereins ist die **Geldbeschaffung** von Sponsoren, was offenbar deshalb nicht so einfach ist, weil die Angefragten sich nicht allzuviel unter einer „Familien - Sing-, Musik- und Volkstanzwoche“ vorstellen können. In der Gesamtbevölkerung bilden die Musikanten und die Volkstänzer eine verschwindend kleine Minderheit. Auch ist dem grössern Publikum gar nicht klar, dass bei **Musikunterricht und Breitensport** nicht gespart werden sollte, da diese Lebensbereiche die Jugend von Drogenkonsum und andern schlimmen Irrwegen abhalten. Ist ein Jugendlicher „abgestürzt“ und ins Elend geraten, dann kostet er die Allgemeinheit bedeutend mehr, als seine Bewahrung durch sinnvolle Beschäftigung gekostet hätte. Die **Verhütung von Unterstützungsfällen**, von Krankheit und Kriminalität ist auf die Dauer billiger als das Zurückholen der Betroffenen aus Spitälern, Strafanstalten, Heimen und kostspieligen Betreuungen aller Art.

Über die hier angetönten Probleme und besonders über die Schwierigkeit der Geldbeschaffung für unsere gute Sache wurde an diesem Freitagabend, 4. September 1998, bis spät in die Nacht hinein diskutiert.

Die türkischen Teppichverkäufer

Am Mittwoch, 9. September 1998, war ich ruhig und zufrieden beim Ausgraben meiner gut geratenen Kartoffeln, als ein grossgewachsener, schlanker Herr in meinen Garten herein und über die kleine Wiese zu mir her kam. Er stellte sich als Türke vor und sagte, er sei in grosser Not, denn er müsse die Schweiz sofort verlassen, wenn ich ihm nicht helfe. Am besten wäre ihm geholfen, wenn ich ihm einen Orientteppich abkaufe. Unterdessen war ein zweiter türkischer Herr mit Teppichen unterm Arm zu meiner Haustüre gekommen. Dieser kleine, dicke Mann breitete sofort einen der sehr schönen Teppiche auf den trockenen Steinplatten aus.

Im Katalog, wurde mir gesagt, sei dieser Seidenteppich für Fr. 6 000.- ausgeschrieben, ich aber könne ihn, da man sich jetzt gerade in so grosser Not befinde, für Fr. 4 000.- erwerben. Das Allererste, was ich den beiden Herren sagte war, dass ich keinen Teppich brauche, und dass ich auf keinen Fall einen Perserteppich vor der Haustüre kaufe. Doch dies machte den beiden Herren absolut keinen Eindruck.

Inzwischen war ein zweiter Teppich neben dem ersten auf den Steinplatten ausgebreitet worden, und man wollte von mir wissen, welcher mir besser gefalle. Ich gab zu, beide seien sehr schön. Der zuerst offerierte war vorwiegend rot, der andere vorwiegend blau. Der mit den warmen Rot- und Brauntönen gefiel mir besser. Doch ich betonte wieder, dass ich keinen kaufen könne, auch absolut kein Bargeld im Haus habe.

Da machte einer der Herren den Vorschlag, ich solle doch die Teppiche für meine Kinder erwerben, ich könne sie für je Fr. 2 000.- bekommen, und wenn ich kein Bargeld flüssig habe, könne ich doch einen Check ausstellen oder mit ihnen gleich jetzt direkt zur Bank gehen.

Der zudringliche Teppichhandel zog sich immer mehr in die Länge, obwohl ich mehrmals ganz deutlich und bestimmt betonte, dass ich weder Geld noch einen Check hätte, und dass ich auf keinen Fall einen Perserteppich zu kaufen gedenke. Ich sagte auch, dass ich ein gewisses Verständnis für die Notlage des aus der Schweiz ausgewiesenen Persers habe, der sich doch an eine Hilfsorganisation wenden solle. Die Sache wurde immer lästiger, und ich hätte viel lieber meine Kartoffeln fertig ausgegrabe.

Doch da brachten die beiden hartnäckigen Teppichverkäufer ein neues Problem vor. Sie sagten, sie hätten im Zoll noch weitere persische Teppichware, die sie verlieren müssten, wenn sie die dort gelagerten Teppiche nicht sofort einlösen könnten. Dazu bräuchten sie auf der Stelle Fr. 1 000.-.

Man lasse mir die beiden schönen Perserteppiche als Pfand da. Doch auch auf diesen Handel liess ich mich nicht ein. Man wollte mir hierauf sogar auch noch einen dritten, sehr grossen und sehr wertvollen Teppich als Pfand da lassen und die Sachen in vierzehn Tagen wieder abholen, aber ich müsse mit mindestens Fr. 1 000.- herausrücken. Da ich wieder betonte, dass ich keinen Teppich kaufe, kein Geld und keinen Check besitze und auch zu keiner Bank gehe, da wollten die Herren wenigstens ohne einen Handel abzuschliessen, ihre Ware zwei Wochen lang in meinem Haus deponieren.

Da ich hoffte, so den Türken helfen zu können und sie endlich los zu werden, ging ich auf den Vorschlag ein. Meine Haustüre war glücklicherweise geschlossen. Daher stiegen wir in die Waschküche hinunter, und ich sagte, man könne ja die Teppiche zusammengerollt und ohne irgend eine Haftung meinerseits zwei Wochen lang im Vorkeller neben der Sauna liegen lassen. Das passte den beiden Herren nicht, denn sie hatten offensichtlich gehofft, in mein Wohnzimmer zu gelangen und dort ihre Sachen ausbreiten und besser anpreisen zu können. Ich atmete auf, als sie ihre Ware schliesslich zusammenpackten und damit aus meinem Haus und aus meinem Garten verschwanden. Ihr Auto hatten sie geschickt hinter meinem Gebüsch am Flurweg zum Guggenbühlwald parkiert, so dass ich ihr Nummernschild nicht ablesen konnte.

Wenn ich nun glaubte, der Zwischenfall mit den lästigen Teppichhändlern sei nun überstanden, dann hatte ich mich gewaltig getäuscht.

Mit dem roten Teppich, der mir besser gefallen hatte, kam nach etwa drei Viertelstunden eine junge Frau in meinen Garten und zur offenen Stubentüre herein. Sie sagte, ihre Brüder seien nun fort, und weil ich für ihre Lage Verständnis gezeigt hätte, wolle sie mir den Teppich schenken. Ich wehrte mich und betonte, ich wolle nichts geschenkt, ausserdem hätte ich auch nirgends für einen weitem Teppich einen geeigneten Platz. Die Frau schaute sich um, wollte meine Teppiche sehen und stellte fest, der von Tante Barbara geerbte im Schlafzimmer sei billige Fabrikware, ihr Teppich jedoch sei aus reiner Seide und von Hand geknüpft.

Diesen sehr schönen, wahrscheinlich von Kinderhand geknüpften Teppich, wollte ich auf keinen Fall im Haus behalten. Doch die flinke Frau hatte im Nu Tante Barbaras Teppich neben das Bett und den ihren an die geeignetere Stelle im Schlafzimmer gelegt. Obwohl ich die Frau dringend aufforderte, ihren Teppich doch wieder mitzunehmen, verschwand sie aus dem Haus. Ich rief ihr nach, sie könne ihr Eigentum jederzeit wieder abholen.

Und da lag nun der schöne Sechstausendfrankenteppich in meinem Schlafzimmer und mir war gar nicht wohl bei der komischen Sache. Ich beschloss, die Sache der Polizei zu melden und um einen Rat zu bitten. Der Beamte, „mein Freund und Helfer“, sagte: „Hier ist die Kantonspolizei. Müssen wir ausrücken? Ist in ihrem Haus durch die Türken etwas gestohlen worden?“ Ich erklärte dem Polizisten, das sei sicher nicht der Fall, es sei mir einfach nicht wohl mit einem teuren Teppich im Haus, der mir nicht gehört. Da empfahl er mir, ruhig über die Sache zu schlafen und da jetzt, abends acht Uhr, die Stadtpolizei nicht mehr auf dem Posten ist, am nächsten Morgen nach halb acht Uhr dort vorzusprechen.

Normalerweise kann ich mich jederzeit hinlegen und sofort einschlafen. Doch in dieser Nacht gingen mir beständig die Türken mit ihren Teppichen im Kopf herum.

Am nächsten Morgen, Donnerstag, 10. September 1998, sofort nach dem Frühstück, etwa um 07.20 Uhr, als ich eben das Haus verlassen wollte, um gleich bei Dienstbeginn die Stadtpolizei aufzusuchen, kam die Türkin mit ihrem Bruder, dem kleineren, untersetzten Herrn und mit zwei sehr grossen Perserteppichen, die sie in meiner Stube ausrollten, anpriesen und mir für Fr. 2 000.- aufschwätzen wollten. Sie sollten unbedingt die Teppiche verkaufen können, denn sie hätten Probleme mit ihrer Alarmanlage. Die Frau versuchte mich zu erweichen, flehte mich mit Tränen in den Augen an, und der dicke Mann, der sich auf meine Eckbank gesetzt hatte, unterstützte sie. Er sagte sogar, er lasse mir seine Schwester als Pfand da und alle drei Teppiche, wenn ich mit Geld herausrücke.

Obwohl mir die beiden leid taten - was sie wahrscheinlich bemerkt hatten - beharrte ich auf meinem Standpunkt, erklärte, dass ich von Anfang an stets ganz eindeutig gesagt hätte, ich brauche keinen Teppich, kaufe auch keinen zum Verschenken, hätte weder Geld noch Check, und sie sollten nun ihre Ware, auch den Teppich, der über Nacht in meinem Schlafzimmer gelegen hatte, mitnehmen. Dies taten sie, nachdem sie mich wieder eine gute Stunde lang bearbeitet hatten.

Ich atmete auf, schloss die Haustüre und begab mich zur Stadtpolizei. Der Beamte meinte: „So-so, sind die aufdringlichen Teppichhändler wieder da? Die kommen immer wieder. Telephonieren Sie uns sofort, wenn sie auftauchen, dass wir sie kontrollieren können. Schauen Sie auch gut nach, ob Ihnen etwas gestohlen wurde, und melden Sie uns die Autonummer der Teppichhändler.“

All dies ist schnell gesagt, aber schwer zu befolgen, wenn man den Händlern ganz allein gegenübersteht.

Das **Volkstanzleiter-Treffen** vom 12. September 1998, 14.30 bis 21.30 Uhr, fand wieder in der neuen Kantonsschule **Aarau** statt. Es wurden vor allem die vielen in unserm Zürcher Volkstanzkreis nicht bekannten ausländischen Tänze des nächsten Frühlingstreffens instruiert. Diese sind für uns so ungewohnt und unter sich so ähnlich, dass ich sie während der Instruktion wohl gut mittanzen, aber als einzelne Tänze nicht erfassen und daher auch nicht weitergeben kann. Die Schweizertänze waren für uns kein Problem, wohl aber für die „Matteliüt“ von Bern.

Den Sonntag, 13. September 1998, verbrachte ich in **Meilen**. Ich lieferte nicht nur grosse Äpfel und grosse Kartoffeln aus meinem Garten, sondern auch Blautannenholz fürs Cheminée.

Enkelin **Barbara**, die Kindergärtnerin werden möchte, muss vor dem Antritt ihrer Ausbildung achtzehn Wochen „Praktikum“ in irgendwelchen Firmen absolvieren. Sieben Wochen arbeitete sie im „Haus am See“, Feldmeilen, dort, wo sich früher die Firma Vontobel befand. Zur Arbeit fuhr Barbara mit dem Velo. Sie musste im Computer Adressen berichtigen und andere einfache Büroarbeiten erledigen, was ihr recht gut gefiel. Nun muss sie eine neue Arbeitstelle suchen.

Enkelin **Daniela** befasst sich mit Vorbereitungen auf die Maturitätsprüfungen, die Ende 1998 und im Januar 1999 stattfinden werden.

Lehrer Peter Wölfle, der vor Jahren mit Ueli Klenk in Dietikon die Schule besuchte, meldete bei mir telefonisch seinen Besuch im Ortsmuseum an. Er musste gestehen, unser Museum noch nie besucht zu haben, wollte nun aber erkunden, wie das Museum in den Unterricht einbezogen werden könnte.

Am Mittwoch, 23. September 1998, von 12 Uhr an, erklärte ich Herrn Wölfle das Museum ausführlich vom obersten Stock bis hinunter ins Kellergeschoss. Mein Gast staunte über die Reichhaltigkeit unseres Museums, lobte die gefällige und professionelle Präsentation der interessanten Themen und notierte sich alle Aufgaben, die er seinen Schülerinnen und Schülern zu stellen gedachte.

Schon am folgenden Tag, am Donnerstag, 24. September 1998, um 08.30 Uhr, kam er mit etwa zwanzig Oberstufenschülerinnen und Schülern zum Ortsmuseum. Er begann seine Erklärungen mit der halben Schulklasse im Keller, ich die meinen mit der andern Hälfte im obersten Stockwerk. Obwohl viele, wahrscheinlich sogar mehr als die Hälfte der Schüler, Ausländer waren, ermüdete das Interesse nicht. Fragen wurden gestellt und fleissig wurden Notizen gemacht.

Wieder einen Tag später, am Freitag, 25. September 1998, meldete sich telefonisch eine der Schülerinnen bei mir mit der Frage, ob ich noch am gleichen Tag, nachmittags zu einem Interview mit vier Schülern zur Verfügung stehen könnte. Da die Jugendlichen nicht wussten, wo ich wohne, trafen wir uns im Ortsmuseum und verbrachten dort im Arbeitsraum eine vergnügliche Zeit. Das Interesse der Fragesteller richtete sich vor allem auf die Unterschiede zwischen der Lage der Schuljugend heute und der Situation, in der sich die Schuljugend früher befand. Aufschlussreich sind auch die Namen der vier Schüler. Die Mädchen heissen Maria Martinelli und Cédi Scherer, die Knaben Mathey Vucic und Hyazi Funda.

Wir besprachen:

-**Das Telefonieren**, das in der Oberstufe früher durch Angestellte des Telefonamts in regelmässigen Zeitabständen instruiert werden musste.

-**Das Duschen in der Schule**, da früher die meisten Kinder zu Hause keine Gelegenheit hatten, regelmässig zu baden.

-**Die Einführung der Schulzahnpflege**, die 1934 noch in keiner Art existierte. Der Zustand der Schülergebisse war ausserordentlich schlecht.

-**Die Einführung des Schwimmunterrichts**. In den Dreissigerjahren gab es in Dietikon noch keine Badeanstalt, und von allen meinen Sekundarschülern konnte nur ein einziger schwimmen. Wir mieteten Fahrräder und fuhren nach Wettingen ins Terrassenschwimmbad, wo ich den Sekundarschülern das Schwimmen beibrachte.

-**Die Einführung der Wintersportlager**. Trotz Krieg und Lebensmittelrationierung reisten wir anfangs der Vierzigerjahre in die Flumser Berge, wo der Skiclub Dietikon eine einfache Skihütte besass.

-**Die Entstehung der Musikschule, etc.**

Joachim in Dietikon

Vor etwa einem Monat telefonierte ich nach Steffisburg. Mein ältester Enkel Joachim meldete sich an Apparat, und wir plauderten ein Weilchen. Die Rede war von seinen langen Semesterferien im Sommer, in denen er bei einer Baufirma arbeitet. Joachim hilft bei der fachgerechten Fertigstellung von Flachdächern. Ich hatte durch Brigitte Klenk, Meilen, erfahren, dass Joachim kürzlich auch am Zürichsee bei seinem „Götti“, seiner Tante und seinen beiden Cousinen zu Besuch gewesen war.

Das brachte uns auf den Gedanken, Joachim könnte vielleicht am Samstag und Sonntag, 26./27. September 1998, auch einmal zu mir nach Dietikon kommen.

Rechtzeitig sparte ich genügend (vegetarische) Mahlzeiten der Stadtküche Zürich - ich bekomme im Abonnement deren zwei jede Woche - und kaufte sechs gute Kuchenstücke, ausserdem liefert mein Garten gegenwärtig schöne Kartoffeln und prächtige Äpfel.

Joachim sollte gemäss der telefonischen Abmachung vom Vorabend um halb zwölf Uhr in Dietikon eintreffen, und ich erwartete ihn auch pünktlich am östlichen Ausgang unseres Bahnhofs. Doch ach, Joachim kam nicht die Treppe herauf. Daher eilte ich so rasch als möglich zum westlichen Ausgang, wo aber ebensowenig ein Joachim zu finden war.

Wenn man sich am Bahnhof Dietikon nicht verfehlen will, dann muss der Treffpunkt genau vereinbart werden, denn es ist unmöglich, beide Ausgänge Richtung Stadtzentrum gleichzeitig zu überblicken. Ein bestens geeigneter Treffpunkt ist der östliche Ausgang, d.h. der Ausgang „Richtung Zürich“. Gedenkt man aber mit dem Besuch nicht direkt zur Holzmattstrasse 15 zu gehen, sondern zuerst noch auf einem kleinen Umweg das Stadtzentrum zu besichtigen, dann wäre auch der Raum mit den Billettschaltern ein günstiger Treffpunkt.

Auf meinem Heimweg schaute ich nach rechts und links in alle Strassen, erblickte aber nirgends meinen erwarteten Besucher. Wahrscheinlich hatten die Züge Verspätung, so dass mit dem Anschluss in Bern oder Baden etwas nicht stimmte. Mit solchen Gedanken wartete ich Stunde um Stunde, bis endlich Joachim rucksackbepackt an meiner Haustüre erschien.

Des Rätsels Lösung: Der vom Dachdecken müde Junge hatte am frühen Morgen den Wecker überhört und war gezwungen mit einem spätern Zug zu reisen.

Da er, wie ich, noch kein Mittagessen zu sich genommen hatte, speisten wir zuerst, wenn auch stark verspätet, dafür aber mit gutem Appetit. Während ich die Vorbereitungen für dieses Mittagessen traf, und später, während ich aufräumte, schaute Joachim die **Gesundheit-Sendungen** an, die ich im Lauf der vergangenen Wochen für ihn auf Videoband aufgenommen hatte.

Dann aber, da recht schönes Wetter herrschte, und da Joachim sich nützlich machen wollte, arbeiteten wir im **Garten**. Ich hatte bereits begonnen, meine Wiese vor dem Haus zu mähen. Joachim führte nun diese recht anstrengende Arbeit geduldig und ausdauernd zu Ende. Da ich das Gras nur zweimal jedes Jahr abschneide, wird der Boden sehr uneben, was die Arbeit erschwert.

Als diese Arbeit erledigt war, kletterte Joachim aufs **Garagendach**, um dort die mindestens fünfzehn Jahre alte Mooschicht abzukratzen. Ich sammelte gleichzeitig heruntergefallene Äpfel ein, schnitt Stauden und Gebüsche zurück. Spät am Abend bot mein Garten einen auffallend veränderten, sehr erfreulichen Anblick. Ich war und bin Joachim für seine selbstlose Hilfe sehr dankbar.

Der Junge hätte noch lange unentwegt weiter gearbeitet. Ich musste ihn bitten, vom Garagendach herunterzukommen. Wie das Mittagessen nahmen wir auch das Nachtessen um Stunden verspätet ein. Dann half mir Joachim noch in der Küche, wo viele Äpfel ausgeschnitten, geschält und zum Dörren bereitgemacht werden mussten.

Das anschliessende Fernsehen unterbrach Joachim. Er war begreiflicherweise sehr müde und er übernachtete oben im „Kinderzimmer“, in dem vor Jahren sein Vater hauste. Er bat mich, ihn am Sonntagmorgen zu wecken, denn er schlafe sonst bis zwölf Uhr mittags.

Während der Nacht auf den Sonntag war ausser meinem Dörrapparat auch meine Waschmaschine in Betrieb. Als ich am Morgen alle Kochwäsche zum Trocknen aufgehängt hatte, füllte ich die Trommel der Waschmaschine erneut, diesmal mit Feinwäsche, die nur 35 Grad warm gewaschen werden darf. Dann arbeitete ich bis zehn Uhr an der Ortschronik, während Joachim erholsam schlief.

Schliesslich spielte ich im Treppenhaus fröhliche schwedische Violinmusik um Joachim zu wecken. Nach dem Morgenessen hängten wir miteinander im Vorkeller und in der Waschküche noch schnell die „zweite Wäsche“ auf und besuchten dann miteinander das Dietikoner **Ortsmuseum**. Michael Maier war noch dort und konnte uns die Eisenbahnausstellung erklären. Von 12 Uhr an allein im Museum konnten wir alles in Ruhe betrachten und besprechen.

Leider musste Joachim seinen Besuch gleich nach dem verspäteten Mittagessen beenden.

Eine abwechslungsreiche Seniorenwanderung

Am Dienstagmorgen, 29. September 1998, kurz nach 06.00 Uhr, wanderte ich bei strömendem Regen zum Bahnhof. Der Wetterbericht war recht gut. Im Lauf des Vormittags sollte der Regen aufhören, kurz, es war ein vorwiegend sonniger Tag vorhergesagt. Doch als wir von Wädenswil über Samstagern, Schindellegi und Biberbrugg mit der Südostbahn nach Einsiedeln hinauf fuhren, regnete es immer noch ununterbrochen weiter.

Das Postauto führte die fünfundfünfzig Seniorinnen und Senioren von Dietikon schliesslich dem Sihlsee entlang über Euthal nach **Oberiberg** und zur Talstation Tschalun, wo wir sofort zum schützenden Dach hinstrebten und unsere Schirme und Regenmäntel auspackten.

Zwischenbemerkung: Vor der Brücke über den Sihlsee ist ein Strassenabschnitt, auf dem wir einst im Winter mit unserm VW-Käfer auf Schnee und Eis ganz bedenklich ins Schleudern gerieten. Karl jun. sass am Steuer, und er verhinderte unsern Sturz in den See. Unser Auto rutschte aber mehrmals auf der Strasse hin und her. Es war ein grosses Glück, dass uns kein anderes Fahrzeug entgegenkam. Diese Schrecksekunden werde ich nie vergessen und mich hier im Vorbeiweg jedesmal deutlich an das Ereignis erinnern.

So etwas wie die nun folgende **Sesselliftfahrt** hinauf zum Restaurant „Lauchern“ hatte ich in meinem ganzen bisherigen 86 Jahre dauernden Leben noch nie mitgemacht. Mit einer Dame, deren Namen ich nicht weiss, sass ich auf dem dritten oder vierten Zweiersessel. Der Regen strömte prasselnd auf uns nieder. Von der Kapuze des Regenmantels fand das eiskalte Wasser seinen Weg über die Brust und die immer kälter werdenden Hände zwischen den Druckknöpfen des Plastik-Regenmantels hindurch auf meinen rechten Oberschenkel und dem Bein entlang bis hinunter in den Schuh. Eigenartigerweise war meine linke Körperseite etwas besser geschützt, so dass die reichlich vorhandene kalte Nässe dort nicht bis auf die Haut vordringen konnte. Die Doppelsessel hatten zum Glück von der Seite aus hereinklappbaren Regen- und Schneeschutz.

Doch ach, wir hatten das Gefühl, der sehr lange Sessellift komme nur extrem langsam vorwärts. Ja, er blieb sogar auch einmal eine Zeitlang ganz stehen, vielleicht, weil unten beim Einsteigen jemand Mühe hatte. Auf uns aber trommelte der Regen ununterbrochen erbarmungslos nieder.

Endlich gelangten wir zum prächtigen Restaurant „**Lauchern**“, wo, wie auf den Seniorenwanderungen üblich, Kaffee und Gipfeli auf uns warteten. Statt des Kaffees beziehe ich zwar stets eine warme Ovomaltine. Während dieses Zwischenhalts tauchten allerlei Anregungen auf, die Wanderroute wegen des starken Regens zu ändern und abzukürzen. Doch auf der Ibergeregge wartete ja ein vorbestelltes Mittagessen auf uns. Der Wanderleiter *Max Wiederkehr* (ehemaliger Offizier und Sekunarschulpfleger) blieb unerschütterlich bei seinem Wanderplan, was sicher auch das Gescheiteste war.

Nach einem längern Aufenthalt im schönen Restaurant „Lauchern“, wo wir die einzigen Gäste waren, wanderten wir in einer halben Stunde hinüber über die **Fuederegg** und hinunter zur Talstation „Seebli“ der Sesselbahn, die uns hinauf auf den **Spirstock** brachte, nicht ganz auf die Höhe von 2 000 m. ü. M. Diese zweite Sesselbahn, die wir benützten, verfügt über Vierersitze, und wir konnten ausser unserer Schutzkleidung auch Schirme öffnen, so dass es hier, wenigstens für mich, etwas weniger nass zuging.

Als wir auf dem Spirstock ausstiegen, sagte der Bahnarbeiter tröstend zu uns: „In einer Stunde kommt die Sonne“. Und er hatte tatsächlich recht. Die Aussicht Richtung Süden und Westen war trotz des schlechten Wetters einmalig. Durch graue herumschleichende Wolken erkannte man ein Stück des Vierwaldstättersees. Unter uns schlichen schneeweisse Nebelfetzen durch die schon herbstlich buntgefärbten Täler.

Vom Spirstock aus wanderten wir, meist abwärts, in etwa zwei Stunden zur Ibergeregge, was bestimmt die bequemste und einfachste Routenwahl war im Vergleich zu den auf Lauchern gemachten Vorschlägen. Wir packten bald Regenschutz und Schirm in den Rucksack und wanderten bei immer heller und sonniger werdendem Wetter zum **Lauchernchappeli** und über die **Sternenegg** zur **Ibergeregge**, wo wir nach dem reichen Mittagessen (Flädliuppe, Bohnen, Kartoffelstock und Voressen) bis um drei Uhr nachmittags rasteten. Dies gab vielen Teilnehmern Gelegenheit, noch eine Riesen-Meringe (nach Bernerart) zu verschlingen. Die alkoholischen Getränke und den vielen Kaffee, den einzelne Wanderer noch zusätzlich konsumierten, hätte mein Magen nicht ertragen.

Endlich, bei warmem, sonnigem Wetter wanderten wir weiter, vor allem abwärts auf dem „alten Schwyzerweg“ nach **Oberiberg-Tschalun**. Diese Wegbezeichnung stammt aus den alten Zeiten, in denen die Schwyzer gelegentlich Eroberungszüge bis nach Einsiedeln, ja bis hinaus in die March unternahmen.

Der Weg führte durch ausgesprochen sumpfiges Gelände und war mit vielen sehr glitschigen, zum Teil halb verwitterten Balken und Brettern belegt. Ich war der Erste, der darauf ausrutschte, aufs linke Knie und auf beide Hände stürzte. Zum Glück verletzte ich mich dabei nicht, wurde aber vom dunkelbraunen Sumpfboden sehr schmutzig. Im nächsten Bächlein wusch ich meine Hände und auch meine Jeanshosen. Mein rechtes Hosenbein war in der Mittagszeit beinahe getrocknet, nun aber wurde vor allem meine linke Seite nass bis auf die Haut. Auch liess sich der Schmutz nicht vollständig herauswaschen. Dazu hätte ich die Hosen ausziehen müssen.

Einige weitere Wanderer erlebten auf dem nassen Balkenweg ähnliche Stürze, die aber zum Glück alle glimpflich verliefen. Bei der Talstation „Tschalun“ konnten wir noch etwa eine Viertelstunde „sünnele“, was natürlich nicht ausreichte, um meine Hosen ganz zu trocknen.

Dann traf das Postauto ein, das uns nach Einsiedeln brachte. Auf der recht langen Postautostrecke hatte ich am frühen Morgen nur noch einen Stehplatz erwischt und auch bis zur Endstation nicht aufgegeben, obwohl mir mehrmals Sitzplätze angeboten wurden. Offenbar wissen inzwischen einige der Seniorenwanderer, dass ich der älteste Teilnehmer bin. Die Rückreise im Postauto verbrachte ich auf einem Sitzplatz am Fenster, denn die Post hatte uns zusätzlich zum grossen Bus noch einen Kleinbus bereitgestellt.

Auf der Bahnstrecke von Schindellegi nach Wädenswil, als der Zug auffallend schnell abwärts rollte, erinnerten wir uns natürlich an das grosse Bahnlück, das hier vor Jahren mit einem Zug voll Skifahrer passierte. Der Lokomotivführer verlor damals den Kopf, und er konnte nicht mehr bremsen, so dass der Zug unten in Wädenswil neben dem SBB-Bahnhof mit grosser Geschwindigkeit über das Ende der Bahnlinie hinaus und in ein Lagerhaus hineinfuhr. Wenn ich mich recht erinnere gab es damals nicht nur grossen Sachschaden, sondern auch viele Verletzte und sogar Tote. Unter den Verletzten befand sich auch ein Professor der Kantonsschule, die ich damals besuchte.

In Dietikon hatte im Ortsmuseum die Sitzung schon eine halbe Stunde vor meiner Rückkehr begonnen, und die Mitglieder der Heimatkundekommission begaben sich eben ins Archiv. Da ich dort bei der Arbeit nicht helfen konnte, entschuldigte ich mich, wanderte müde heim und anvertraute meine Jeanshosen sofort der Waschmaschine. In frischer, warmer Kleidung schaute ich noch an, was der Videoapparat im Laufe des Tages für mich aufgezeichnet hatte. Anschliessend wärmte ich mich, um nach den kalten und nassen Abenteuern nicht krank zu werden, zwanzig Minuten lang in meiner Sauna auf.

Im Anschluss an die geschilderte unvergessliche Sesselbahngeschichte in strömendem Regen folgen hier noch einige andere „**Sesselbahn- und Skilifterinnerungen**“. Etwa im Jahr 1920 begann ich Ski zu fahren und zwar auf dem Pfannenstiel. Zur Fahrt besass ich, wie die andern Buben, sogenannte „Fassdugeli“, die mir mein Vater gebastelt hatte. Zwei schmale Seitenbretter eines alten Bierfasses hatte sich mein Vater bei einem Küfer besorgt und sie an einem Ende zugespitzt. Die „Bindung“ bestand nur aus einem weit hinten auf dem Brett montierten „Zehenriemen“, in den der Schuh geschoben wurde. Meine „Fassdugeli-Ski“ fuhren schön geradeaus, weil Vater sorgfältig eine über die ganze Länge der Unterseite meiner Bretter verlaufende Kerbe geschnitzt hatte. Skistöcke kannten wir Buben gar nicht. An den beiden Spitzen der „Fassdugeli“ hatten wir je eine starke Schnur befestigt. Durch Ziehen an den Schnüren konnten während der Fahrt die Skispitzen in die Höhe gehoben und kleinere Hindernisse überwunden werden.

Einmal genügte auch dies nicht. Ich prallte mit grosser Geschwindigkeit an einen hartgefrorenen Misthaufen, den ich für weichen Schnee gehalten hatte und flog „hoch im Bogen“ über diesen hinaus. Ich landete bäuchlings im Schnee. Zurückblickend sah ich meine beiden „Fassdugeli“ im Misthaufen steckend. Es war ein Vorteil, dass meine Schuhe nur mit Zehenriemen festgehalten waren.

Damals kannte man noch keinen Skitourismus. Erst nach und nach entstanden da und dort Skihütten. Skilifte waren noch unbekannt. Als ich die Mittelschule in Zürich besuchte, wurden Skilager in Obersaxen und in Sörenberg angeboten. Meine Eltern erlaubten mir die Teilnahme und kauften mir viel zu schwere und zu lange Ski, denn sie dachten, ich wachse ja noch. Das war gut gemeint, aber eine grosse Plage für mich. Ich liess mich aber nicht unterkriegen, unternahm an manchem Sonntag mit dem Nachbarjungen eine Skitour. Unsere Ziele waren „Stöcklichrüz“ und „Tanzbode“.

Es ist bezeichnend für meinen Vater, dass er in seinen alten Tagen immer noch mit der Zeit ging und auch selbst begann Ski zu fahren.

Mutig begleitete er uns Buben an schönen Sonntagnachmittagen auf den Pfannenstiel. Im Getümmel auf dem Übungshang der ziemlich schneesicheren Nordseite war er wahrscheinlich der einzige Erwachsene, was aber niemanden störte.

Mehrmals verbrachte er auch mit seiner ganzen Familie richtige Winterferienwochen in Braunwald.

Bevor ich von den oben angetönten Skilift- und Sesselbahngeschichten erzählen kann, muss ich hier aus Gründen der Chronologie noch einige andere **Skisport - Erlebnisse erzählen**.

Versuchte Ehevermittlung?

Während meines Studiums erteilte ich, um meinen Eltern finanziell zu helfen, gelegentlich schwachen Primarschülern der sechsten Klasse **Nachhilfstunden**. Ich besuchte in der Nähe der Universität, z.B. an der Schneckenmannstrasse, sogenannte „bessere“ Familien, Familien von Professoren, die es sich leisten konnten, ihre Sechstklässler privat für 50 Rappen in der Stunde auf die Sekundarschule vorbereiten zu lassen. Solche Privatlehrerstellen, meist nur für kurze Zeit vor der Aufnahmeprüfung in die Sekundarschule, waren jeweils am „schwarzen Brett“ der Universität ausgeschrieben.

Als ich an einer solchen Stelle eine Zeitlang unterrichtet hatte, fragte mich der Hausherr, ob ich vielleicht auch bereit wäre, seine ältere Tochter im **Skilauf** zu unterrichten. Diese Tochter wurde mir auch sogleich vorgestellt. Sie war etwa gleich alt wie ich selber. Wenn ich am nächsten Sonntag ohnehin nach Kaltbrunn ins Skigebiet fahre, dann könne ich doch die Tochter dorthin mitnehmen und sie an einer geeigneten Stelle ein oder zwei Stunden lang unterrichten und dann meine vorgesehene Skitour anfügen.

Gut. Wir trafen uns im Skizug, der jeden Sonntagmorgen verkehrte. Die Dame mit nigelnagelneuer Skiausüstung hatte „Zürich - Kaltbrunn, retour“ gelöst, ich aber „Meilen - Kaltbrunn, zurück ab Ebnat-Kappel“. Schon im Zug kam mir das noble Fräulein etwas komisch vor. Ein vernünftiges Gespräch kam nicht zustande. Die Dame schaute mich immer nur sonderbar lauernd an. Fürchtete sie sich vor dem bevorstehenden Skiunterricht? Waren es Hemmungen, die sie so wortkarg machten?

Von der Station Kaltbrunn aus marschierten wir wie viele andere Skiläufer hinauf in Richtung Rieden. Ich trug ausser meinen mit den Stöcken zusammengebundenen Riesenski auch die Ausrüstung des komischen Mädchens. Als wir schliesslich zum Schnee hinauf gelangten, blieben wir zurück, d.h. wir liessen alle Skifahrer an uns vorbei Richtung „Tanzboden“ - das ist ein hoch über Rieden gelegener Übergang ins Toggenburg - weiterwandern. Ich suchte ein nicht allzu steiles Plätzchen mit flachem Auslauf, und unser Skiunterricht konnte beginnen.

Meine Geduld wurde gewaltig strapaziert, denn nach jeder kurzen, flach auslaufenden Fahrt und später bei jeder Spitzkehre liess sich die bequeme Person in den Schnee fallen, so dass ich ihr beim Aufstehen helfen musste. Ich gab mir die allergrösste Mühe, ermunterte meine Schülerin immer wieder, lobte jeden noch so kleinen Fortschritt und versuchte die Freude am gesunden Skilauf anzufachen.

Mir wurde im Lauf der Privatstunden immer deutlicher klar, dass das Fräulein wahrscheinlich gar nicht die Kunst des Skifahrens, sondern auf Befehl ihrer Eltern **mich** kennen lernen sollte. Nach zwei Stunden geduldigen Übens schlug ich vor, den Skiunterricht abubrechen und im nächstbesten Restaurant bei Kaffee und Nussgipfeln auszuruhen. Damit war meine Schülerin sofort einverstanden. Sie sagte auch, sie sei todmüde und wolle zum Mittagessen wieder zu Hause in Zürich sein.

Ich musste nun einen Rückstand von etwa drei Stunden meiner Skitour wieder aufholen, marschierte also so schnell als möglich hinauf zur Tanzbodenhütte. Für das letzte Wegstück schnallte ich die damals gebräuchlichen Seehundfelle unter die Laufflächen meiner Ski. Als ich den höchsten Punkt erreichte, hatten die meisten Skitouristen bereits den Ort verlassen und vergnügten sich auf einer der Routen ins Toggenburg. Ich konnte keine Ruhepause einlegen, da ich ja in Ebnat-Kappel rechtzeitig den Ski-Extrazug erreichen musste. In einem Zug fuhr ich ins Toggenburg hinunter und wusste, dass ich meine „einmalige“ Ski-Schülerin nie mehr sehen würde.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch nie einen Skilift oder eine Sesselbahn gesehen, auch nicht in den Kursen der SAC-Jugend in Obersaxen und Sörenberg. Es war damals ganz selbstverständlich, dass man jeden Aufstieg zu Fuss oder mit Seehundfellen bewältigte. Von Schüpflheim aus z.B. war mit Sack und Pack ein langer Weg bis zur Unterkunft in Sörenberg zurückzulegen. Dies war für mich mit meinen viel zu schweren und viel zu langen Ski sehr anstrengend.

Besonders den **Rückweg** mit allem Gepäck auf dem Rücken von Sörenberg hinunter nach Schüpflheim vergesse ich nicht. Während die Kursleiter und meine Kameraden ihre Ski auf der schwach abfallenden Strasse gemütlich „laufen“ lassen konnten, musste ich beständig mit den Stöcken nachhelfen. Ich war der Hinterste der Kolonne und mein Abstand zu ihr wurde immer grösser. Meine Arme ermüdeten mehr und mehr. Meine Ski wollten einfach nicht wie die meiner Kameraden von selbst laufen. Auch musste ich befürchten, den Zug zu verfehlen und zum Abschluss der Woche ohne Geld und ohne Fahrkarte am Bahnhof zu stehen. Ich war der Verzweigung nahe, kämpfte mit letzter Kraft und unterdrückte die Tränen.

Der sportliche Engländer

Ich amtierte schon einige Jahre als Sekundarlehrer in Dietikon. Mit Kollege Hans Strasser, dessen Braut und mit Maria verbrachte ich eine Skiwoche in Pany. Meine Mutter hatte zwar „gewisse Bedenken“, uns in dieser Kombination in eine Ferienwohnung ziehen zu lassen. Wir jungen Leute sahen aber keine Probleme, und hegten keinerlei „Hintergedanken“. Uns interessierte nur das Skifahren.

Von Pany aus reisten wir, so bald als schönes Winterwetter angesagt war, nach Davos, um über Weissfluhjoch die lange Abfahrt hinunter nach Küblis zu riskieren. In Davos erblickten wir zum ersten Mal im Leben einen Skilift. Wir waren begeistert, denn der Lift würde uns den anstrengenden Aufstieg mit Seehundfellen ersparen.

Hans Strasser und seine Partnerin bestiegen mit der Hilfe des angestellten Skiliftarbeiters zuerst das neue Wunderwerk, das hier in Betrieb war. Maria und ich, wir sahen gespannt zu. Schon nach wenigen Metern Skiliftfahrt verlor Hans Strassers Begleiterin die Spur und das Gleichgewicht. Die Ski verdrehten der unerfahrenen Sportlerin die Beine, und sie liess den Bügel fahren. Auch Hans Strasser stieg aus, und der Bügel wurde automatisch in die Höhe gezogen. Die beiden hätten nun einen zweiten Versuch wagen können, doch die vom Lift gestürzte Skifahrerin hatte nun eine solche Angst vor der neuen Einrichtung, dass sie schwor, sich nie mehr einem solchen Teufelszeug anzuvertrauen.

Maria blieb bei ihr, tröstete sie, und miteinander kehrten die beiden am Abend mit der Bahn nach Küblis und mit dem Postauto nach Pany zurück. Hans Strasser bestieg vor mir mit einem Deutschen den Lift. Mir wurde ein junger Engländer zugeteilt. Hans und ich, wir wollten uns die berühmte Abfahrt vom Weissfluhjoch hinunter ins Prätigau nicht entgehen lassen.

Der Skiliftarbeiter hatte wahrscheinlich bemerkt, dass wir alle vier Neulinge auf dem Lift waren. Er gab uns daher allerlei nützliche Ratschläge: „Nicht auf den Bügel sitzen, nur anlehnen und sich stehend schieben lassen. Die Skistöcke zusammenschnallen, dass man sie gut mit einer Hand halten kann. Mit der andern Hand den Bügel immer gut festhalten, etc....“

Bald fühlten wir uns wohl auf der neuen Errungenschaft namens Skilift. Der rechts neben mir fahrende Engländer war recht gesprächig, was sonst gar nicht englische Art ist. Ein Engländer redet doch normalerweise nicht mit jemandem, den er nicht kennt, dem er nicht vorher vorgestellt wurde.

Als „mein“ Engländer bemerkte, dass ich seine Sprache gut verstand, erzählte er mir, er sei am Tag vor unserer ersten Skiliftfahrt noch in London bei der Arbeit gewesen, dann am spätern Nachmittag nach Zürich geflogen und sofort nach Davos weitergereist. Dann fuhr er fort: „Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie auf Skiern gestanden. Heute vormittag mietete ich im Sportgeschäft die ganze benötigte Ausrüstung, Schuhe, Ski, Stöcke Schutzanzug, Schneibrille, Segeltuchkappe, Ohrenschutz,... Wenn wir gut hinauf aufs Weissfluhjoch kommen, dann werde ich wohl auch über die Parsennabfahrt wieder gesund hinunter nach Davos gelangen.“

In dem Augenblick hatte wahrscheinlich des mutigen Engländers Aufmerksamkeit etwas nachgelassen.. Er fuhr mit seinem rechten Ski über die Spur hinaus. Sein rechtes Bein wurde nach hinten gedreht, und er stürzte vom Bügel. Dabei packte er geistesgegenwärtig blitzschnell mit seiner linken Hand - in der er keine Stöcke halten musste - den Bügel dort, wo er vorher seinen Rücken angelehnt hatte. Zäh und unerbittlich, wie er war, liess er sich nicht unterkriegen, gab nicht auf, wie es kurze Zeit vorher Strassers Verlobte getan hatte. Er liess sich auf seiner linken Körperseite liegend nachschleppen.

Durch seinen Sturz war auch ich vom Bügel geworfen worden. Der Unglückliche hatte ihn hinter mir nach rechts weggezogen. Ich blieb aber schön aufrecht in der Spur stehen und liess mich nun ziehen, neben mir am Boden schleifend der junge Engländer. An einer flachen Stelle der Liftspur, die wir glücklicherweise bald erreichten, riss er mit aller Kraft den Bügel gegen sich und siehe da, es gelang dem sportlichen Kerl, wieder auf beide Beine zu kommen und seine Ski wieder schön parallel in die Spur zu stellen.

Statt bequem angelehnt vom Skiliftbügel geschoben zu werden, hingen wir nun, jeder mit einer Hand auf seiner Seite, am T-förmigen Bügel. Dies klappte ein Weilchen, ermüdete aber sehr den Arm, mit dem wir uns festhalten mussten.

Da sagte der Engländer auf deutsch: „Na, schaffen Sie sich mal vor. Ich helfe.“ Gleichzeitig zog er den Bügel nach rechts auf seine Seite, ruckartig nach hinten und schob ihn wieder zurück nach links hinter meinen Rücken. Anschliessend fuhr ich eine Spur breit links neben der Rinne, die für meine Ski gedacht war. Den Bügel zog ich auch kräftig nach links, so dass sich nun auch der Engländer „vorschaffen“ konnte. Glücklicherweise lehnten wir uns wieder wie zu Beginn der abenteuerlichen Fahrt an unsern Bügel, er rechts, ich links, und wir langten oben an, als ob unterwegs nichts passiert wäre.

Obwohl er das Skiliftproblem meisterhaft gelöst hatte, stand der Engländer nun hilflos und hoch über Davos zur Abfahrt bereit, denn Ski fahren konnte er nicht. Ich blieb noch ein Weilchen bei ihm, zeigte ihm das „Schrägfahren im Abhang mit Umfallen nach oben und hinten“. Einen Bogen fahren konnte er ja nicht. Auch die „Spitzkehre im Steilhang“ begriff er sofort. Willig und ausdauernd praktizierte er das Gelernte, ganz anders als meine Ski-Schülerin von Kaltbrunn. Pickelhart, wie ein echter englischer Sportler, blieb er bei der nun einmal begonnenen Sache, fuhr und stürzte unermüdlich die lange Parsennabfahrt hinunter bis nach Davos. An diesem Abend war er bestimmt recht müde.

Skiliftfahren in der Nacht

Vor Jahren unternahm ich mehrmals erlebnisreiche Wochenend - Skitouren mit Robert Leuthold, Primarlehrer in Dietikon. Er war wie ich SAC-Mitglied der Sektion Uto, ist aber in der Zwischenzeit längst gestorben. Unsere Ausflugsziele und Übernachtungsorte waren vor allem immer wieder die Skihütte des Skiclubs Dietikon in den Flumserbergen und die SAC-Hütte auf der Ibergeregge.

An einem schönen Samstagnachmittag fuhren wir wieder einmal nach Schwyz und wanderten eine längere Strecke bis zur Talstation des Skilifts, der uns hinauf zur Ibergeregge bringen sollte. Das prächtige Winterwetter hatte viele Leute ins Freie gelockt. Eine riesige Menge Skifahrer wälzte sich an diesem Samstagnachmittag das Tal hinauf.

Wer zu den Vordersten gehören wollte, musste erstens im Bahnhof Schwyz verbotenerweise über einen Zaun klettern und zweitens ein recht forsches Marschtempo anschlagen, um nicht überholt zu werden. Beides kam für uns natürlich nicht in Frage, denn Frau Leuthold, Maria und der zweieinhalb Jahre alte Karl waren bei diesem Wochenendausflug auch dabei.

Als wir endlich mit den letzten Skifahrern, die der Zug nach Schwyz gebracht hatte, zur Skilift-Talstation gelangten, lagerte dort bereits eine grosse wartende Menschenmenge. Es waren „Nümmerli“ ausgegeben worden, um so Streitereien wegen der Reihenfolge der Bergfahrten auszuschliessen.

Die frechen Jungen, die am Bahnhof von Schwyz in Kenntnis der Verhältnisse zuerst aus den Bahnwagen gerannt und flink über den Zaun geklettert waren, befanden sich nun bestimmt schon längst hoch oben am Berg beim Skilauf im prächtigen Sonnenschein. Wir aber warteten unten im Tal geduldig Stunde um Stunde und sahen zu, wie die Sonne langsam hinter den Bergen versank.

Endlich wurden auch unsere hohen Nummern ausgerufen, und als wir alle schliesslich am Lift hingen, war, besonders im Wald, die dunkle Nacht über uns hereingebrochen. Ich erinnere mich nicht mehr recht an das Liftsystem. Offenbar konnte auf diesem Lift nicht zu zweit gefahren werden wie in Davos. Einer nach dem andern musste einsteigen und während der Fahrt ununterbrochen einen Verschluss geschlossen halten.

Weit entfernt und schon hoch oben sah ich undeutlich in der Dunkelheit Leutholds. Dann folgte Maria. Ich selbst hatte den kleinen Karl vor mir auf meine Ski gestellt. So glitten wir durch den geheimnisvollen, tief verschneiten Tannenwald.

Plötzlich ertönte ein **lauter Schrei**. Maria war aus der Spur geraten, hatte ihren Verschlusshebel losgelassen und stürzte, sich im tiefen Pulverschnee überschlagend, rechts den Abhang hinunter. Sie rappelte sich auf, und im Vorbeifahren rief ich ihr zu: „Bleib in der Nähe der Skiliftspur. Wir kommen und holen Dich so bald als möglich.“ Hinter mir nachfolgende Liftpassagiere mischten sich auch ein, machten Witze oder riefen Maria tröstende Worte zu. Einer meinte: „Nur immer fest im Tiefschnee „tänle“, dann bist Du morgen früh auch oben.“

Ich weiss nicht, was in Maria vorging, als sie im Tiefschnee ganz verzweifelt versuchte, zwischen den tief verschneiten Brombeerstauden, Gebüsch und Tannen ohne Felle aufwärts zu stapfen. Besonders unheimlich wurde es, als schliesslich der Lift abgestellt wurde und im Wald absolute Stille eintrat.

Als wir oben bei der Bergstation den Lift verlassen hatten, blieb Frau Leuthold beim kleinen Karl und bei unserm Gepäck. Zu Fuss und mit der Hilfe anderer Skitouristen, die auch in der SAC-Hütte übernachten wollten, brachte sie den Kleinen und die Rucksäcke in die Unterkunft.

Robert Leuthold und ich, wir packten sechs Seehundfelle aus, wickelten sie um unsere Hüften und machten uns in der Dunkelheit auf die Suche nach Maria. Wir arbeiteten uns, so gut als dies möglich war, der steilen Skiliftspur entlang bergabwärts und riefen immer wieder nach der armen „Abgestürzten“. Endlich vernahmen wir von weit unten herauf eine Antwort Marias und fanden sie glücklicherweise vollkommen unverletzt. Wir nahmen ihr das Gepäck ab und versahen für den Aufstieg alle unsere Skis mit den mitgebrachten Seehundfellen. Auf einer neuen, weniger steilen Route erreichten wir schliesslich wohlbehalten die SAC-Hütte.

Auch am folgenden Tag, am Sonntag der auf dieses Abenteuer folgte, herrschte schönsten Wetter. Mit einem andern Skilift fuhren wir noch höher hinauf. Der kleine Karl vor mir sah während der langen Fahrt immer nur die Skispitzen und den weissen Abhang vor unsern Augen. Nun aber, als er mit mir den Berggrat erreichte, kehrte er sich um und erblickte plötzlich rings herum die wunderschön tief verschneiten Berggipfel im Sonnenschein. Zuerst staunte er ganz sprachlos, dann jubelte er vor Freude. Uns allen machte der Anblick einen sehr starken Eindruck. Wir freuten uns sehr und waren überaus glücklich und dankbar, in einer so schönen Welt leben zu dürfen.

Bei der nun folgenden Skitour in die umliegenden Berge mit Aufstieg und Abfahrt durfte ich nicht stürzen, denn ich trug den kleinen Karl im Rucksack auf meinem Rücken. Er streckte nur sein warm eingepacktes Köpfchen oben heraus.

Diese Art des Skifahrens mit dem Kleinen im Rucksack hatten wir schon früher in Braunwald entdeckt und ausprobiert. Einmal gerieten wir in ein unangenehmes Tau- und Sudelwetter. Vorsorgend hatten wir Schirme auf unsern Ausflug mitgenommen. Da kam der kleine Karl auf den einleuchtenden Gedanken, im Rucksack sitzend über sich und mich einen Regenschirm aufzuspannen. Wir stiessen stets auf grosse Zustimmung, wenn wir so andern Skiläufern begegneten.

Ähnliches erlebten wir später auch mit Karls jüngerem Bruder, vor allem in Schul-Skilagern, aber auch bei Winterferien in Sedrun und Braunwald.

Man kann beim Skilauf tatsächlich immer wieder ganz verschiedene **Witterungs- und Geländeverhältnisse** antreffen. Mit dem Lehrerturnverein Zürich-Limmattal erlebte ich einst in der Gegend der Ibergeregge eine erlebnis- und abwechslungsreiche Frühlings-Skitour. Schnee lag nur noch in den höchsten Lagen und an schattigen Stellen. Immer wieder mussten wir unsere Ski ein Stück weit tragen. Auch die Abfahrt Richtung Schwyz war nur noch eine kurze Strecke weit möglich. Dann schnallten wir unsere von den apert Stellen ganz schmutzig gewordenen Ski endgültig zusammen und schulterten sie. Zu Fuss setzten wir den Abstieg fort durch Wälder und über abfallende bereits mit Frühlingsblumen bedeckte Wiesen.

Oben an einer sehr steilen Stelle, die man nicht umgehen konnte, drehte sich der an der Spitze marschierende Tourenleiter Albert Christ um und rief: „Hier kommen wir zu einer steilen und ausserdem sehr sumpfigen Stelle. Da müsst Ihr alle gut aufpassen. Am besten ist langsames, sorgfältiges „Seitwärtsgehen“. **Alles, nur ja nicht umfallen.**“

Albert Christ hatte das letzte Wort noch nicht einmal ganz ausgesprochen, da stürzte er auch schon bei seiner Bewegung, mit der er sich wieder nach vorn wenden wollte. Seine Ski machten sich selbständig, kollerten den steilen Abhang hinunter, und er selber rutschte hintennach.

Man kann sich das laute Gelächter der Kollegen vorstellen, besonders, als man unten sah, wie schmutzig unser Tourenleiter von Kopf bis Fuss geworden war. Beim erstbesten Brunnentrog am Wegrand wuschen wir alle unsere Skibündel, damit es dann im Ski-Extrazug nicht so schmutzig aus den Gepäckträgern auf uns heruntertropfe. Auch der Tourenleiter wurde mit vereinten Kräften vorn und hinten sorgfältig von oben bis unten gewaschen.

In den Extrazügen, die damals an Wochenenden für die Skifahrer eingesetzt wurden, herrschte die Vorschrift, die gesamte Ausrüstung mit in die Wagen zu nehmen. Später mussten Ski und Stöcke im Vorraum abgestellt oder von den Touristen selber in den Gepäckwagen untergebracht werden. Die zuerst genannte Regelung bewährte sich von allen am besten, hatte aber den Nachteil, dass oft schmutziger Schnee im geheiztem Zug auftaute und auf die Fahrgäste heruntertröpfte.

Gelesen: Von Hansjörg Schneider „Das Wasserzeichen“. Es ist dies eine nicht enden wollende Beichte beim Psychiater. Der *Wassermensch mit seiner unnatürlichen Öffnung am Hals*“, er besitzt eine Kieme, die er meist mit einem Halstuch verdeckt, erzählt, stellenweise sprachlich sehr gut, seine Lebensgeschichte.

Was der Autor vorlegt, ist eine Art Verteidigungsversuch für einen besonderen Menschen, der in der Realität der Welt nicht bestehen kann. Mit grösster Sensibilität blendet Schneider hinein in die Nöte des Andersseins.

Der Autor lebt in Basel. Er schreibt ausser Theaterstücken, Erzählungen, Romanen, auch Kriminalgeschichten. Aus seiner Feder stammen viele Stücke für das Freilicht-Theater Ballenberg. Dieses Jahr wird in Stans sein Stück „*Tag des Jammers*“ aufgeführt, das die Erinnerung an den Einfall der Franzosen im Jahr 1798 wach ruft. Der in Zofingen aufgewachsene Hansjörg Schneider zählt zu den vielseitigsten und fleissigsten Schweizerautoren.

Froh schlägt das Herz im Reisekittel - vorausgesetzt, man hat die Mittel, sagt Wilhelm Busch. Die Senioren-Wanderung vom 27. Oktober 1998 führte in die Bündner Herrschaft. Von Bad Ragaz wanderten wir nach Fläsch und auf dem „Heidiweg“ durch eine sehr schöne Parklandschaft mit riesigen, freistehenden Eichen und Buchen zum recht hübschen „Heidibrunnen“. Wir kamen an der Villa des Schriftstellers John Knittel vorbei nach Steigwald, Ober- und Unter Rofels und schliesslich nach Jenins. Am Weg über Malans nach Landquart besichtigten wir vor dem ziemlich verlotterten Schloss „Von Salis-Bothmar“ den schönsten in der Schweiz erhalten gebliebenen französischen Barockgarten.

Die **Kommission für Heimatkunde** plant, im Herbst 1999 die Eröffnung einer **Landkarten** - Ausstellung im Ortsmuseum. Wir besitzen eine wertvolle Sammlung sehr schöner alter Karten des Limmattals. Ausserdem durften wir am 3. November 1998 Herrn Forsting, ETH, **Hansheinrich Bachofen**, Weststrasse 18, 8953 Dietikon, besuchen, der ein äusserst versierter Landkartenkenner und Landkartensammler ist. Im Keller seines Nachbarhauses zeigte er uns, d.h. der Heimatkundekommission Dietikon, seine Schätze und die von ihm aufgearbeiteten Kartenbestände aus unserm Museum.

Die ältesten Karten, z.B. die der Römer, sind lediglich Strassenkarten ohne Angaben über die Landschaften. Die Entwicklung der Kartographie durch die Jahrhunderte wurde uns mit vielen Beispielen sorgfältig erklärt. Sehr interessant sind vor allem die älteren Karten mit Höhenkurven, Schraffen und Farben von der Gygerschen über die von Dufour und Siegfried bis zu den aufschlussreichen Spezialkarten, wie z.B. zu der von 1863 eines gewissen Keller-Verlags. Der Kartograph reiste in jedes Dorf des Kantons Zürich und der angrenzenden Gebiete und zeichnete an Ort und Stelle ganz genau die Kirchen ab. Ich kontrollierte mit der Lupe die Kirchen am Zürichsee und staunte über die Genauigkeit der Darstellungen.

Ausser den Karten besitzt Herr Bachofen auch ganze Büchergestelle voller Literatur aus Antiquariaten, aber auch neue Fachliteratur .

Der **Zürcherische Verein abstinenter Lehrerinnen und Lehrer**, der sich später **Zürcher Arbeitsgemeinschaft Gesunde Jugend** nannte, wurde am 4. November 1998 hundert Jahre alt. Dieser runde Geburtstag wurde mit witzigen und lehrreichen Ansprachen, sowie mit einem gemeinsamen Mittagessen im Hotel Zürichberg, Colibrisaal, gefeiert.

Die drei ersten Lehrervereinigungen die sich 1898 mit dem Ziel zusammenschlossen, die Jugend für die Alkoholabstinenz zu begeistern, waren **Zürich, Waadt und Jura**.

Schon um zwölf Uhr an der Tramstation beim Zürcher Zoo traf ich den unermüdlichen Präsidenten der Vereinigung, Herrn Walter Streuli, dem ich einen Gruss von Vreni Schmid ausrichten durfte. Auch die langjährige Spezialklassenlehrerin in Dietikon, Fräulein Bebie, sowie Frau und Herr Hürlimann von Wetzikon tauchten auf.

Der Kantonalpräsident, Herr Ehrsam, überbrachte die Grüsse und Glückwünsche des „Blauen Kreuzes“ und las im Hinblick auf die vielen anwesenden betagten Leute ein lustiges Gedicht über die kleinen „Plagen des Alters“ vor. Im Verein fehlt tatsächlich der junge Nachwuchs. Trotzdem vertreibt die Arbeitsgemeinschaft in den Schulen mit Erfolg die beliebten Heftumschläge und die praktischen Lektionsbeispiele.

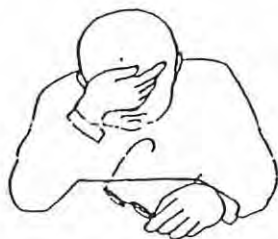


Kleine Plagen des Alters

Das Alter bringt uns allerlei,
es weist uns in die Schranken,
dem einen gehn die Haare aus,
dem andern die Gedanken.



Dem einen schwindet das Gehör,
das Augenlicht dem zweiten,
ein Hühneraug, ein Nasentropf
kann Aerger dir bereiten.

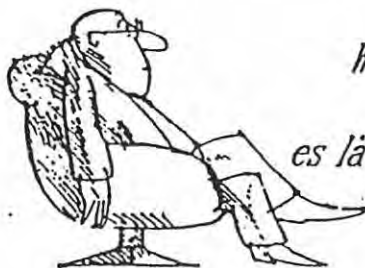


Wie mancher ist ein Buckelmann
und kann sich nicht mehr strecken,
er braucht – ein schwacher Zittergreis –
als drittes Bein den Stecken.

Manch einer hat beim Essen Müh',
ihm wackeln seine Dritten,
er muss, damit er beissen kann,
mit Kukident sie kitten.



Der eine mag den Vollmond nicht,
den andern plagt der Föhn,
vor Zeiten warst du jugendfrisch,
nun bist du nicht mehr schön.



Was du einst mühelos gekonnt,
was spielend dir gegeben,
es läuft dir nicht mehr von der Hand,
so ändert sich dein Leben.

Nimm's wie es kommt, verzage nicht,
dein Alter lern' ertragen,
Humor ist, wenn man trotzdem lacht,
er hilft dir mehr als klagen.



Ed. Enggist

Das Alter kommt auf seine Weise !

Ich treffe wen und nicke, weil er grüsst.
Wenn ich nur seinen Namen wüsst !
Wie heisst er nur ? Ich kenn ihn doch.
Ich forsche, denke nach,
nichts rührt sich da zu meiner Schmach.

**Da sag ich mir ganz still und leise:
Das Alter kommt auf seine Weise !**

Vom dritten Stock steig ich herunter,
geh auf die Strasse frisch und munter.
Da plötzlich frag ich mich verdrossen,
hab ich auch wirklich abgeschlossen ?
Du könntest schwören einen Eid,
steigst doch hinauf zu deinem Leid.

**Da sag ich mir ganz still und leise:
Das Alter kommt auf seine Weise !**

Brauchst du mal etwas aus dem Schrank,
der gut gefüllt ist - Gott sei Dank !
Kaum hast geöffnet du die Tüt,
da fragst du dich: Was wollt ich hier ?
Verstört bist du, dass in Sekunden
was du vorgehabt, ^{ist}entschwunden.

**Da ruft es aus dem Hinterhalt:
Mensch, du wirst alt !**

was vorgehabt du, ist entschwunden

Benutzt du mal dein Bügeleisen,
anschliessend gehst du gleich auf Reisen.
Drei Wochen bangst du, ungelogen -
hab ich den Stecker rausgezogen ?
Sitzt der noch etwa in der Wand ?
Bin ich inzwischen abgebrannt ?

**Da ruft es aus dem Hinterhalt:
Mensch, du wirst alt !**

Und kommst du dann wo anders hin,
bewegst du gleich in deinem Sinn,
dein Sparbuch bestens zu verstecken
damit kein Dieb es kann entdecken.
Brauchst du dann Geld, hast du indessen
den heimlichen Platz total vergessen.
O Gott, stöhnst du ganz starr vor Schreck,
was soll ich tun, mein Geld ist weg !

**Da ruft es aus dem Hinterhalt:
Mensch, du wirst alt !**

Zum Frühstück nimmst du 3 Tabletten
die sollen dein Gedächtnis retten.
Du fragst dich plötzlich ganz benommen,
hab ich sie eigentlich genommen ?
Ja ist mein Denken denn noch dicht ?
und zweimal nehmen darf ich nicht.

**Da ruft es aus dem Hinterhalt:
Mensch, du wirst alt !**

Ich muss nicht mehr Erfolg und Glück nachjagen,
kann friedvoll umgehen mit den Tagen.
Kann reisen wann ich will und bleiben.
Mit Nichts und allem meine Zeit vertreiben.
Kann Sympathie verstreuen, Freundschaft pflegen
mich selbst und mein Wehweh-chen hegen
**Da sag ich mir ganz still und leise:
Nun Alter komm und mach mich weise !**



Als am 23. Oktober 1998 im Ortsmuseum Dietikon der neu gestaltete Raum im Kellergeschoss mit dem Modell „Dietikon zur Kriegszeit 1939 bis 1945“ den Behörden und Sponsoren vorgestellt wurde, konnte ich leider nicht dabei sein, denn mindestens ein Mitglied musste unsere Heimatkundekommission an der gleichzeitig stattfindenden **Herbstversammlung der antiquarischen Gesellschaft** vertreten.

Ich reiste also nach Zürich-Tiefenbrunnen und wanderte weiter die Seestrasse stadtausswärts bis zur Nummer 317, wo sich das Labor für **Dendrochronologie** und das für die Auswertung der **Unterwasserarchäologie** befinden.

Die Dendrochronologie befasst sich mit der Altersbestimmung von Hölzern. Durch das blitzschnelle Vergleichen von Jahrringkurven kann der Computer heute das Alter der Hölzer (z.B. der Pfähle von Pfahlbaudörfern) viele Jahrhunderte weit zurück, bis 5 oder sogar 6000 Jahre v.Chr., genau bestimmen. Diese interessante Wissenschaft wurde den Delegierten der Gemeinden minutiös erklärt.

Ebenso spannend war die Schilderung der Unterwasserarchäologie. Tonnenweise liegen hier im Institut Scherben in Schachteln verpackt und auf langen Tischen ausgebreitet. Jeder Fund ist genau angeschrieben und mit seiner Nummer versehen. Meterhohe mühsam zusammengesetzte Vorratstöpfe müssen wegen Platzmangel wieder auseinandergenommen werden.

Besonders aufschlussreich waren die Lichtbilder, welche die Archäologen bei ihrer Arbeit unter Wasser zeigen. Aufgewühlter Schlamm wird durch sinnreiche Einrichtungen sorgfältig weggeschwemmt, so dass unter Wasser stets mit klarer Sicht geschrieben, gezeichnet und fotografiert werden kann.

Die gesammelten Funde stammen nicht nur aus dem Zürichsee, sondern auch aus dem Greifen- und dem Pfäffikersee. Falsche Ansichten über die Pfahlbaudörfer werden laufend korrigiert, und es liegen auch schon die entsprechenden Publikationen vor.

Im untern Stockwerk des grossen Gebäudes befindet sich nicht nur die Ausstellung „Konkrete Kunst“, sondern auch das Labor, in dem 80 000 Fotos des Landesmuseums mit dem **Scanner** aufgenommen werden. Es wird so möglich, die einzelnen Bilder auf dem Computerbildschirm zu betrachten, dunkle Stellen aufzuhellen, Details zu vergrössern etc., ohne dass die Originale berührt werden müssen. Alle 80 000 Aufnahmen werden schliesslich auf etwa 25 CDs Platz finden.

Ein anstrengendes Wochenende

Es begann schon am Freitag, 6.11.1998, denn der Orchesterverein Zürich-Albisrieden durfte zur Einstimmung in den Gemeindeabend einige **Wiener Hofballmenuette** spielen; dann folgte die Theateraufführung „**Romulus der Grosse**“ von F. Dürrenmatt. Es ist dies eine ungeschichtliche Komödie in vier Akten. Für mich war die Sache besonders interessant, sah ich doch das Stück vor einigen Jahren in Thun, als es dort mit Joachims Mitwirkung von Schülerinnen und Schülern der Maturitätsklassen aufgeführt wurde.

Das römische Imperium liegt in den letzten Zügen. Germanen unter Odoaker erobern eine Stadt nach der andern. Der Untergang Roms scheint besiegelt. Um so unbegreiflicher ist es, dass Kaiser Romulus nichts dagegen zu unternehmen gedenkt. Vielmehr widmet er sich mit grosser Leidenschaft der Hühnerzucht.

Diese Komödie ist in ihrer ironischen Gelassenheit Dürrenmatts versöhnlichstes Werk. In Romulus wird eine politische Persönlichkeit entworfen, deren Wille zur Nichtpolitik zur bestdenkbaren Politik überhaupt erklärt wird.

Die Laien-Theatergruppe Zürich-Albisrieden entstand 1992. Sie führte bisher die anspruchsvollen Stücke „Der eingebildete Kranke“ (Molière) und „Our Town“ (Thornton Wilder) auf.

Am Samstag, 7.11.1998, fuhr ich vormittags mit der Bahn nach Zürich. Ich traf eine halbe Stunde vor Beginn der **Preisverleihung** im Zunfthaus zur Meise ein und fand noch einen guten Sitzplatz. Den Jahrespreis der *Stiftung für Abendländische Besinnung* bekam **a. Nationalrat Dr. Peter Sager**, der Gründer des *Schweizerischen Ost-Instituts* und der *Schweizerischen Osteuropa-Bibliothek*. Der Preisträger wohnt in Youghal / Irland.

Ein anstrengendes Wochenende

Am Samstagvormittag, 7.11.1998, reiste ich mit der Bahn nach Zürich, wo im Zunfthaus zur Meise die feierliche Preisverleihung an **Dr. Peter Sager, alt Nationalrat**, den Autor, Gründer und Leiter des ehemaligen Ost-Instituts, stattfand. Obwohl ich eine halbe Stunde vor Beginn der Veranstaltung eintraf, warteten schon viele Leute im Vortragssaal, in den die *Stiftung für Abendländische Besinnung* eingeladen hatte.

Das Streichtrio **Ars Amata**, Zürich, eröffnete die Veranstaltung und spielte später noch dreimal zwischen den einzelnen Ansprachen. (Franz Schubert: Streichtrio B-Dur D 471, Allegro; Jean François: Streichtrio, Andante, Scherzo; Ludwig van Beethoven: Streichtrio B-Dur op.9.2. Adagio - Allegro; Ernst von Dohnany: Serenade C-Dur op. 10, Tema con variazioni, Rondo).

Prof. Dr. Eduard Stäuble, der Präsident des Stiftungsrats, begrüßte ausser den zahlreich anwesenden Zuhörern vor allem den Preisträger und Herrn **Dr. Sigmund Widmer, alt Nationalrat und alt Stadtpräsident von Zürich**, der eine aussergewöhnlich inhaltsreiche und zugleich witzige Laudatio vortrug.

Nach der feierlichen Preisübergabe durch den Stiftungspräsidenten (Fr. 50 000.-) sprach Dr. Sager über die „Gefährdung der Demokratie von innen“.

Dr. Peter Sager kam 1925 in Bern zur Welt und studierte an den Universitäten Lausanne, Bern und Harvard (M.A.). Als Dr.rer.pol., mit einer Dissertation über den Stalinismus, begann er unter dem Eindruck des Prager Staatsstreichs von 1948 mit der Herausgabe des „Freien Korrespondenz-Dienstes“ und mit dem systematischen Aufbau einer **Fachbibliothek** über alle mit dem Totalitarismus zusammenhängenden Fragen. Er baute sie im Lauf der Jahre zur „Schweizerischen Osteuropa-Bibliothek“ mit 100 000 Bänden und 420 Zeitungen und Zeitschriften aus der Sowjetunion und Osteuropa aus.

1959 gründete er das „Schweizerische Ostinstitut“, das er bis 1991 leitete. Als Redaktor betreute er die Zeitschrift „ZeitBild“. Von 1983 bis 1991 war er Nationalrat, seit 1984 Mitglied der parlamentarischen Versammlung des Europarats und dort ab 1987 bis 1991 Vorsitzender des Ausschusses für die Beziehungen zu den europäischen Nichtmitgliedstaaten.

Seine berufliche und politische Tätigkeit ist gekennzeichnet durch 2000 Vorträge und zahlreiche Veröffentlichungen zum aktuellen Zeitgeschehen (Menschenrechte, Europa, Demokratie, Nationalismus, Medienpolitik, Terrorismusbekämpfung, Asylpolitik, Jugendprobleme, etc.).

1974 erhielt er den Ida-Somazzi-Preis. Seit 1990 lebt und arbeitet er in der irischen Kleinstadt Youghal. 1994 und 1996 erschienen im Verlag Paul Haupt, Bern, die beiden Bände „*Leben im zwanzigsten Jahrhundert*“ (345 und 520 Seiten), eine Rückschau auf sein Leben und eine Darstellung der wichtigsten und nachwirkenden Ereignisse in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts.

Dr. Sigmund Widmer wurde 1919 in Zürich geboren. Nach seinem Studium der Geschichte und der deutschen Literatur wurde er Gymnasiallehrer. Von 1950 bis 1954 war er Gemeinderat in Zürich und von 1954 bis 1966 Stadtrat (Bauvorstand), schliesslich amtierte er von 1966 bis 1982 als Stadtpräsident von Zürich, 1963 bis 1968 und 1974 bis 1992 als Nationalrat.

Sehr beliebt und bekannt sind seine Werke: „Illustrierte Schweizer Geschichte“ (1965), „Zürich. Eine Kulturgeschichte“ in 12 Bänden (1978 bis 1983). „Worte zur Zeit“, Hundert Zeitungskolumnen. u.a.

Wie bei den Preisverleihungen der letzten Jahre nahm ich auch 1998 nicht am anschliessenden Mittagessen teil. Ich studierte die aufliegenden Bücher der Stiftung, die von allfälligen Interessenten gratis mitgenommen werden können und eilte dann zum Bahnhof, denn ich musste ja um 15 Uhr bereits auf dem Herzberg (bei der Staffelegg ob Aarau) an der Sitzung der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise teilnehmen.

«Lebensleistung von nationaler Bedeutung»

Peter Sager Auszeichnung für den Gründer des Ost-Instituts und der Osteuropa-Bibliothek 2. 7. 9. 11. 98.

Mut und Weitsicht attestierte Zürichs ehemaliger Stadtpräsident Sigmund Widmer der «Stiftung für Abendländische Gesinnung» für die Verleihung ihres Jahrespreises 1998 an Peter Sager an der Übergabefeier dieses Wochenendes in Zürich. Der mit 50 000 Franken dotierte Preis der Stiftung, die von Prof. Dr. Eduard Stäubli präsidiert wird, geht an den heute in Youghal (Irland) lebenden Peter Sager, der «als Gründer des Schweizerischen Ost-Instituts und der Schweizerischen Osteuropa-Bibliothek, als Nationalrat und als Vertreter der Schweiz im Europarat sich in gefährvoller und bewegter Zeit als unerschrockener, oft angefeindeter Kämpfer gegen den Totalitarismus jeglicher Prägung, als entschiedener Verfechter einer offenen Gesellschaft und als tatkräftiger Förderer demokratischen Gedankengutes in Ost und West grosse Verdienste erworben hat», wie es in der Preis-Urkunde heisst.

Wissenschaftlicher Antikommunismus

In seiner Laudatio skizzierte Sigmund Widmer diese «Lebensleistung von nationaler Bedeutung» und nannte die Voraussetzungen, die den Preisträger dafür prädestinierten: Seine profunde Kenntnis Russlands, insbesondere der Sowjetunion, seine Sammlerleidenschaft, die zu einer ungewöhnlich umfangreichen Osteuropa-Bibliothek führte (heute der Universität Bern angegliedert), sein zäher Kampfwille, der ihm die Kraft gab, Anfeindungen zu überleben, ferner seine Gabe, immer wieder kompetente Persönlichkeiten für sein Institut zu finden, sowie sein «besonderes, sehr differenziertes Verhältnis» zu Osteuropa. Sager hatte die Völker Russlands nie mit dem Bolschewismus

gleichgesetzt, was ihm nach seinen eigenen Worten erlaubte, «den in der kommunistischen Sowjetunion zusammengefassten Völkern und Kulturen die volle Sympathie zu erhalten» und für deren (russische) Geschichte tieferes Verständnis zu entwickeln, dem sozialistisch-kommunistischen Totalitarismus jedoch stets ein «absolutes Nein» entgegenzuhalten. «Wissenschaftlichen Antikommunismus» nannte Sager diese Grundhaltung, die seine publizistische und politische Arbeit in der Öffentlichkeit und im Ost-Institut prägten. Vor allem auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges habe Sagers unermüdliche und furchtlose Informationstätigkeit «einen materiellen und stimmungsmässigen Rückhalt für unser Land» bedeutet, der sich heute nur noch schwer nachvollziehen lasse und «ausdrücklich und dankbar» zu erwähnen sei, hielt Sigmund Widmer fest.

Gefährdung der Demokratie von innen

Unter diesen Titel stellte der Preisträger seine Dankesrede. Sie machte deutlich, wie wach und wachsam der Zeitgenosse Sager die politische und gesellschaftliche Entwicklung – auch in unserem Land – verfolgt und zu analysieren weiss und dass er seinen Lebensabend in Irland nicht untätig verbringt: Er hat dort seine zwei, im Buchhandel erhältlichen Bände «Leben im zwanzigsten Jahrhundert» verfasst; Weiteres zu akuten Gegenwartsproblemen ist von ihm zu erwarten.

Für Sager scheint die Schweiz, die vor drei Jahrzehnten «wohl die grösste Nähe zu einem Ideal menschenwürdiger Gemeinschaft und die höchste demokratische Ausformung aller Länder und Zeiten» verwirklicht habe, nunmehr am



Mut und Weitsicht bewiesen Peter Sager. FOTO: ZVG

stärksten von der weltweiten Gesellschaftskrise befallen zu sein. Aggressivitäten von Selbsterstörung und Zerstörungswillen hätten dazu beigetragen: «Denn wer lang genug herunterreist, hinterlässt Ruinen, die schwerlich wieder aufzubauen sein werden.» Und so fehle nach der Wende in Osteuropa und dem Wegfall äusserer Bedrohung weitgehend «der einigende Zwang und die überzeugende Motivation, dem Allgemeininteresse das Primat zu bewahren».

Sager streifte in diesem Zusammenhang das Versagen der Intellektuellen, belegte im Bereich der Medien den Niedergang des «Presseethos von einst» und die Überforderung der (Medien-) Konsumenten. Auch als Staatsbürger respektive als Stimmberechtigte sei man

oft überfordert, hielt er fest, übergang aber die Schwächen und Versäumnisse der heutigen Klasse politique und Regierenden, worüber in diesem Zusammenhang einiges zu sagen nötig wäre. Die Überforderung in einer Demokratie werde aber mehr als aufgewogen durch die Anerkennung und weitgehende Beachtung der Menschenrechte und die Erhaltung der Reformfähigkeit, die nur hier gesichert bleibe. Nötig sei die Hebung der Ausbildung, um die persönliche Kompetenz und Urteilskraft der Menschen zu verbessern. Dazu gehöre auch, kompetent mit dem Medienangebot umzugehen, denn die Massenmedien benötigten eine Kontrolle, «und die hat der Medienkonsument wahrzunehmen – wer denn sonst?». Die offene Gesellschaft sei zu bedeutungsvoll, als dass ihre Gestaltung den Medienschaffenden überlassen bleiben dürfe.

Die Demokratie sei zu ihrem Erhalt auf den immer wieder einzufordernden Einsatz der grossen Zahl angewiesen, betonte Sager abschliessend. In diesem Sinne will er die Preissumme der «Stiftung für Demokratie», welche das Ost-Institut 1991 ablöste, zukommen lassen. Dieser geht es darum, «dass uns in der Jugend von heute Träger der Demokratie von morgen erhalten bleiben». Zurzeit bietet diese Stiftung mehreren hundert Bibliotheken von Gemeinden und Mittelschulen Bücher geschenkwiese an, «die das angeblich so verschattete Bild des Verhaltens unseres Volkes im Zweiten Weltkrieg aufzuhellen vermögen». (Mk.)

Peter Sager: Leben im zwanzigsten Jahrhundert – Tatsachen und Meinungen. Band 1: 345 Seiten, 1994. Band 2: 520 Seiten, 1996. Verlag Paul Haupt, Bern, Stuttgart, Wien.

Als die wie jedes Jahr beeindruckend gestaltete Preisübergabe mit ihren Ansprachen und Musikstücken um 12 Uhr beendet war, strömte die grosse Zahl der Teilnehmer zum offenbar gespendeten Mittagessen, während ich, wie schon gesagt, zum Hauptbahnhof eilte.

Am frühen Nachmittag dieses 7.11.1998 fuhr ich dann mit dem Auto nach Aarau und hinauf zur Staffelegg, denn pünktlich um 15 Uhr begann auf dem **Herzberg** die „**Delegiertenversammlung der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise (ASV)**“. Ausser den üblichen Geschäften wurden vor allem die künftige Gestaltung der ASV-Frühlingstreffen und Internetfragen besprochen. Gleichzeitig fand im grossen Saal ein offenes Tanzen statt.

Nach dem Nachtessen bis etwa 22 Uhr und am Sonntag, 8.11.1998, übte die geschickte Volkstanzlehrerin **Gergana Panova** mit uns bulgarische Tänze ein. Um am Sonntag gut ausgeruht zu sein, suchte ich in der Samstagnacht gleich nach dem Ende des offiziellen Programms die Dusche und mein Einzimmer auf, während viele andere Tänzerinnen und Tänzer bis weit nach Mitternacht mit Schweizertänzen und einem bunten internationalen Tanzprogramm weiterfuhren.

Am Sonntagnachmittag, 8.11.1998, schon vor dem offiziellen Ende des Herzbergprogramms, reiste ich im Auto zur neuen reformierten Kirche Zürich-Albisrieden, wo um 15 Uhr 30 die Vorprobe und das Einspielen zu unserer **Abendmusik** begann.

Wir spielten mit grossem Erfolg: **H.Purcell**, The Gordian Knot Untied (Ouverture - Air - Rondeau minuet - Air - Jig - Chaconne - Air - Minuet). **G.F. Händel**, Konzert für Oboe B-Dur (Adagio - Allegro - Siciliana - Vivace). Unser Solist auf der Oboe und dem Fagott war Roland Maurer, der mit der Künstlerfamilie Maurer in Oppligen nicht verwandt ist. **A. Vivaldi**, Konzert für Streicher A-Dur (Allegro - Adagio - Allegro). **A. Vivaldi**, Konzert für Fagott C-Dur (Allegro - Largo - Allegro). **T.Albinoni**, Sinfonia G-Dur (Allegro - Adagio - Allegro).

Der Applaus wollte nicht enden, war so gross, dass Dirigent Weltin noch ausser Programm von **Ernesto Felice Dall' Abaco**, 1675 bis 1752, op. 2 Nr. 8 (Allegro - Largo - Presto) spielen liess.

Als ich von diesem schönen Abendkonzert heimkam, musste ich unbedingt noch einige Socken stopfen. Dabei freute ich mich über die Tatsache, dass uns die schwierige Stelle im Stück von Albinoni sehr gut gelungen war. Ich hatte die anderthalb Zeilen, die so lange nicht gelingen wollten, auf alle Arten stundenlang geübt, erst langsam, gebunden und gestossen und mit allerlei andern Rhythmen, und am Schluss immer schneller und genauer.

Von Zeit zu Zeit organisiert der **Seniorenrat Dietikon** einen Vortrag im Stadthaus, Parlamentssaal. Dieser grosse Saal ist jedesmal bis auf den letzten Platz besetzt, denn es leben offenbar sehr viele Seniorinnen und Senioren in Dietikon. Einer der letzten Vorträge befasste sich mit der **Sicherheit im Alter**, worüber sich die Polizei ausführlich äusserte.

Auf Dienstagnachmittag, 10.11.1998, 14.30Uhr, wurde zu einem Diavortrag von **Josef Hinder** eingeladen. Das Thema lautete **Dietikon einst - Dietikon heute**. Es regnete in Strömen an diesem Nachmittag, und ich dachte: „Bei diesem Wetter kommen bestimmt nicht so viele Leute.“ Doch ich hatte mich gewaltig getäuscht. Als ich eintraf, waren bereits sämtliche Plätze im Saal und auf der Tribüne besetzt. Ich war nicht der Einzige, der nach einem Stuhl Ausschau halten musste.Reihenweise wurden Stühle herbeigeschleppt.

Herr Zeller bediente den Lichtbilderapparat, Fräulein Vollenweider begrüsst zu Beginn und verabschiedete am Ende der Veranstaltung das Publikum. Der Vortrag war glänzend. Sepp Hinder zeigte bekannte Persönlichkeiten, Häuser, öffentliche Gebäude, Kirchen, Strassen und deren Veränderungen im Lauf der Jahrzehnte, Vorgänge, welche von vielen der Anwesenden miterlebt worden waren.

Als mir die **Lehrerkrankenkasse** schrieb, ich müsse nächstes Jahr für die Zahnpflegezusatzversicherung mehr als Fr. 3 500.- bezahlen, schickte ich diese Anzeige zurück mit der Bemerkung, ich sei wohl für die von den Krankenkassen bewirkte Solidarität unter den Patienten, wolle aber ab 1999 auf die Zusatzversicherung verzichten, da ich in meinem Alter nur noch wenige Zähne besitze. Kaum war dieser Brief auf der Post, begann einer meiner Zähne zu eitern, und ich meldete mich sofort bei Herrn Zahnarzt Dr. Aeppli.

Der Zahn, oben rechts, schmerzte seit einigen Tagen, und ich hatte das Gefühl, es sei mit dessen Wurzel etwas nicht in Ordnung. Als ich schliesslich bemerkte, dass ganz oben gegen das rechte Auge hin ein Abszess entstand, ersuchte ich um einen Termin bei Dr. med. dent. Aeppli, und schon am folgenden Morgen konnte ich vorsprechen.

Ich vermutete, der Zahnarzt werde meinen Eiterzahn sofort ausziehen und mir aus ästhetischen Gründen für zwei bis dreitausend Franken eine kleine Prothese empfehlen.

Er schaute sich die Situation an, drückte etwas Eiter aus dem Granulom und bewegte den kranken Zahn, der nicht mehr fest im Knochen verankert war, einmal ganz wenig hin und her. Dann stach er mit seinen wassergekühlten Bohrern zwischen Zahn und Zahnfleisch in die Tiefe, was recht schmerzte. Während seiner Arbeit sagte er zu sich: „Da ist ein kleines Stücklein vom Zahn abgebrochen.“ Ich erinnere mich deutlich, wie das während des Essens passiert war. Es hatte leicht geknackt, doch ich vermutete, ich hätte auf ein wenig Holzschale gebissen, das sich zufällig in den geriebenen Haselnusskernen befand.

Der Zahnarzt gab mir schliesslich zwei Fläschchen mit einer rötlichen Flüssigkeit und eine Spritze mit nach Hause. Ich sollte jeden Tag mehrmals die desinfizierende Flüssigkeit zwischen Zahn und Zahnfleisch des kranken Zahnes spritzen, was ich auch genau befolgte.

Doch ach, der Zahn wackelte immer mehr, und die Krone samt Metallstift löste sich schliesslich ganz heraus. Mit sehr gemischten Gefühlen - den Termin hatte ich bereits - suchte ich nach einer guten Woche die Zahnarztpraxis wieder auf. Ich übergab Herrn Dr. Aeppli den Zahn, d.h. dessen Krone mit dem gelben Metallstift.

Bei der nun folgenden Behandlung benötigte ich zwei kräftige Einspritzungen. Ohne Schmerzen zu erzeugen konnte Dr. Aeppli nun hantieren. Offenbar reinigte er, unterstützt von zwei Gehilfinnen, die Wunde und kittete die Krone wieder auf die Zahnwurzel. Während der Arbeit stellte er auch fest, dass irgendwo am kranken Zahn, nicht etwa am Knochen, eine kleine Stelle zu reparieren war. Als all dies erledigt war, bemerkte der Zahnarzt bedeutungsvoll: „Hoffentlich haben wir Glück.“ Die Einspritzungen verspürte ich noch viele Stunden lang.

Schon nach wenigen Tagen bekam ich für die beiden Konsultationen eine ausführliche auf Fr. 282. 65 lautende Rechnung. Ich bezahlte sie sofort und schickte sie der Schweizerischen Lehrervereinigung. Meine Zahnpflegeversicherung läuft ja noch bis Ende Jahr. Mit grosser Spannung erwarte ich nun den Entscheid der Versicherung, der wie gewohnt lange Zeit auf sich warten lässt.

Seniorenwanderung, Dienstag, 24. November 1998, **Vorwinter auf dem Zimmerberg** / Höhendifferenz 300 m / Wanderzeit 4 Stunden. Aussergewöhnlich früh und recht plötzlich kam dieses Jahr der Winter. Bei ziemlich starkem Wind verspürte man seit einigen Tagen die schneidende Kälte, die durch alle Kleider hindurchdrang.

Der Wetterbericht versprach einen sonnigen Tag, der Marsch sollte nicht allzu lange dauern, und es war auch keine allzugrosse Höhe zu überwinden. Das veranlasste 79 Seniorinnen und Senioren, sich für die Wanderung anzumelden. Um 8.18 Uhr verliess der Zug Dietikon und schon um 9.15 Uhr waren wir in Horgen-Oberdorf, wo im Restaurant „Chalet“ die Zwischenverpflegung auf uns wartete.

Zuerst gings steil hinauf durch den Nebel, über Wüeribach auf den Zimmerberg. Ganz bleich sahen wir die Sonne, der es vorerst noch nicht gelang durch den Nebel hindurchzudringen. Umso schöner war der Rauhreif an Gräsern, Blättern und Zweigen. Es war nicht möglich, in der Ferne etwas zu erkennen. Von hier oben aus hätte man bei klarem Wetter bestimmt den Zürichsee und die Alpenkette sehen können.

Über Höhi gelangten wir nach Hirzel - Spitzen, wo das Restaurant Sprüermühle von uns besetzt wurde. Es ist sehr schwer, für eine so grosse Wandergruppe dienstags eine geöffnete Wirtschaft zu finden. Das Gasthaus wurde von uns bis auf den allerletzten Platz besetzt. Zwei Wanderer mussten sogar im Gang an einem kleinen Tischchen ihr Mittagessen einnehmen. Nach und nach bekamen aber doch alle ihren Braten mit Bohnen und Kartoffelstock, und jedermann war zufrieden.

Nach dem Mittagessen wanderten wir in einer guten Stunde durch die eigenartige Hügellandschaft nach Schönenberg. Beinahe auf jedem der sanft gerundeten Hügel steht zu oberst ein mächtiger Baum. Eine halbe Stunde früher als geplant gelangten wir mit einem maximal besetzten Postauto nach Wädenswil.

Abwechslung fehlt mir nicht. Am Freitag, 27. November 1998, veränderte sich sogar das normalerweise täglich genau gleiche Ritual des Aufwachens und Aufstehens.

Wie jeden Tag weckte mich die leise Musik meines Radios um 06 Uhr 45. Ich kleidete mich an und öffnete wie gewohnt zum Lüften Fenster und Türen genau so viele Minuten lang, wie ich benötige, um die Zeitung aus dem Briefkasten beim Gartentörchen zu holen. Dies ist stets nur eine kurze Zeitspanne, in der die frische Luft in meine Wohnung hineinströmt. Wände, Teppiche und Möbel bleiben warm, und schon beim Frühstück ist die erneuerte Luft wieder angenehm. Dies Vorgehen wurde besonders wichtig in der letzten Zeit, denn es war nachts stets eiskalt, mehrere Grad unter null.

Doch an diesem denkwürdigen Freitag dauerten die Lüftungsminuten bedeutend länger. Auf dem Weg zum Briefkasten rutschte ich wegen einer heimtückischen dünnen Eisschicht, die man nicht sehen konnte, aus und stürzte ganz plötzlich schräg nach hinten links und schlug mit meinem Kopf ans Natursteinmüerchen. Eine Weile blieb ich benommen liegen und griff dann mit meiner linken Hand an den verletzten Kopf. Heiss lief mir das Blut über die linke Wange, und auch meine Handfläche war blutverschmiert.

Mühsam und ganz sorgfältig erhob ich mich. Meine Hosen und meine Jacke waren „flotschnass“, denn sie waren ja in den am Rande des Wegleins schmelzenden Schnee hineingedrückt worden. Ich musste aufpassen, nicht nocheinmal zu stürzen. Auch wollte ich Kleider und Zeitung möglichst nicht mit Blut verschmieren.

Als ich im Haus Türen und Fenster geschlossen hatte, musste ich gleich noch einmal die Runde machen, um überall Blutspuren wegzuwaschen. Hosen und Jacke hängte ich zum Trocknen an einen Heizkörper.

Inzwischen war es so spät geworden, dass ich ausnahmsweise auf das Morgenessen verzichtete. In frischen Kleidern eilte ich zum Computerkurs in der Gewerbeschule. Dort hörte ich von verschiedenen Leuten den Rat, sofort den ganz in der Nähe praktizierenden Arzt aufzusuchen. All die guten Ratschläge befolgte ich aber nicht, denn ich bin überzeugt, dass die mit Merfen behandelten Schrammen in der Kopfhaut mit der Zeit von selbst wieder heilen werden.

Auch am Freitagabend, in der reformierten Kirche Dietikon, bei der Musikprobe fürs Advents-Singen (Chor und Orchester) sorgte mein verschandelter Kopf für interessanten Gesprächsstoff.

Das umgebaute und schön renovierte alte Haus, Bremgartnerstrasse Nummer 10, Dietikon, war ursprünglich Primarschulhaus, wurde 1909, als die Primarschule in das neu erbaute Zentralschulhaus übersiedelte, zum Sekundarschulhaus, schliesslich zum Gemeinde-, später Stadthaus, und beherbergt heute unsere Stadtbibliothek. Hier fand am Samstag, 28. November 1998, 11.00 Uhr, die gut besuchte **Vernissage des Neujahrsblatts von Dietikon 1999** statt, und zwar im sogenannten Stadtkeller.

Das neue Blatt behandelt das Thema **Dietikon und die Abtei Wettingen**. Verfasst wurde es von Herrn Dr. Max Stierlin, Zürich. Herr Stadtrat Ackermann, der Präsident der „Neujahrsblatt-Kommission“, begrüßte die Anwesenden, die Mitglieder von Behörden, den Autor des Blatts, die Vertreter des Verkehrsvereins und der Heimatkundekommission, den Vertreter des Klosters Fahr, sowie Herrn Oscar Hummel, den Verfasser der **Jahreschronik von Dietikon**, die im Neujahrsblatt wie jedes Jahr enthalten ist.

Obwohl der schlauchartige Kellerraum für Hellraumprojektionen wenig geeignet ist, gelang es Herrn **Dr. Stierlin**, dem anwesenden Publikum mit zahlreichen Lichtbildern die Lektüre des neuesten Blattes schmackhaft zu machen. Es ist anzunehmen, dass die anwesende Presse in den nächsten Tagen ausführlich übers Neujahrsblatt 1999 berichten wird. Ich gehe daher hier nicht näher auf den Inhalt des Blattes ein.

Der Verfasser der Jahreschronik, **Oscar Hummel**, stellte fest, dass jede Chronik geprägt ist von der Art des Chronisten, denn nicht jeder Autor einer Chronik findet die gleichen Ereignisse erwähnenswert.

Zum Abschluss der Vernissage überreichte Herr Stadtpräsident **H. Bohnenblust** dem Autor Dr. Stierlin als Geschenk der Gemeinde den Faksimile-Neudruck: **Archiv des Gottshauses Wettingen**.

Ein Auszug «unter Weinen und Jammern»

Dietikon Das Neujahrsblatt 1999 berichtet von hartnäckigen Bürgern, vertriebenen Nonnen und einer treuen Gemeinde

Die Fahrer Klosterfrauen erhalten im Pfarrhaus von Dietikon vorübergehend Asyl – die Gemeinde wird frühmorgens polizeilich besetzt: Das Dietiker Neujahrsblatt 1999 liefert Fundstücke aus der (Lokal-)Geschichte des 19. Jahrhunderts.

DANIEL WINTER 2.1.30.11.99

«2. Februar. Mariä Lichtmess. Sonst ein fröhlicher Tag, heute aber für das Konvent Fahr der schrecklichste und ewig denkwürdige wegen der beschlossenen Auswanderung.» Pater Johann Baptist Stöcklin heisst der Augenzeuge, der die dramatischen Ereignisse rund um das Kloster Fahr 1841 in einem Tagebuch festhielt: Am 13. Januar 1841 beschloss der Grosse Rat des Kantons Aargau, alle aargauischen Klöster aufzuheben. Die umstrittene kirchenpolitische Massnahme betraf auch das Frauenkloster an der Limmat, eine Enklave im Zürcher Gebiet.

Der Aufhebungsbeschluss wurde den Nonnen zwei Wochen später von Regierungsvertretern aus dem Aargau eröffnet. Die Klosterfrauen wollten aber weiterhin zusammenbleiben. Sie gingen deshalb auf das Angebot ein, fürs erste ins benachbarte Dietikon zu ziehen. Eilends wurde das örtliche Pfarrhaus zu einem Notkloster umgestaltet – und am 2. Februar 1841 nahmen die Dietiker die vertriebenen Nonnen als «Asylbewerberinnen» auf.

Geschildert wird diese Episode im eben erschienenen Dietiker Neujahrsblatt 1999 (vgl. separaten Artikel auf dieser Seite zur Vernissage). Und der Autor des Hefts, der Zürcher Historiker Max Stierlin, lässt zum Abschied der Nonnen wiederum den Einsiedler Mönch Johann Baptist Stöcklin sprechen: «Etwa halb 1 Uhr begann der höchst traurige und wehmütige Auszug unter Weinen und Jammern durch den untern Chor und den Kirchhof.» Als

alle am Limmatufer versammelt waren, «begann in einem Schiffelein zu mehren malen die Überfahrt.» Auf der andern Seite, so der als Seelsorger in Fahr tätige Pater weiter, «stand fast die ganze katholische Bevölkerung von Dietikon und an ihrer Spitze ihre Vorsteher, alle voll christlichem Mitleid und Teilnahme am harten Schicksal des Konvents.»

Das Leben im Dietiker Asylkloster bedeutete für die Nonnen eine grosse

Umstellung. Das Pfarrhaus war nicht mit einem klösterlichen Haushalt zu vergleichen. Der Aufenthalt wurde allerdings nur als Zwischenlösung gesehen. Nach einiger Zeit war für jede Fahrer Nonne eine Unterkunft in einem anderen Frauenkloster in der Schweiz gefunden; ins Dietiker Pfarrhaus kehrte der frühere Alltag zurück. Und nachdem 1843 das Kloster Fahr auf Geheiss der eidgenössischen Tagsatzung wieder hergestellt

worden war, konnten die Nonnen schliesslich in ihre frühere Heimat zurückkehren.

Die Dietiker legten sich im 19. Jahrhundert immer wieder mit der offiziellen liberalen Kirchenpolitik der staatlichen Obrigkeiten an. Dies wird nicht nur in der Aktion zugunsten der Nonnen des Klosters Fahr deutlich, wie Max Stierlin im Neujahrsblatt zeigt. Er

illustriert diese Haltung an weiteren Beispielen: So kam etwa von 1839 bis 1864 keine definitive Pfarrwahl zustande. Die von der Regierung eingesetzten Pfarrverweser stiessen auf Ablehnung.

Immer wieder mussten sich die Zürcher und Aargauer Regierung mit dem unbeugsamen Widerstand der Dietiker auseinandersetzen. Er eskalierte 1859 offenbar in der frühmorgendlichen Besetzung durch die mit einem Extradampfzug aus Zürich herbeigeeilte Kantonspolizei, angeführt von einem Regierungsrat: Der in Dietikon höchst umstrittene Pfarrverweser, über den böse Gerüchte um den Pfarrhaushalt in Umlauf gesetzt wurden, kam an einem Montagabend im April 1859 «klagend nach Zürich», wie die NZZ zwei Tage später in einem Korrespondentenbericht aus dem Limmattal berichtete: «Das Statthalteramt eilte noch spät in der Nacht in Begleit einer Anzahl Landjäger nach Dietikon, um die Ordnung nötigenfalls wieder herzustellen». Regierungsrat Ziegler soll bald darauf, so Max Stierlin, aus dem polizeilich besetzten Dietikon nach Zürich zu einer Sitzung mit seinen Amtskollegen zurückgekehrt sein.

Den Hintergrund zu diesen Episoden gibt der «Sonderfall» ab, den Dietikon in der Kirchengeschichte Zürichs bildet: Bis 1798 gehörte die Gemeinde zur Wettinger «Gerichtsherrlichkeit» innerhalb der Landvogtei Baden. Für die staatliche Verwaltungs- und Gerichtsebene, vergleichbar mit der heutigen Bezirksstruktur, war der Abt des Klosters Wettingen zuständig. Er war es auch, der im Limmattal – mit Ausnahme Weiningens – die katholischen und reformierten Pfarrer ernannte.

Dies änderte sich 1798, als der «Klosterstaat» mit der Ausrufung der Helvetischen Republik unterging. Im Rahmen der Mediation wurde 1803 der grösste Teil des kurzfristig geschaffenen Kantons Baden dem neugebildeten Kanton Aargau zugeteilt. Dietikon kam mit dem oberen Limmattal an den Kanton Zürich. So erstreckte sich nun auch das Gebiet der beiden Dietiker Kirchgemeinden auf zwei Kantone: Reformiert wie katholisch Dietikon galten zwar als Kirchgemeinden des Kantons Zürich, sie umfassten aber auch grössere Teile im Kanton Aargau.

Zur Kirchgemeinde katholisch Dietikon gehörten Dietikon, Spreitenbach und Rudolfstetten. Deren Einwohner waren mit der Regierung der Wettinger Äbte offenbar sehr zufrieden gewesen. Auf jeden Fall verteidigten sie, so Max



2. Februar 1841 «Die aus dem Kloster Fahr auswandernden Nonnen». In Dietikon finden die Klosterfrauen vorübergehend Asyl.

BILD: NEUJAHRSBLATT DIETIKON 1999

Stierlin, die noch verbliebenen Rechte des Klosters über Jahrzehnte hinweg hartnäckig gegen die liberale Kirchenpolitik. Nach Ansicht des Autors zeigen die Dietiker Ereignisse modellhaft auf, wieviel Widerstand beim Übergang vom Ancien Régime zur modernen Schweiz überwunden werden musste. «Darum haben sie», so sein Fazit, «Bedeutung über den lokalen Konflikt hinaus.»

Das Neujahrsblatt kann in Dietikon bezogen werden bei: Papeterie A 4 (Zürcherstrasse 4), Buchhandlung Limmattal (Bremgartnerstrasse 11), Buchhandlung Scriptum (Bremgartnerstrasse 25), Verkehrsverein Dietikon (c/o Oscar Hummel, Zürcherstrasse 64). Es kostet 20 Franken.

Autogramme für ein Stück «vom Feinsten»

Dietikon Vernissage des Neujahrsblattes 1999 im Stadtkeller – «Dietikon und die Abtei Wettingen»

Im Rahmen einer kleinen Feier wurde das Dietiker Neujahrsblatt 1999 am Samstag im Stadtkeller vorgestellt.

Als Stück «vom Feinsten» bezeichnete der Präsident der Neujahrsblattkommission des Verkehrsvereins Dietikon, Marcel Achermann, den 52. Jahrgang. Im Mittelpunkt des von Max Stierlin verfassten Heftes steht das Verhältnis Dietikons zur Abtei Wettingen während des 19. Jahrhunderts. Es handelt «von einem Konflikt, in dem eine Gemeinde hartnäckig und unerschrocken für das einstand, was sie für richtig hielt», macht der Autor in seinem Vorwort die Leser neugierig.



Die Autoren Max Stierlin (l.) und «Chronist» Oscar Hummel. FOTO: WI

Max Stierlin präsentierte sich am Samstagmorgen den zahlreichen Besuchern der Vernissage als «Hobbyhistoriker». Sein Beitrag resultiert aber aus intensiven wissenschaftlichen Recherchen, die er für eine historische Dissertation über die «Zürcher Katholiken im 19. Jahrhundert» betrieben hatte.

Der 54-jährige ist als sozialwissenschaftlicher Mitarbeiter an der Sportschule Magglingen tätig.

Als Dank für den unentgeltlich geleisteten Dienst im Rahmen der Erforschung der Dietiker Lokalgeschichte überreichte Stadtpräsident Hans Bohnenblust dem Autor eine Sammlung von Urkunden des Klosters Wettingen von 1227 bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Der Reprint ist 1350 Seiten stark und dürfte sich deshalb wohl kaum zur Lektüre an einem ruhigen Winterabend eignen – im Gegensatz zum Neujahrsblatt: Die historische Studie ist im besten Sinne populär gehalten. Auf einen komplizierten wissenschaftlichen Apparat wurde bewusst verzichtet, der Text ist klar gegliedert, die einzelnen Kapitel sind

überschaubar und mit prägnanten Titeln versehen.

Die Studie greift aber weit über die herkömmliche Ausrichtung von Lokalgeschichtsschreibung hinaus: Auch jeder, der sich ganz allgemein für die Kirchen- und Sozialgeschichte der Schweiz zwischen ausgehendem Ancien Régime und jungem Bundesstaat interessiert, kommt auf seine Kosten.

Auch das Neujahrsblatt 1999 enthält eine Jahreschronik, für die wiederum Oscar Hummel verantwortlich zeichnet. Verkehrsvereinspräsident Eugen Guidi rührte zum Schluss noch ein wenig die Werbetrommel. Unter den Vernissagegästen war dies indes nicht weiter nötig: Der Autor wurde gleich mehrfach darum gebeten, ein druckfrisches Exemplar zu signieren. (wi)

Carl Klenk-Feuchter (1882 bis 1964)

Es ist wirklich schade, dass mein Vater nichts von seinen vielen Erlebnissen aufschrieb, und auch ich denke viel zu spät daran, all das niederzuschreiben, was er uns aus seinen Leben erzählte.

Aufwachsen durfte mein Vater in einer sehr schönen ländlichen Gegend, in **Dürren bei Pforzheim, (D)**. Er hatte mehrere jüngere Geschwister. Seine Schwester war also meine liebe Tante *Karoline* Barth-Klenk, Vaters Bruder *Fritz* war Uhrmacher und Schmuckarbeiter in Pforzheim und gleichzeitig Landwirt in Dürren wie der jüngste Bruder *Johannes*.

Wenn irgend ein Ungeschick oder Bubenstreich passierte, dann musste jeweils der Älteste, d.h. mein Vater, für alle gerade stehen. Meine Grossmutter war offenbar der Meinung, der Älteste sollte doch auch der Gescheiteste sein und aufpassen, dass die Kleineren nichts Dummes anstellen, und dass ihnen nichts passiert.

Doch, als die Geschwister grösser und älter wurden, da konnte meine Grossmutter nur noch sehr schwer bei Zwischenfällen einschreiten, und da passierte offenbar die folgende lustige Begebenheit, die uns mein Vater mehrmals ausführlich erzählte.

Mein Vater war ins breite Räucheramin hinaufgestiegen, um dort oben den Russ abzuklopfen und wegzubürsten. Da plötzlich bekam er von unten herauf kräftige Schläge mit dem Teppichklopper. Als er wütend aufschrie, laut reklamierte und fragte, was denn das ganze Theater zu bedeuten habe, da bekam er von seiner Mutter die folgende bedeutungsvolle Antwort: „Das sind nicht deine Brüder, die dich hier, wo du nicht ausweichen kannst, abschwarten, nein, das bin ich, deine Mutter, die dich hier kräftig bestraft, und zwar mit Schlägen, die ich dir von vergangenen Streichen noch schuldig bin, aber auch mit Prügeln auf Vorrat für Dinge, die in Zukunft wahrscheinlich noch passieren werden“.

Die Geschichte von Vaters zahmem Geissbock, der die Geschwister jeweils von der Schule abholte, und der einmal an Weihnachten den Christbaum umriss, erzählte ich schon früher in einem andern Zusammenhang. Man kann sich leicht vorstellen, dass in meines Vaters Kinderzeit recht viel Aufregendes geschah.

Mein Vater durfte den **Schreinerberuf** erlernen. Da zu seiner Zeit die praktischen Holzbearbeitungsmaschinen noch nicht bekannt waren, musste stets von Hand gesägt und gehobelt werden. In seiner Werkstatt in Meilen waren daher immer alle Instrumente scharf geschliffen und in allerbestem Zustand. Ich durfte nur unter seiner Anleitung einen Stechbeitel oder einen Hobel in die Hand nehmen, und er passte wie ein „Häftlimacher“ auf, dass ich nicht in einen harten Ast oder gar in ein Bankeisen hineinhobelte. Er hätte ja nach einem solchen Missgeschick stundenlang schleifen und abziehen müssen. Mein Vater erklärte mir sorgfältig, wie man haargenau einer Linie entlang sägen kann, und wie man einen Hobel richtig einstellt und verwendet.

Bei solchen Gelegenheiten erzählte er mir auch, in seiner Berufslehre hätten Meister, Gesellen und Lehrlinge manchmal um die Wette gehobelt, und die Wette bestand darin, den längsten Hobelspan vorweisen zu können. Bei einer solchen Gelegenheit habe er einmal bei der Bearbeitung von astreinem Tannenholz mit einem Span von acht Metern Länge gesiegt.

Offenbar arbeitete mein Vater nicht sehr lange in seinem Beruf. Er witterte bessere Verdienstmöglichkeiten in der Schweiz und kam durch verwandtschaftliche Beziehungen nach Zürich. Frau Karoline Vontobel aus der Stuber- und Biedermann-Verwandschaft war mit Heinrich Vontobel in Basel verheiratet. Irgendwie kam mein Vater als **Reisender** zur Tee-Importfirma Jenny-Biedermann in Zürich-Altstetten. Er wohnte, jung verheiratet mit Mina Feuchter, an der Selnaustrasse im gleichen Haus wie die junge von Basel hierher gekommene Familie Vontobel. Während mein Vater die ganze Schweiz bereiste und bis hinauf auf den Gernergrat den Hoteliers und den Teegeschäften im Auftrag von „Onkel“ Adolf Jenny den aus Ceylon und andern Ländern Asiens importierten Tee anbot, arbeitete der etwa gleichaltrige Heinrich Vontobel in einer Zürcher Firma als Druckereichef.

Vom Haus an der Selnaustrasse konnte man über die Sihl hinüberschauen zur Druckerei, in der Onkel Heinrich arbeitete. Der kleine Heinrich, der noch nicht den Kindergarten besuchte, winkte seinem Vater zu, wenn dieser zufällig jenseits des Flusses am Fenster der Druckereifirma erschien. Als sein Schwesterchen, Gret Vontobel, zur Welt kommen sollte, wurde Vater Vontobel durch eine am Küchenfenster der Wohnung Selnaustrasse aufgehängte weisse Windel alarmiert. Das Zeichen funktionierte, Heinrich Vontobel war pünktlich zur Stelle, holte die Hebamme, und sorgte dafür, dass Gret ordnungsgemäss zur Welt kommen konnte.

Heinrich Vontobel, mit den Verhältnissen im Betrieb unzufrieden, erstrebte eine eigene, besser organisierte Firma. Er gründete daher einen eigenen kleinen Postkartenverlag, für den er selbst photographierte und druckte. Die fertigen Karten brachte seine Frau im Kinderwagen, in dem Gret Vontobel lag, zu den Auftraggebern, und den kleinen Heinrich Vontobel (1906 bis 1997) führte sie an der Hand.

Mit dem etwa gleichaltrigen Heinrich Vontobel gründete mein Vater Carl Klenk (1882 bis 1964) im Jahr 1912 die Druckerei am Hüniweg in Meilen. Alles Geld, das erspart werden konnte, steckten die beiden Jungunternehmer in den Kauf der Liegenschaft und der benötigten Maschinen. Mein Vater konnte als geschickter Handwerker beim Umbauen und Einrichten mitwirken, er besorgte aber auch die Buchhaltung und ging weiterhin auf Reisen, nun aber mit Postkarten und andern Erzeugnissen der Druckerei. Dabei kamen ihm natürlich seine früheren Bekanntschaften aus dem Teehandel zugute.

Die Vielseitigkeit meines Vaters bewährte sich auch im Privatleben. Ich kam 1912 in Meilen zur Welt, und wir wohnten noch viele Jahre an der Seestrasse 500. Dann aber kauften meine Eltern von Herrn Schlaginhaufen ein grosses Stück Land auf der Hürnen. Mit Baumeister Lacher wurden oft bis spät in die Nacht hinein die Baupläne für das ersehnte Einfamilienhaus beraten. So ersparte man sich die Auslagen für einen Architekten. Das Aushubmaterial wurde nicht wegtransportiert. In viele Jahre dauernder Arbeit wurde es von Hand, d.h. mit Spaten, Schaufel und Karrette auf dem Areal verteilt und vergraben. Lehm wurde mit Humus gemischt, und die im Weg stehenden Obstbäume wurden selbst mit vereinten Kräften gefällt und zersägt.

Alles, was er selbst besorgen konnte, nahm mein Vater auch selber in Angriff. Er legte die Fussböden selber, schreinerte alle Türen, Fenster und Wandschränke in seiner Freizeit ganz ohne fremde Fachleute in Anspruch zu nehmen. Meine Mutter, meine Schwester und ich, wir halfen unserm fleissigen Vater natürlich als billige Handlanger und freuten uns wie er am Fortschreiten des gemeinsamen Werks.

Die Kriegezeit 1914 bis 1918 wirkte sich natürlich auch auf Vaters berufliche und private Tätigkeit aus. Da die Klenkfamilie damals noch deutscher Nationalität war, musste mein Vater kurze Zeit nach Kriegsausbruch in Deutschland einrücken. Er war mehrmals an der Front, tröstete dort verängstigte junge Soldaten und sprach ihnen im gefährlichsten Kugelregen Mut zu, erzählte uns aber nur sehr wenig von seinen schrecklichen Erlebnissen. Zum Glück kam er mit dem Leben davon. Den gefährlichen Stellungskrieg erlebte er im Osten und vor allem im Westen, verbrachte auch eine gewisse Zeit im Lazarett. Aus dem Krieg brachte er nicht nur Gallensteine, sondern auch eine Tätowierung seitlich auf seinem linken Vorderarm nach Hause. Geheimnisvoll war für uns der grüne nicht mehr abwaschbare Anker.

Sobald als es möglich wurde, kehrte Vater Klenk wieder in die Schweiz zurück. Er arbeitete in jeder freien Minute am Neubau auf der Hürnen, während sich unsere Mutter mit meiner Schwester und mit mir weit über das Kriegsende hinaus in Heilbronn aufhielt. Wir wohnten bei unserer Grossmutter Mina Feuchter und bei Mutters Schwägerin in der Rosenau. In Heilbronn besuchte ich damals auch den Kindergarten und anschliessend in der Knabenmittelschule die ersten zwei Schuljahre (1919/20 und 1920/21) Die Ferien verbrachten wir immer bei Vaters Verwandten in Dürrn.

Die Amerikaner lehnten es ab, mit einer schweizerischen Firma Geschäftsbeziehungen zu pflegen, wenn ein Deutscher (mein Vater) zur Leitung des Betriebs gehörte. Onkel Heinrich Vontobel schrieb daher meinem Vater einen ergreifenden Brief, in dem er darlegte, dass zwar die offizielle Form der Firma geändert werden müsse, dass aber das menschlich-

kameradschaftliche Verhältnis Vontobel-Klenk genau gleich bleibe, wie es schon immer war. Der letzte Rest von Vaters Geld, das in der Firma steckte, und der mir gehörte - (meine Schwester Martha hatte ihren Teil schon früher zurückgezogen) - wurde erst 1990 zurückbezahlt und sofort zu gleichen Teilen meinen Söhnen Karl (geb. 1943) und Ueli (geb. 1946) übergeben.

Als wir 1921 nach dem Krieg endlich mit unserer Mutter wieder in die Schweiz zurückkehrten, trafen wir einen bleichen, abgemagerten Vater, der sich beim Hausbau abgerackert hatte. Vor lauter Arbeit hatte er es versäumt, sich vernünftig zu ernähren. Unsere Mutter musste zuerst die vielen leeren Konservenbüchsen wegräumen und dem kränklichen Vater etwas Vernünftiges, Abwechslungsreiches und Nahrhaftes kochen. Auch musste sie Vaters schmerzende **Hals-Furunkeln** pflegen, die durch die einseitige Mangelernährung entstanden waren.

Vater Klenk trieb offenbar Raubbau an seiner Gesundheit und opferte sich für die Seinen auf. Oft brachte er abends aus den „Geschäft“ dringende Arbeiten heim und arbeitete bis spät in die Nacht hinein. Als **Buchhalter** bildete er sich weiter, erlernte z.B. die damals moderne „doppelte (Ruf-)Buchhaltung“ in der die einzelnen Einträge von Hand mit Kohlepapier „durchgeschrieben“ werden mussten. Wenn er etwas nicht verstand, ging er der Sache sofort auf den Grund, schlug immer wieder Begriffe in seinem roten Fremdwörterbuch nach.

Nicht nur seine jahrelang andauernde falsche Ernährung, - man kannte damals das Ernährungsproblem noch gar nicht recht, - sondern auch mancher still verwerkter Ärger verdarb meines Vaters Gesundheit. Er war gross und stark, und doch wurde eines Tages festgestellt, dass er **Gallensteine** in seiner Gallenblase hatte. Irgend ein „Kurpfuscher“ gab ihm den „geistreichen“ Rat, in einem Zug einen ganzen Liter Öl zu trinken, was der Ärmste auch tatsächlich tat. Das muss eine widerwärtige Tortur gewesen sein. Doch sie hatte Erfolg. Unter grossen Qualen gingen vierzig gelbgrüne etwa fingerbeergrosse Gallensteine ab, die uns Kindern gezeigt und eine Zeitlang aufbewahrt wurden.

Sofort nach dem Krieg strengten sich meine Eltern an, um bald ihrer jungen Familie das ersehnte **Schweizer Bürgerrecht** zu verschaffen. Mit der Gemeinde Meilen, mit dem Kanton Zürich und mit dem Bund, d.h. mit Bern, musste verhandelt werden. Es war nicht die Art meines Vaters, in Gasthäusern seine Zeit zu verschwenden, aber um Bekannte in Meilen zu gewinnen, ging er regelmässig ins „Lämmli“, ins „Blumenthal“ und in den „Löwen“, wo er sich den „Schieber“ und andere Jass-Spiele zeigen liess, und wo er bei den Diskussionen versuchte, seinen für die schweizerischen Ohren immer noch leicht schwäbisch klingenden Tonfall zu korrigieren. Weil er nicht nur auf dem Papier, sondern auch in Wirklichkeit und aus Überzeugung ein richtiger und guter Schweizer werden wollte, versuchte er bei jeder Gelegenheit mit den Leuten in ein gutes, d.h. freundliches und fröhliches Gespräch zu kommen.

Die Familie Klenk trat auch, um in der Gemeinde besser Fuss zu fassen, in die altherwürdige Meilener „Mittwoch-**Lesegesellschaft**“ ein, was zur Folge hatte, dass ich manchmal die unter den Mitgliedern zirkulierende grosse Mappe mit den vielen interessanten Zeitschriften von der Seestrasse viele Treppenstufen hinauf zur Ormis tragen musste, wo das nächste Mitglied wohnte. Auch dem recht regen „**Volksgesundheitsverein**“ gehörten wir an, und besuchten dessen Vorträge, Übungen und Generalversammlungen mit den anschliessenden Unterhaltungsabenden.

Mit meinem Vater durfte ich auch andere Veranstaltungen aller Art besuchen. Ich erinnere mich deutlich an „Lieder zur Laute“, die der Sänger Roelli im „Blumenthal“ vortrug, an Orgelkonzerte des berühmten Albert Schweizer, an wissenschaftliche Botanikvorträge mit schönen Lichtbildern. All dies geschah, um in der Gemeinde geschätzt, bekannt und anerkannt zu werden.

Wir waren sehr froh und glücklich, als endlich die wunderschöne Bürgerrechts-Urkunde bei uns eintraf. Vater wurde alsbald auch militärisch eingeteilt. Es existiert auch irgendwo eine Photo, auf der man sieht, wie er stolz mit Schweizergewehr in der Marschkolonne der Ortswehr mitmarschiert.

Da wir ja zum **Volksgesundheitsverein** gehörten, bekamen meine Eltern auch allerlei nützliche Anregungen zu gesundheitsfördernden Massnahmen. Bei Erkältungen mussten meine Schwester und ich Waden- und Brustwickel erdulden, und Vater bastelte in seiner Werkstatt eine Art **Sauna**, sowie einen **Schwitzkasten**.

Die **Sauna** bestand aus einem Taburett, auf dem der Patient sass, während darunter eingehetzt wurde. Leider weiss ich nicht mehr, welcher Art die Wärmequelle war. Eng um den sitzenden Patienten wurde das von Vater gebastelte Gestell aufgerichtet und mit Tüchern und Decken so behängt, dass vom Schwitzenden oben nur noch der mit Schweissperlen bedeckte Kopf herausschaute.

Der etwas später verwendete **Schwitzkasten** ermöglichte dem Kranken, bequem in seinem Bett liegend aufgewärmt zu werden. Mehrere halbkreisförmig gebogene Holzrippen, an denen zum Einheizen elektrische Glühbirnen angebracht waren, bildeten einen Tunnel, der über den Patienten gestülpt und mit Leintüchern und Woldecken zugedeckt wurde. Wie bei der „Taburettisauna“ schaute auch hier nur noch der glühend heisse Kopf des Kranken heraus. Wenn ich in diesem einmaligen Schwitzapparat glühte, sass meist meine Mutter an meinem Bett und kühlte mir Stirn und Wangen mit feuchten kalten Lappen. Vater war stolz auf diesen Wunderapparat, war es wirklich nicht einfach gewesen, die Buchenholzstäbe im warmen Wasser so stark zu biegen und in der neuen Form zu stabilisieren.

Es fällt auf, dass Vater Klenk, der sich, modern sein wollend, stets **Carl Klenk** schrieb, immer wieder Neues und Unerwartetes begann. So wagte er im fortgeschrittenen Alter noch das **Skifahren**. Er begleitete uns Buben auf den Pfannenstiel, wo sich die Jungmannschaft von Meilen im Schnee tummelte. Er fürchtete sich nicht vor Stürzen und übte fleissig Stembogen und Telemark im Tiefschnee.

Im grossen Garten neben unserm Haus pflanzte er in einem langen Wall **Spargeln**. Das tat ausser ihm niemand in der Gegend, und dies Experiment war auch tatsächlich ein Fehlschlag. Unsere Mutter konnte doch nicht in der Spargelzeit jeden Tag zwei oder drei einzelne Spargeln kochen. Eine grössere Spargelplantage hätte aber einen nicht durchführbaren Spargel-Handel erfordert, denn wir hätten es nicht geschätzt, längere Zeit täglich Spargeln zu essen.

Mehr Erfolg hatte Carl Klenk mit seinen **Bienen**. Das benötigte Bienenhäuschen, ja sogar die Rahmen für die einzelnen Bienenwaben und die Fächer für die verschiedenen Bienenvölker bastelte und schreinerte er selber ganz allein. Sein Wissen bezog er von andern Imkern, mit denen er die teuren Apparaturen, wie z.B. die Honigschleudermaschine teilte. Wenn jeweils eine junge Bienenkönigin auszog, dann sammelte sich bald ein grosser Bienenklumpen an einem der untern Äste eines unserer in der Nähe des Bienenhäuschens stehenden Birnbäume. Geschickt holte Vater jeweils die neuen Völker herunter und gab ihnen ein vorbereitetes Zuhause im Bienenstock.

Doch ach, nach einigen Jahren musste auch die Imkerei aufgegeben werden. Offenbar bereiteten Milben und andere Bienenkrankheiten der zeitraubenden Bienenzucht ein Ende. Aus dem Bienenhaus wurde ein Hühnerstall. Wir hatten hübsche, schneeweisse und drollige braune rassenreine **Hühner**, Leghorn und Rhode Island, deren Eier je nach Rasse weiss oder braun waren. Von jedem einzelnen Huhn konnte festgestellt werden, wie viele Eier es legte. Vater Klenk hatte in seiner Werkstatt Fallnester geschreinert, in denen die armen Tiere, die ein Ei gelegt hatten, gackernd eingeschlossen blieben, bis Mutter sie befreite.

Einmal, in der Nacht, brach im Hühnerhaus ein riesiger Lärm aus. Die Hühner flatterten mit grossem Lärm bis ins Dach des Häuschens hinauf und wirbelten dabei eine grosse Staubwolke auf. Kein einziges Huhn blieb auf seiner Stange sitzen. Vater wusste sofort, was da los war. Ein Fuchs befand sich in der Nähe. Auch fand Vater Klenk bald heraus, dass sich der Hühnerdieb hinter unserm Haus verborgen hielt, und zwar in der Röhre, die unter dem Flurweg durchführte. Ich musste von der einen Seite her den Fuchs vertreiben, der aber dann auf der andern Seite meinem lauern den Vater entwischte.

Meines Vaters liebster Aufenthaltsort war offensichtlich seine bestens eingerichtete **Schreinerwerkstatt**. Während wir in der gemütlichen Stube unseres neuen Hauses unsere Schularbeiten erledigten und spannende Kinderbücher lasen, hörten wir ihn oft stundenlang unter unsern Füßen in der Werkstatt hämmern, feilen, hobeln und sägen.

Wahrscheinlich hätte er es ganz gern gesehen, wenn ich ihm häufiger bei seiner geradezu professionellen Schreinerarbeit geholfen hätte. Ich jedoch fürchtete Vaters Tadel, wenn ich eines seiner scharf geschliffenen Werkzeuge unsachgemäss angefasst oder gar beschädigt hätte. Wie leicht konnte man doch mit dem Hobeisen ungeschickt einen harten Ast im Brett oder eines der Bankeisen treffen und dadurch eine der so sehr gefürchteten Scharten in der scharfen Klinge erzeugen.

Carl Klenk war jeweils sehr ungehalten, wenn er in einem Stechbeitel oder in einem unsorgfältig während seiner Abwesenheit verwendeten Hobeisen eine Scharte entdeckte. Begreiflich, musste er doch, wie schon einmal erwähnt, das beschädigte Werkzeug in geduldiger, stundenlang dauernder Arbeit wieder am Schleifstein schärfen, schleifen und abziehen. Wenn ich der Sünder gewesen war, musste ich ihm an der Kurbel langsam und gleichmässig den schweren Schleifstein drehen, während er ihn benetzte und den zu schleifenden Gegenstand kräftig auf den Sandstein drückte.

Meine Schwester und ich, wir befassten uns viel lieber mit unsern Schularbeiten, von denen uns unsere Eltern nie abhielten, ganz im Gegenteil, sie halfen und ermunterten uns, sie wollten uns beiden eine möglichst gute Ausbildung zukommen lassen.

Um bei den Schreinerarbeiten zu bleiben, will ich noch die fatale Geschichte des **Luxus-Faltmeters** erzählen. Zu Weihnachten schenkte mir einst mein Vater einen besonders schönen dieser gelben, zusammenfaltbaren zwei bis drei Meter langen „Meter“, die von Handwerkern überall verwendet werden. Schon am Weihnachtstag, als kein Mensch in der Nähe war, passierte mir beim Öffnen und Schliessen des „Meters“ das unverzeihliche Missgeschick, dass ich das nigelnagelneue Werkzeug zerbrach.

Ohne jemandem ein Wörtchen davon zu erzählen, liess ich das unbrauchbar gewordene Ding einfach verschwinden, und komischerweise wurde nie von dieser Freveltat gesprochen, die mich aber insgeheim jahrelang, ja bis heute, immer wieder beschäftigte. Vielleicht erkannten meine Eltern damals, dass für mich keine handwerkliche Berufslehre in Frage kam. In Wirklichkeit waren aber meine Hände gar nicht so ungeschickt, liebte ich doch später als Sekundarlehrer das Werken mit Schülern ganz besonders, besuchte auch Aus- und Weiterbildungskurse in Kartonage, im Buchbinden, Schnitzen und Hobeln, verfertigte ein schönes Kinderbett und andere kleine Möbel aus edlem Hartholz und viel anderes mehr.

Mit grosser Begeisterung erteilte ich später selbst Schülerkurse aller Art, besonders aber Hobelkurse, die pädagogisch und didaktisch ganz anders gestaltet wurden als zur Zeit, in der ich selbst noch ein Schüler war.

Ich versuchte meinen Schülern laufend Erfolgserlebnisse zu verschaffen, schritt langsam vom Einfachen zum Schwierigern und liess alle zwölf Schülerinnen und Schüler meiner Kurse schrittweise gleichzeitig die genau gleiche Arbeit am genau gleichen Gegenstand verrichten. Der Arbeitsablauf wurde Schritt für Schritt erklärt, und jede Arbeit war so, dass jeder Kursteilnehmer sie auch selbständig gut ausführen konnte.

Ganz anders verlief in den Zwanzigerjahren der Hobelkurs, den ich als Schüler in Meilen besuchen durfte. Ich bin überzeugt, dass sich mein Vater gewaltig freute, als ich mich für diesen Kurs anmeldete.

Die „Arbeitsgemeinschaft für Handarbeit und Schulreform“ existierte damals wahrscheinlich noch nicht, und mit ihrem Hobelkurs war die Schule von Meilen ganz besonders fortschrittlich. Etwa zehn Schüler versammelten sich am freien Nachmittag im Hobelraum, wo für jeden Teilnehmer eine Hobelbank bereitstand. Der Kursleiter besass ein hübsches Bastelbuch, mit dem er von einem Schüler zum andern ging und ihn fragte, was er schreiner wollen.

Jeder wählte das aus, was ihm besonders gut gefiel. Ein Vogelfreund entschied sich für einen Nistkasten, sein Kamerad für eine Sitzbank, einer gar für ein Hundehaus.

Als ich im farbig illustrierten Buch des Lehrers ein sehr elegantes, quadratförmiges, etwa anderthalb Meter hohes und fünfunddreissig Zentimeter breites Tischchen für einen einzigen Blumentopf abgebildet sah, geeignet für einen weit hinunterhängenden Asparagus oder für einen Hängegeraniumstock, da dachte ich an meine blumenliebende Mutter und entschied mich ihr zu Liebe für dieses unpraktische Möbelstück.

Eine einzige Schraube in der Zimmerdecke hätte es erlaubt, den Blumenstock aufzuhängen und dadurch ebensogut oder sogar besser und eleganter zur Geltung zu bringen als mit dem von mir ausgewählten Blumentopfständler.

Ich bekam vom Kursleiter ein schweres, drei Meter langes und drei Zentimeter dickes, rohes Hartholzbrett. Es war ganz unbearbeitetes Nussbaumholz. Für mich begann ein heilloser Krampf, als ich mein Brett ohne Hilfe und ohne Beratung durch die Lehrkraft in zwei anderthalb Meter lange Teilstücke zersägen sollte. Da ich zu stark auf die Säge drückte, folgte sie gar nicht meiner vorgezeichneten Linie, und als ich korrigieren wollte, da klemmte das Sägeblatt dermassen, dass ich es trotz aller Kraftanstrengung kaum mehr bewegen konnte.

In der zweiten Hobelkurslektion bekam ich den Auftrag, meine beiden Bretter vorn und hinten glatt zu hobeln, was auch über meine Kräfte ging. Ich war glücklich, wenn der Kursleiter bei mir vorbeikam und selber zwei, drei Hobelstösse ausführte. Da ich mich viele Stunden mit dem Glatthobeln der beiden Bretter abmühen musste, wurde natürlich das ersehnte Tischchen bis zum Ende des Kurses gar nicht fertig. Ich hatte lediglich unten an einem der schweren Bretter einen Bogen herausgesägt, so dass eine Art Füsse entstanden waren.

Meine beiden Bretter durfte ich aber heimnehmen, und zwar mit dem Rat, die Arbeit zu Hause mit der Hilfe meines Vaters zu beenden. Als Vater die beiden dicken Bretter sah, da lachte er über die Idee, daraus ein Blumentischchen basteln zu wollen. Er fand, daraus wäre, hätte man die Sache weiter verfolgt, ein klobiger und nutzloser Ständer geworden.

Mit seiner grossen, scharf geschliffenen Säge sägte er meine beiden Bretter so entzwei, dass daraus schliesslich vier anderthalb Meter lange, fünfunddreissig Zentimeter breite und nur noch gut einen Zentimeter dicke Bretter entstanden. Das war ein Kunststück, über das ich ganz gewaltig staunte. Aus diesem teuren Edelholz konstruierte mein Vater viele Jahre später für mich einen eleganten Malkasten für meine Palette, meine Pinsel und für meine Ölfarben, und noch vieles anderes mehr.

In seiner Freizeit weilte Vater Klenk durchaus nicht immer in seiner geliebten Hobelwerkstatt, denn unsere Mutter verstand es, ihre Familie gelegentlich, besonders an langen Winterabenden, in der Wohnstube zu versammeln. Sie leerte dann z.B. einen grossen Korb voll durrer Bohnen mitten auf den Stubentisch, um den sich die Familie gemütlich versammelte. Meine Schwester und ich, wir lösten die Kerne aus den Schoten, Mutter strickte, und Vater las uns vor.

Wir freuten uns stets auf diese **Vorlesestunden**. Wir vergassen die ganze Gegenwart und fieberten mit den „Turnachkindern“, im Sommer und im Winter, als ob wir selbst dabei wären, ebenso mit „Heidi“, dem Geissenpeter und mit „Robinson“. Natürlich genügte die Bohnenernte nicht für alles, das uns da vorgelesen wurde. Wir halbierten daher auch grosse Mengen von Hagebutten, die wir an Waldrändern gesammelt hatten, und kratzten sorgfältig für Tee die Samen heraus. Aus den Schalen kochte uns Mutter eine feine Konfitüre. Sehr spannend waren auch die Erzählungen aus „Tausend und einer Nacht“, während Mutter und Schwester strickten und ich mit der Laubsäge hantierte.

Als unsere Mutter noch ledig war und Mina Feuchter hiess, da sang sie in einem Töchterchor, der in Heilbronn a.N. **Opernmelodien** einübte. Dies hatte zur Folge, dass Mutter, in Erinnerung an schöne im Chor verlebte Stunden, auch als junge Mutter in der Schweiz weiterhin ununterbrochen bei ihrer Haus- und Küchenarbeit fröhliche Lieder sang. Ich erinnere mich vor allem an den Schlager: „*Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist*“. Dies war aber nicht ihr einziges Lied. Sie verfügte über ein ganz beträchtliches Repertoire.

Muters **Arien und Operettenmelodien** gefielen mir sehr, und ebenso sehr freute ich mich, wenn unser Primarlehrer, Herr Oskar Vögelin in der Singstunde seine Geige auspackte. Wir Schüler sangen dann unsere Liedlein, und Herr Vögelin spielte eine zweite Stimme dazu. Das tönte wunderschön, besonders dann, wenn er eine Oberstimme erklingen liess.

Als wir noch an der Seestrasse 500, Meilen, zu Hause waren, da schwärmte oft die im untern Stockwerk des Hauses wohnende Lisi Spillmann von den „himmlischen“ Konzerten, die sie mit ihrem Radio spät in der Nacht empfangen hatte, und als ich einst mit meinen Eltern in der Kirche ein Violinkonzert besucht hatte, da äusserte ich wahrscheinlich den Wunsch, auch so schön Geige spielen zu können wie der berühmte Solist.

Vater und Mutter versuchten, mir den Wunsch zu erfüllen. Sie erkundigten sich bei „Onkel“ Adolf Jenny-Biedermann, der selbst auch Geige spielte, und bei Lehrer Oskar Vögelin nach den Möglichkeiten. Irgendwie kam ich auch, wahrscheinlich leihweise, zu einer Dreiviertelgeige, die in einer Art Kindersarg lag. In Meilen gab es damals keine Möglichkeit, Violinstunden zu besuchen. Weil aber ein anderer Knabe unserer Wohngemeinde beim ältlichen Fräulein Bunn in Männedorf Violinstunden nehmen durfte, wurde auch ich bei dieser Dame, die in einem Orchester mitspielte, angemeldet.

Jeden Mittwoch, gleich nach dem Mittagessen, durfte ich mit dem Zug nach Männedorf reisen. Fräulein Bunn wohnte in einem alten Haus mit Sicht auf den See. Meine Geigenlehrerin gab sich die allergrösste Mühe, mir die Grundbegriffe des Violinspiels beizubringen, ich jedoch bemerkte bald, dass diese Kunst gar nicht so einfach ist, wie es scheint, wenn ein virtuoser Spieler leicht und flüssig singend seine Melodien vorträgt.

Beim Vorspielen der Hausaufgabe, die mir meine Lehrerin aufgetragen hatte, gabs jedesmal manches zu kritisieren, so dass ich mit der Zeit den Mut verlor. Trotzdem schrieb Fräulein Bunn zu Händen meiner Eltern immer wieder gross und deutlich die Zensur „Gut“ in mein Aufgabenbüchlein, obwohl ich nach den vielen kritischen Bemerkungen stets überzeugt war, dass ich gar nicht gut gespielt hatte. Ich hegte daher bald den Verdacht, sie schreibe dieses „Gut“ einfach nur, um ihren Schüler nicht zu verlieren.

Jede Stunde kostete nämlich zwei Franken, und dies war damals viel Geld, das sich meine Eltern vom Mund absparen mussten. Da niemand in unserer Familie musizierte, stand ich „allein auf weiter Flur“, konnte also mit niemandem zusammen musizieren, hatte also keinerlei musikkundige Unterstützung.

Ich liess daher oft meine Geige in der Ecke stehen und vernachlässigte das Üben. Dann setzte sich meine Mutter neben den Notenständer und bat mich jeweils inständig, ihr doch das Liedlein, das ich gelernt hatte, noch einmal vorzuspielen. Sie sprach mir immer wieder Mut zu, wofür ich ihr noch heute dankbar bin.

In den Violinstunden bei Fräulein Bunn erlebte ich Unvergessliches. Einmal, als ich auf der E-Saite mit dem ersten Finger der linken Hand ein bequemes „fis“ statt des geforderten „f“ spielte, da schlug mir Fräulein Bunn mit ihrem Geigenbogen auf die fehlbare Hand und schrie: „f - f - und nicht fis“. Ich erschrak sehr und schämte mich für die so schlecht klingende Missetat. Als ich dann aber sah, dass durch den Schlag einige der Pferdehaare an der Lehrerin Geigenbogen abgebrochen waren und nun schlaff herunterhingen, da hatte ich mehr Mitleid mit ihr als mit mir. Aber insgeheim dachte ich doch: „Es geschieht ihr ganz recht, dass einige Haare abbrechen, ich spielte ja das „fis“ nicht extra, jedenfalls nicht, um sie zu ärgern, einfach, weil es zum Greifen günstiger lag“.

Fräulein Bunn war eine geschickte Bastlerin. Als eine der ersten Radiohörerinnen am Zürichsee hatte sie sich einen Kristalldetektor gebastelt. In einer Art Tret-Nähmaschine bewegte sie statt der Nähnaedel eine feine, kleine Säge auf und ab, um sich die benötigten Holzteile auszuschneiden, auf die sie ihren Kristall montierte. Dieser Kristall wurde mit einer feinen Nadel abgetastet, bis die rechte Stelle gefunden war, um z.B. den Radiosender von Paris zu empfangen. Mit Kopfhörern lauschten wir dann den Wundertönen und staunten gewaltig über die Tatsache, dass die schöne Musik dank Radio über alle Berge, Flüsse und Seen auf wunderbare Weise bis zu uns kommen konnte.

Die Heimreise von Männedorf zurück nach Meilen erfolgte meist mit dem Dampfschiff, was besonders im Winter bei Eis oder Nebel recht abenteuerlich war.

Nach Hobelkurs und Violinunterricht zurück zu Vater **Carl Klenk**. Von seinen **Gallensteinen** wurde schon berichtet. Er hatte aber auch Schwierigkeiten mit seinem **Magen** und mit seiner **Prostata**, was zu einigen Aufenthalten im Spital Männedorf führte. Ich erwähne all dies, damit Enkel, Urenkel und weitere Nachkommen sich überlegen können, was sie eventuell geerbt haben könnten. Ich selber weiss genau, wo und wie ich aufpsaen muss, um stets gesund zu bleiben, und es ist mir bis heute gelungen, ohne grössere Beschwerden zu leben. (Meine Nierensteinoperation von 1979 ist einzig auf den Flüssigkeitsmangel während des Aktivdiensts 1939 bis 1945 zurückzuführen und hat mit Vererbung nichts zu tun).

Vaters **Magenbeschwerden** äusserten sich in häufigem Aufstossen, das mit allerlei Hausmittelchen aus dem Naturheilverein bekämpft wurde. Da sich aber in Vaters Magen nach heutigem Wissen wahrscheinlich der aggressive *Heliobakter pylori* breit machte, der die Magenschleimhaut angreift, bildeten sich schliesslich **Magengeschwüre**, die (weil auch die „Kurpfuscher“ nicht mehr weiterhelfen konnten) schliesslich im Spital Männedorf wegoperiert werden mussten.

Der durch die Operation auf die Hälfte verkleinerte Magen, veranlasste Vater, für längere Zeit nur noch sehr kleine Mahlzeiten zu sich zu nehmen. Trotzdem war der Ärmste stets guter Laune und setzte sich, wo immer erkonnte, für seine Familie und für die mit Heinrich Vontobel gegründete Druckereifirma ein.

Er war als Büroarbeiter ausgesprochen stolz darauf, dass er auch den Handwerkern und Hilfsarbeitern der Firma immer wieder mit Rat und Tat, d.h. mit Handgriffen und Tricks aller Art weiterhelfen konnte. Diese Leute staunten ganz gewaltig angesichts der Tatsache, dass ihnen ein Büromensch beim Hämmern, Sägen, Feilen, Hobeln, etc. haushoch überlegen war.

Noch kurz einige weitere Angaben zum Gesundheitszustand unserer Mutter, **Mina Klenk-Feuchter**, die leider mit der Zeit eiternde und wackelnde Zähne bekam. Schliesslich wirkte sich der Eiterherd eines Zahns im Oberkiefer auch auf ihre Augen aus. Eines dieser Augen musste schliesslich durch ein **Glasauge** ersetzt werden, und die schleichende Verschlechterung des Sehvermögens kam erst zum Stillstand, als alle Eiterzähne entfernt waren. Das Glasauge war übrigens in Farbe und Gestaltung dem entfernten Auge so täuschend ähnlich, dass den nicht Eingeweihten die Prothese gar nicht auffiel.

Trotz guter Pflege magerte Mutter mehr und mehr. An Weihnachten 1947 und Neujahr 1948 war sie sehr schwach. Doch sie meinte, ich solle ungeniert und ohne Rücksicht auf sie mit meinen Kollegen die Skiferien in den sonnigen Flumserbergen geniessen. Von dort rief mich aber am 5. Januar 1948 früh morgens ein Telephonanruf zurück, denn meiner Mutter ergehe es sehr schlecht. Sofort fuhr ich mit Sack und Pack auf dem Rücken ins Tal hinunter und reiste heim nach Meilen, wo Mutter inzwischen gestorben war.

Bald nach der Beerdigung begann Vaters Elend mit den Haushälterinnen, bis ihm schliesslich von deutschen Verwandten die deutsche Köchin **Luise Eichkorn** vorgeschlagen wurde. Diese legte grossen Wert auf ihre finanzielle Sicherstellung. Im hohen Alter bat mich daher mein Vater, als Trauzeuge bei seiner zweiten Heirat mitzuwirken. Luise besorgte dann als Frau Klenk Vaters Haushalt zu dessen Zufriedenheit und blieb nach seinem Tod am 1.8.1964 noch viele Jahre im Einfamilienhaus in Meilen. Da sie sich aber in der Schweiz nie ganz zu Hause fühlte, übersiedelte sie schliesslich in die Nähe ihrer Verwandten nach Heilbronn, worauf Ueli Klenk mit seiner Familie die Liegenschaft auf der Hürnen, Meilen, übernahm.

Damit wäre Carl Klenks Leben kurz geschildert. Wenn ich an ihn denke, dann tauchen vor allem **die schönen gemeinsamen Erlebnisse** auf, die **Wanderung** durch die Axenstrasse mit Abkochen der Ziegenmilch, die Wanderung nach Meiringen und ins Berner Oberland, die Ferien auf der Tschingla-Alp über dem Walensee mit der Bergtour auf den Zustoll, aber auch das **Basteln, Schreinern, Gärtnern und Vorlesen**.

Geschrieben am 16.12.1998.

G. Fantasia sup Lom. heiliger Geist. canto fermo in Pesal. J.S.B.

Reformierte Kirchgemeinde Zürich-Albisrieden

Passionskonzert

Freitag, 26. März 1999, 20.00 Uhr
Neue Kirche, Ginsterstr. 54

Ausführende:

Rolf Bochsler, Bass
Karin Halter, Orgel und Cembalo
Orchester der Kirchgemeinde Albisrieden
Leitung: Hansjörg Weltin

Programm:

- A. Vivaldi** „Sinfonia al Santo Sepolcro“ h-moll
Adagio molto - Allegro ma poco
- G.H. Stölzel** „Aus der Tiefe rufe ich Herr zu dir“
Kantate für Bass
- J.S. Bach** „Air“ D-Dur
aus der Orchestersuite Nr. 3
- J.S. Bach** „Der Heiland fällt vor seinem Vater
nieder“ „Gerne will ich mich bequemen“
Recitativ und Arie aus der Matthäuspassion
- A. Corelli** Concerto grosso c-Moll Op. 6. Nr. 3
Largo-Allegro, Grave-Vivace, Allegro

Eintritt frei

Freiwillige Beiträge zur Deckung der Unkosten

Fortsetzung der Geschichte vom Zahn (Siehe Seiten 1736 unten und 1737 oben). Die Rechnung von Fr. 282.75 war bezahlt und der Schweiz. Lehrerkrankenkasse eingereicht. Doch ach, nach etwa einer Woche begann der verfluchte Zahn - vielleicht war es aber auch nur dessen frisch eingesetzte Krone - neuerdings zu wackeln.

Ich konnte nur noch ganz Weiches und Flüssiges zu mir nehmen. Ein vernünftiges Essen war unmöglich, und meine Zunge begann zwanghaft immer wieder mit dem beweglichen Zahn zu spielen.

Bevor dieses neue **Wackelzahnproblem** gelöst werden konnte, erlebte ich noch vielerlei. Am schwarzen Freitag, 27.11.1998, nach meinem Sturz auf Glatteis mit der schon geschilderten Kopfverletzung und nach dem Computerkurs im Gewerbeschulhaus wollte ich mich beim Zahnarzt um einen neuen Termin bemühen, doch seine Praxis war geschlossen. Entweder arbeitete er freitags nicht oder war er bereits in den Winterferien. Dieser Freitag war für mich tatsächlich ein Unglückstag.

An diesem Freitagabend, 27.11.1998, musste ich mit Wackelzahn und Loch im Kopf in der ref. Kirche Dietikon mit einem **ad hoc-Orchester** die Lieder des bevorstehenden Sing-Gottesdienstes proben.

Am Samstagmorgen, 28.11.1998, um 11 Uhr, nahm ich im Stadtkeller an der **Neujahrsblatt-Vernissage** teil, und am Sonntag, 29.11.1998, vormittags, beim Singen und Musizieren im ref. Gottesdienst der Kirche wackelte der Zahn immer mehr.

Auf Sonntagabend, 18 Uhr, war ich bei Familie Manz-Leuthold, Lehenstrasse 18, Zürich, zum **Nachtessen** eingeladen. das ich, ohne etwas vom schmerzenden Wackelzahn zu sagen, überstehen musste. (NB: Ich bin der Götti von Evi Manz. Peter Manz ist Ingenieur beim Zürcher Tram (Geleisebau) und wird nächstens, d.h. etwa in einem halben Jahr, pensioniert. Tochter Karin, Sekundarlehrerin, war auf den gleichen Sonntagabend eingeladen.

Als ich zu diesem Nachtessen mit dem Auto über Engstringen nach Zürich fahren sollte, da war dies nicht möglich, weil sich auf der Holzmattstrasse und auf dem Flurweg zum Wald die Geisselklöpfer, Schälleschötter, Ifeleträger, Musikanten etc. für den jedes Jahr länger und schöner werdenden **Samichlauseinzug** bereitstellten. Ich musste warten, bis es ganz dunkel war und der Zug sich endlich in Bewegung setzte. Natürlich telefonierte ich Evi, dass ich wahrscheinlich etwas verspätet bei ihr eintreffen werde.

Endlich verzog sich die grosse Menschenmasse. Ich fuhr durch den vielen Schnee zum Wald hinauf, wo ich den Wagen kehren wollte, um dann vorwärts hinunter zur Holzmattstrasse zu gelangen. Seit der ehemalige Weg zur „Knäki“ durch eine Wiese ersetzt ist, die ich nicht befahren will, ist die Ausfahrt aus meinem Garten erschwert. Oben im Wald musste ich wegen einigen Fussgängern bremsen, und als ich weiterfahren wollte, da drehten die Antriebsräder durch; statt vorwärts rutschte der Wagen rückwärts in den Strassengraben. Ich musste zwei starke Männer herbeiholen, den Nachbarn, Herrn Meier und einen Herrn, der zufällig bei Meiers zu Besuch war. Dank der **Nachbarschaftshilfe** gelangte ich rechtzeitig nach Zürich.

Noch bevor ich an die Kosten der ersten Rechnung Fr. 30.- ausbezahlt bekam, d.h. endlich, am Montagmorgen, 30.11.1998, wollte ich zwecks baldiger Befestigung meines lästigen Wackelzahns, den ich selbst nicht herausziehen konnte, mit der Zahnarztgehilfin auf möglichst bald einen „kurzfristigen“ Termin vereinbaren. Mir wurde aber gesagt, das gehe nicht, da der Zahnarzt am folgenden Tag, Dienstag, 1.12.1998, in die Ferien verreise.

Zum Glück kam Herr Dr. Aepli zufällig persönlich am Anmeldepult vorbei, und als er von der Situation erfahren hatte, bat er mich, einen Augenblick zu warten, er wolle gleich selber nachschauen. Nach wenigen Minuten lag ich im **„Marterstuhl“**. Dr. Aepli bewegte den Stiftzahn von Hand sorgfältig hin und her und versuchte ihn herauszuziehen, was ihm aber nicht gelang. Er musste Werkzeuge zu Hilfe nehmen, mit denen er die Krone besser packen konnte.

Längere Zeit konnte ich zusehen, wie die Krone am Arbeitstisch bearbeitet wurde. Weniger angenehm als dieses Zusehen war die äusserst schmerzhafteste Behandlung der Zahnwurzel ohne Einspritzungen. Doch, ich überlebte auch diese Prozedur und war froh, als der Stifzahn endlich wieder an seinen Platz in der Reihe der andern Zähne hineingedrückt war.

Zahnarzt Aepli hatte beinahe eine Stunde ganz ausserhalb seines Arbeitsprogramms für mich aufgewendet, wofür ich sehr dankbar bin. Seine Assistentinnen hatten nach Befehl und mit der Stoppuhr sekundengenau verschiedene Bindemittel zubereitet. Der Zahnarzt erklärte mir zum Schluss, die Krone sollte nun fünf oder sechs Jahre lang festsitzen, denn er habe einen „neuen Aufbau“ angefertigt. Ich bedankte mich und wünschte schöne Ferien. Noch etwa einen Tag lang verspürte ich im behandelten Zahn ein unangenehmes Ziehen, aber nun hat er sich beruhigt und sitzt fest.

Die Rechnung für diese zweite Behandlung traf nach wenigen Tagen bei mir ein. Sie lautete eigenartiger Weise auf einen Franken genau auf den gleichen Betrag wie die erste, nämlich auf Fr. 282.-. Die Lehrerkrankenkasse konnte keinen Beitrag mehr leisten, weil sie mir 1998 schon den Maximalbetrag ausbezahlt habe.

Das **Weihnachtskonzert der Musikschule Dietikon** fand am Sonntag, 13.12.1998, vormittags 11 Uhr, im Stadthausaal statt. Viele Eltern mit Kindern bildeten das dankbare Publikum. Schülerinnen, Schüler und Lehrkräfte musizierten allein und in Gruppen auf allen möglichen Instrumenten, dass es eine Lust war. Da konnte man mit und ohne Klavierbegleitung Klarinette, Violine, Mandoline, Gitarre, Trompete, Akkordeon, und Querflöte hören. Die Kollekte kam dem Schülerfonds der Musikschule zugute. Die erfreuliche Weiterentwicklung unserer Musikschule ist mir persönlich ganz besonders wichtig, war ich doch der erste, der in Dietikon mit Schülern zu musizieren begann.

Da im Limmattaler Tagblatt bald nach diesem Konzert eine ausführliche Würdigung erschien, gehe ich hier nicht mehr näher darauf ein.

Am gleichen Sonntag, 13.12.1998, wurde nachmittags in der Stadthalle die **Altersweihnacht** durchgeführt. Da sonniges Winterwetter herrschte, und da ich nach dieser Veranstaltung nicht wie stets in den letzten Jahren, selbst in einem Konzert mitwirken musste, machte ich mich diesmal zu Fuss und nicht mit dem Auto auf den Weg zur Stadthalle. Ich hatte mich aber in der Distanz verrechnet. Der Weg ins Westend war viel weiter als ich dachte und so musste ich mich schliesslich gewaltig beeilen. Als ich eintraf war die grosse Halle dicht besetzt mit lauter über siebzig Jahre alten Personen. Wer jünger ist, wird nicht eingeladen.

Frau Platter, die Präsidentin des Frauenvereins, begrüsst die vielen Seniorinnen und Senioren, den Herrn Stadtpräsidenten Bohnenblust, den katholischen und den reformierten Pfarrer, sowie den **Nostalgiechor Leimbach**, der mit alten Schlagern für gemütliche Unterhaltung sorgte.

Eine grosse Rolle spielte die alttümliche Bekleidung der sieben singenden Frauen. Sie trugen Röcke, Hüte, Stiefelchen und Sonnenschirme, wie dies um 1900 Mode war, und sie wurden bei ihren Gesängen von einer Akkordeonspielerin unterstützt. Das Publikum durfte mitsingen und mitsummen bei: Schöner Gigolo..., O Donna Clara..., Wenn die Elisabeth..., Am Sonntag will mein Schöner mit mir segeln gehn..., Bella, bella Marie..., In einer kleinen Konditorei..., Wenn der weisse Flieder wieder blüht..., Margritli..., S'Landidörfli..., Stägeli uf Srtägeli ab..., Über de Gotthard flüged..., Schatz kauf mir es Velo..., Am Himmel stah es Sternli..., Nach em Räge schint d'Sunne...

In Erinnerungen schwelgen

Dietikon Altersweihnacht in der Stadthalle

Die Frauen des Nostalgie-Chores beschworen unter der Leitung von Aline Wüthrich vergangene Zeiten herauf und sangen sich in die Herzen der über 400 Anwesenden. Eingeladen zur Dietiker Altersweihnacht wurden alle, die über 70 sind.

L. T. 15. 12. 98.

Rosen, Federn und Schleier auf den Hüten, Handschuhe und Schirme, gestickte Taschen, Seidenblusen und Schnürstiefel – alles stimmte bei den singenden Frauen von Zürich-Leimbach. Die Kostüme weckten Erinnerungen an vergangene Zeiten. Als die Lieder aus den zwanziger Jahren, die Evergreens und unvergesslichen Schlager erklangen, wurde die Stimmung in der Dietiker Stadthalle von Lied zu Lied fröhlicher und festlicher.

Bei Songs wie «Schöner Gigolo», «O donna clara», beim Brunnenhof-Lied und alten Zürcher Liedern konnte man in Erinnerungen schwelgen. Um so mehr, als die Sängerinnen neben dem Gesang mit der Akkordeon-Begleitung auch noch tanzten und klatschten, die Schirme herumzwirbelten und vor Rambazamba nicht zurückschreckten. Aber immer mit viel Stil.

Ausgelassen wurde Charleston getanzt, und es brauchte nicht viele Worte, bis die Anwesenden mitsangen oder mindestens mitsummten. Dazu verbreitete der dezent geschmückte Christbaum festlichen Glanz. «Diese Feier ist einmal etwas anderes», freute sich eine aufgestellte Dame in der Pause und fügte bei, dass sie alle – genau wie die Jungen – Weihnachtsfeiern lieben, die gute Laune auslösen.

Dietikon besser als sein Ruf

Bei seiner Ansprache wies Stadtpräsident Hans Bohnenblust auf die Impulse und Angebote der Vereine und der



Bunter Spass Mitglieder des Nostalgie-Chores entführten in alte Zeiten. FOTO: BUS

Kulturträger hin und betonte, dass er sich über die Bemühungen von initiativen Dietikerinnen und Dietiker freue. Der Zusammenhalt, der in den verschiedenen Kreisen der Bevölkerung spürbar sei, wecke bei Aussenstehenden oft Staunen und Bewunderung.

Dass dies stimmt, zeigte die gute Zusammenarbeit von Frauenverein, Präsidialabteilung und Stadtverwaltung; gemeinsam hatte man die Altersweihnacht geplant und durchgeführt. Silvia Platter, Präsidentin des Frauenvereins, freute sich in ihrer Ansprache über «das optimale Teamwork». Sie vergass nicht, die vierzig freiwilligen Helferinnen zu erwähnen, welche die Tische geschmückt

und gedeckt hatten und einen Imbiss servierten.

Es weihnachtete sehr

Die Dietiker Altersweihnacht hat viel Tradition, und die Betagten erwarten jedes Jahr die Rituale, an die sie sich gewöhnt sind. Abwechslungsweise erzählt jeweils ein Pfarrer der Katholischen und der Reformierten Kirchgemeinde eine Weihnachtsgeschichte; diesmal war Pfarrer Daniel Bühler an der Reihe. Am Schluss gab Silvia Platter viele gute Wünsche auf den Weg, und alle Gäste sangen «Stille Nacht» – so laut und kräftig, als ob sie nicht siebzig und mehr Jahre alt wären. (bus)

Familiäres Musizieren

Dietikon Weihnachtskonzert der Musikschule

Die Musikschule Dietikon lud am Sonntagmorgen zum traditionellen Weihnachtskonzert in den Gemeinderatssaal. Beim anschliessenden Apéro war man sich einig, dass sich das Aufstehen gelohnt hatte. 17. 15. 12. 98

Das Weihnachtskonzert der Musikschule bildet den traditionellen Abschluss des Musikjahres. Ein letztes Mal wird gezeigt, was während des vergangenen Jahres geübt wurde. Für das Matinée-Konzert vom letzten Sonntag wurde ein interessanter Stilmix von barocken Werken, über Klassik bis zu Werken unseres Jahrhunderts zusammengestellt.

Nach den Begrüssungsworten von Schulleiter Marcel Blanchard machten spritzige Klarinettenkapriolen mit «La Gazza Ladra» von Gioacchino Rossini den Anfang. Besonders erfreulich auch das nächste Stück, ein Satz aus dem «Violinkonzert G-Dur» von Antonio Vivaldi. Was der junge Luzius Pestalozzi zeigte, lässt auf eine schöne Zukunft hoffen. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist auch die Begleitung durch Tante und Vater am Flügel bzw. Kontrabass. Nach zwei barocken Violinduos meldeten sich erstmals zwei Lehrerinnen zu Wort. Von Christian G. Scheidler erklang die «Sonate D-Dur» für Mandoline und Gitarre. Es

schien, als ob die Zeit stehenbliebe, als Elsi Koller und Lisa Scaramuzza mit ihren ruhigen Klängen bezauberten.

Ganz anders die «Canon Sonate Nr. 1» von Georg Philipp Telemann, brillant geschmettert durch zwei junge Trompeter. Auch das anschliessende Trompeten-Solo «Andante et Allegro» von Robert Clérisse wusste zu begeistern. Erfreulich auch hier, dass Reto Hossle von seinem Vater am Flügel begleitet wurde. Das familiäre Musizieren ist denn auch gerade zur Weihnachtszeit ein Ziel der Musikschule.

Weihnächtliche Klänge

Nach dem Akkordeon-Duett mit dem bekannten Walzer Nr. 2 von Dimitri Schostakowitsch wurde es weihnächtlicher. Von Max Reger erklang der «Weihnachtstraum», op. 17, gespielt am Flügel zu vier Händen. Anschliessend von Ludwig van Beethoven «Tochter Zion» für Klavier und Flöte, gespielt vom Geschwisterpaar Hediger, und anschliessend noch von J. G. Walther die Variation «Vom Himmel hoch» für Klavier und Violine.

Den Abschluss des Konzerts machten wiederum zwei Lehrerinnen. Es erklangen zwei spanische Tänze von Enric Granados und Manuel de Falla für Querflöte und Gitarre, überzeugend gespielt von Luana Divertito und Martina Rossa-Rumonato. Zum Schlussapplaus kamen noch einmal alle Musikerinnen und Musiker auf die Bühne. (e)

In der Mitte des dreiteiligen Unterhaltungsprogramms sangen die Damen aus Leimbach zwei **Zürilieder**: „S deckte Brüggli“ und „I de Mitti vo de City“. Stadtpräsident Bohnenblust ergriff kurz das Wort, und turnusgemäss erzählte dieses Jahr der reformierte Pfarrer eine Weihnachtsgeschichte.

Wie in den vorhergehenden Jahren stiftete die Stadt allen Anwesenden einen Fleischteller und alkoholfreie Getränke. Ausserdem durften die Seniorinnen und Senioren je ein Säcklein mit Weihnachtsgebäck nach Hause nehmen, was zur Folge hatte, dass ich an diesem Sonntag kein Nachtessen zubereiten musste.

Das Thema Computer.

Als ich 1979 im Alter von 65 Jahren pensioniert wurde, da war ich froh, dass ich noch bis 1984 die Freifächer Englisch und Stenographie erteilen durfte. Es waren die schönsten Jahre meiner Berufstätigkeit, denn damals wurde, im Gegensatz zu heute, nur den allerbesten Schülerinnen und Schülern erlaubt, Freifächer zu besuchen. Die Schulklassen waren motiviert und fleissig, und ich hatte genügend Zeit, jede Stunde genau vorzubereiten und jede Schülerarbeit sorgfältig zu korrigieren.

Inzwischen waren in Büros und Amtstellen die Computer aufgetaucht. Ich aber war überzeugt, die neue Technik nicht mehr zu benötigen. Ich hoffte, endlich in aller Ruhe die vielen noch ungelesenen Bücher meiner Bibliothek lesen zu können. Seinerzeit, als Student, hatte ich mir die wichtigsten Werke der europäischen Literatur angeschafft.

Professor **Fehr** behandelte Shakespeare, und ich beschaffte mir eine Dünndruck-Gesamtausgabe, die Globe-Edition.

Professor **Spörri** befasste sich mit Corneille, Racine, Molière, Pascal, Montaigne, Balzac, Zola, und weiter bis zur Gegenwart mit Valéry, Gide, Zola, Stendhal, Proust, etc. Ich kaufte in Antiquariaten alles, was ich an guter französischer Literatur finden konnte, schaffte aber auch sehr schöne, ledergebundene Pléiade-Gesamtausgaben an, alles mit dem Hintergedanken, die wertvollen Werke im „Ruhestand“ sorgfältig studieren zu können.

Auch Dante, Petrarca und die italienische Literatur interessierten mich, sowie die von den Professoren **Ermatinger und Fäsi** behandelte deutsche und schweizerische.

Erst lange nach Marias Tod, als schliesslich auch im Ortsmuseum Dietikon ein Computer aufgetaucht war, begann mich die neue Technik zu interessieren. Im Alter von 80 Jahren besuchte ich einen ersten Informatik-Einführungskurs im Gewerbeschulhaus Dietikon bei Herrn Talichet. Ich erkannte 1992 sofort, dass mit dem Computer die Abfassung von Texten sehr viel einfacher wird. Man kann an jeder beliebigen Stelle Wörter und Sätze in einen Text einschieben, Textteile versetzen oder auslöschen und hat immer eine einwandfreie Reinschrift. Ich beschloss sofort, nie mehr eine normale Schreibmaschine zu verwenden.

Kommissionsmitglied Ferber hatte seinerzeit zu mir gesagt, ich dürfe den Computer des Ortsmuseums ohne weiteres auch für private Zwecke verwenden. Leider sind aber die Computer von Gewerbeschule und Ortsmuseum stark verschieden von einander, so dass ich das Gelernte nicht ohne Schwierigkeiten anwenden kann. Im Ortsmuseum schrieb ich die grösseren Arbeiten: **Fünzig Jahre Volkstanzkreis Zürich, Vierzig Jahre Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise**, sowie viele Protokolle und Briefe. Als dann noch die etwa 50 Seiten des Aufsatzes **Der Volkstanz in der Schweiz** dazukamen, war dies für die Festplatte des Computers zu viel. Frau Regula Stauber kopierte alle meine Privatsachen aus dem Computer des Ortsmuseums heraus auf fünf Disketten. Seither ist rein gar nichts mehr von mir in diesem Computer.

Was ich nicht schon längst als überflüssig löschte, befindet sich nun also auf meinen Disketten, und meine **Begeisterung für den Computer** wird grösser und grösser. Immer wieder entdecke ich neue Möglichkeiten bei der Textverarbeitung und konnte auch schon mehrere Seniorinnen und Senioren, die Zugang zu Computern haben, veranlassen, sich trotz ihres Alters mit den neuen Wundermaschinen zu befassen.

In Dietikon werden neuerdings sehr gut besuchte, doppelt und dreifach geführte Ausbildungskurse für Senioren durchgeführt. In solchen Kursen befasste ich mich mit dem Erstellen von Serienbriefen, mit Excel und sogar zwei Stunden lang mit den endlosen Möglichkeiten im Internet. Doch ach, was mir einmal unter Anleitung und durch mehr oder weniger viele unverständliche Zufälle einmal gelingt, beherrsche ich noch lange nicht. *REPETITIO MATER STUDIORUM* sagten ja schon die alten Römer.

Zum Glück können viele Ergebnisse auf ganz verschiedene Weise erzielt werden. Will ich z.B. auf der Seite 28 meines Aufsatzes einen Abschnitt ändern, beifügen oder löschen, dann muss ich zuerst diese Seite 28 finden. Wenn ich mein Dokument zwecks Bearbeitung auf den Bildschirm hole, dann sehe ich nur die erste Seite. Um die zu ändernde Seite zu finden, stehen die folgenden Möglichkeiten zur Verfügung:

1. Ich klicke von Seite zu Seite weiter bis ich die benötigte Stelle vor mir habe.
2. Ich klicke auf der obersten Zeile des Bildschirms auf das Wort **Bearb.** Sofort erscheint eine Liste mit vielen Möglichkeiten der Bearbeitung. Eine davon heisst: **Gehe zu.** Wenn ich auf eines dieser beiden Wörter klicke, erscheint ein **Fenster** mit der Frage, zu welchem Abschnitt oder zu welcher Seite ich gehen wolle. Ich schreibe „28“ in das dafür vorgesehene Feld, und durch einen Mausklick erscheint schlagartig die Seite 28.
3. Ich erhalte das unter 2 erwähnte **Fenster** viel rascher und einfacher mit der Tastatur, auf der sich links unten für solche Arbeiten eine spezielle Taste befindet, die zusammen mit dem Buchstaben „g“ gedrückt werden muss.
4. Unten, ganz links auf dem Bildschirm befindet sich bei grösseren Texten die Angabe, auf welcher Seite ich gerade arbeite. Ein Mausklick auf dieses „S“ und die Eingabe der Zahl 28 hilft mir am raschesten zum Ziel.

Je mehr man sich mit dem Computer befasst, um so schlauer wird man bei dessen Anwendung, und man staunt mehr und mehr über die zahllosen Möglichkeiten mit Schriftarten, Schriftgrössen, Grafiken, Tabellen, Rahmen, etc., etc.

Im Dezember 1998 konnte wie jedes Jahr die **grosse Seniorenwanderung** mit Rücksicht auf die Festtage nicht am letzten Dienstag des Monats durchgeführt werden. Sie wurde eine Woche, auf den 15.12.1998, vorverlegt. Mit der Bahn reisten 77 Betagte über Wettingen nach Buchs-Dällikon an der Lägern.

Die leichte Wanderung führte über Pfaffenbrunnen und Weiningen nach Geroldswil. Unterwegs kamen wir an einem sehr schön renovierten Gutshof vorbei, wo wir die prächtig bemalten Dachunterseiten und Fensterläden, die Schmiedearbeiten sowie die sinnreichen Inschriften bewunderten. In der *Hostellerie Geroldswil* erwarteten uns bereits weitere 34 Seniorinnen und Senioren, die mit dem Autobus zum Mittagessen hergereist waren.

Während des Essens stiegen zum Jahresabschluss verschiedene Ansprachen, auch eine der Vertreterin des Stadtrats, ein lustiges Gedicht wurde rezitiert, Geschenke wurden überreicht und ein dreiteiliger Schätzwettbewerb sorgte für Unterhaltung und Preisverteilung. Jeder der 111 Teilnehmer bekam eine Dauerwurst und die Liste mit den Namen der gegenwärtigen Wanderer von Dietikon. Es sind dies 79 Frauen und 81 Männer. Da draussen prächtiger Sonnenschein herrschte, machte ich mich noch bevor auch noch der Samichlaus kam mit drei andern Senioren auf den Heimweg und traf um 16 Uhr zu Hause ein.

Die Familie Klenk

Weit zurück im Dunkel der Vergangenheit lebte ein **Gottlob Klenk**, von dem ich nicht einmal weiss, wann und wo er zur Welt kam, wann und wo er starb. Mir wurde aber erzählt, er sei mit **Gottliebin Schwab von Weiler** verheiratet gewesen. Dieser Name klingt recht „adelig“. Ich vermute aber, dass „Weiler“ lediglich die Ortschaft bezeichnet, in der die Frau aufwuchs. Beide, Gottliebin und Gottlob, waren evangelisch und lebten in **Pfaffenhofen**.

Diese kleine Ortschaft liegt in der Gegend von Maulbronn, in einem Viereck, das entsteht, wenn man auf der Landkarte die besser bekannten süddeutschen Orte Pforzheim, Vahingen, Heilbronn und Bruchsal miteinander verbindet.

Dieser Gottlob Klenk war mein Urgrossvater. Sein Sohn **Johannes Klenk**, mein Grossvater, wurde am 26. März 1853 in Pfaffenhofen geboren, lebte aber später in **Dürren** bei **Ölbronn** und starb daselbst am 20. April 1920. An ihn erinnere ich mich recht gut, war ich doch schon acht Jahre alt, als er starb.

Er lag immer auf dem Rücken krank im Bett und stellte seine Knie hoch auf. In der damaligen Nachkriegszeit (1919) verbrachte meine Mutter mit meiner Schwester und mit mir im Sommer die Ferien in Dürren. Es herrschte heisses Wetter, und der magere Kranke war nur mit einem weissen Leintuch bedeckt. Ich war klein für mein Alter, und das Krankenbett schien mir sehr hoch. Des armen Kranken Gesicht konnte ich nicht sehen, wenn ich zu ihm aufblickte. Es war verborgen hinter dem von seinen Knien und dem Leintuch gebildeten hoch aufragenden „Berg“. Ich spielte ausdauernd und gemütlich neben und unter diesem Krankenbett.

Wahrscheinlich nervte ich den Schmerzgeplagten mit meinem selbsterfundenen Spiel. Ich liess nämlich zu meiner grössten Freude dürre Erbsen durch den hohlen Metallgriff einer Kehrichtschaufel rollen und anschliessend durch das Griffloch eines Schemels in eine zweite Schaufel, was lieblich klingelte. Unaufhörlich, einzeln und in Gruppen, beförderte ich die Erbsen hüpfend durch meine kunstvolle Konstruktion und freute mich über den eigenartigen Lärm, der aber offenbar meinem kranken Grossvater gar nicht gefallen wollte.

Er sagte einen Satz, den ich heute, nach bald 80 Jahren, noch deutlich in der Erinnerung höre. Es ist dies der einzige Ausspruch, der mir von ihm geblieben ist, eine Behauptung, die ich damals absolut nicht glauben konnte und auch nicht glauben wollte. Mein Grossvater, der den Erbsenlärm nicht mehr hören, sondern wahrscheinlich lieber schlafen wollte, sagte nicht, ich solle mit dem blöden Spiel doch endlich aufhören, nein, er sagte: „S isch alles blos e Weile schee.“ (Es ist alles nur ein Weilchen schön).

Ich erfuhr auch, weshalb mein armer Grossvater so lange im Bett liegen musste. Offenbar hatte er sich bei einem Arbeitsunfall „innere Verletzungen“ zugezogen. Ein hoch und schwer mit Garben beladener Wagen musste wegen eines drohenden Gewitters rasch heimgebracht werden. An der steilen Stelle, wo der Weg zur Kirche von Dürren hinunter führt, stürzte dieser schwere Wagen um, obwohl mein Grossvater ihn von der Seite her mit seiner Ladegabel zu stützen versuchte. Hatten die Ochsen nicht gehorcht und einen falschen Schwenker gemacht? War ein Rad gebrochen oder in den Strassengraben geraten? Ich weiss es nicht.

Der hochbeladene Wagen stürzte auf meinen Grossvater. Die vielen schweren Garben begruben ihn unter sich, und dabei wurde wahrscheinlich der harte Stiel der Gabel in den Leib des Ärmsten hineingedrückt. Obwohl äusserlich an Grossvaters Körper keine Verletzungen festgestellt werden konnten, war klar, dass innere Organe lebensgefährlich verletzt worden waren.

Dieser Grossvater war mein einziger, denn der Vater meiner Mutter starb schon 17 Jahre vor meiner Geburt.

Mein Grossvater Johannes Klenk war verheiratet mit **Karolina Stuber**, geboren am 8. Juni 1854, in Pfaffenhofen, gestorben am 17. April 1938 in Dürrn. An diese Grossmutter väterlicherseits erinnere ich mich bestens, war ich doch, als sie starb, schon 26 Jahre alt. Vor ihrem Ableben besuchten wir sie, doch ach, sie war nicht mehr ansprechbar, lag in ihrem Bett und seufzte bei jedem Atemzug. Dieses Röcheln dauerte mehrere Wochen lang. Zur Beerdigung wurden wir erneut nach Dürrn gerufen. Das Wetter trauerte mit uns, es regnete, schneite und ein kalter Wind wirbelte die Schneeflocken über Grossmutter's Grab und über die grosse Trauergemeinde. Alle auf dem Friedhof Versammelten hatten ihre Schirme aufgespannt, auf denen sich während der Ansprache des Pfarrers eine dicke Schneeschicht ansammelte.

Heinrich Vontobel-Linder, 1906 bis 1997, dessen Mutter auch aus der Stuber- und Biedermann-Verwandtschaft stammte, erforschte sorgfältig diese Familie Stuber und zeichnete eine **Ahnentafel**, in der auch die Familie Klenk aufgeführt ist. Ich werde dieses für uns interessante Blatt vergrössern und den Klenkteil bis heute ergänzen.

Wenn ich an der Hand meiner Grossmutter durchs Dorf Dürrn spazierte, dann fragten oft die Leute, was für einen Buben sie da mit sich führe. Ich sei ihr Enkel, der Sohn ihres Ältesten, lautete die erklärende Antwort. Wurde ich jedoch allein, um etwas einzukaufen, in den Spezereiladen geschickt, dann erklärten sich die Leute gegenseitig, wer ich sei. Dann hörte ich immer wieder den Ausspruch: „Das ist doch von Schäfer-Klenks Karl der Sohn.“ Wurde ich allein angetroffen und gefragt, wer ich sei, dann wusste ich, was ich zu sagen hatte. In Dürrn war ich stets **der Sohn von Schäfer-Klenks Karl**. Da in Süddeutschland viele Leute den Familiennamen Klenk tragen, brauchte man eine nähere Bezeichnung, und wir waren also die Nachkommen eines Schäfers. Ich nehme an, dass der zuerst erwähnte Gottlob Klenk dieser Schäfer war, der mit seiner Herde und seinem Hund durch die Gegend zog.

Auf dem Weg zum **Backhäuschen**, wo die Dorfbewohner ihre Brote und Kuchen backen liessen, konnte es vorkommen, dass uns eine ganze Schar wütend schreiender **Gänse** entgegenkam. Ich versteckte mich dann ängstlich hinter den schwarzen Rücken meiner Grossmutter, die mutig auf die aufgebrachten Tiere zuing. Rasch wickelte sie ihren rechten Arm um zwei, drei der weit vorgestreckten Hälse und schwang die Tiere im Kreis herum. Offenbar hatte sie keinen allzugrossen Respekt vor diesen Kreaturen.

Noch schlimmer trieben es einige fröhlich plaudernd im Kreis vor einem Bauernhaus sitzende Frauen. Jede hatte eine Gans zwischen ihre Knie eingeklemmt und stopfte dem hilflosen Lebewesen Kartoffelküchlein in den gewaltsam geöffneten Schnabel. Da das arme Tier so viel des Guten gar nicht schlucken konnte, wurde der gefütterte Brocken geschickt durch den langen Hals hinunter massiert. So konnte in den Tieren eine **krankhafte Riesenleber** erzeugt werde. Glücklicherweise ist diese Art der Gänsemast heute verpönt und abgeschafft.

Grossmutter Klenk-Stuber, meine Grossmutter väterlicherseits hatte zwei ganz verschiedene Augen. Nur mit einem konnte sie sehen. **Das kranke Auge** war ganz glasisg und auffallend **hellblau**. Wie sie zu diesem Makel kam, weiss ich nicht, denn keines von uns Kindern wagte es, davon zu sprechen.

Unsere Grossmutter in Dürrn verstand es, gute **Speisen** herzustellen. Jeden Abend wurde die feine **Brotsuppe** aufgetischt. In eine herrliche Brühe mit Zwiebeln wurden vom harten Brotleib kleine, dünne Stücklein geschnipselt.

Genz besonders fein war die dicke, **geronnene Milch**, eine Art Joghurt. Grossmutter besass zur Herstellung dieser Delikatesse eine Anzahl walzenförmiger Tongefässe, die sie, gefüllt mit Milch auf dem Fensterbrett der Küche an die Sonne stellte.

An Sonn- und Festtagen wurde zum Frühstück **Weissbrot** gegessen. Das war ein ganz besonderes Fest. Tante Karoline und Onkel Karl Barth - Tochter und Schwiegersohn der Grossmutter - zerschnitten den „Zopf“ in handliche Streifen, die in der Mitte des Frühstückstisches zu einem grossen Wall oder Berg aufgeschichtet wurden. Es war üblich, also durchaus anständig, dass jede und jeder vom Sonntagsbrot einen Streifen ergriff, ihn mit einem Ende in die eigene Tasse voll warmer Milch eintauchte und so eingeweicht mit Hochgenuss verspeiste.

Die Pressechronik von Dietikon

Für meine Arbeit im **Ortsmuseum** begann **1999 eine neue Ära**. Von 1979 bis 1998, zwanzig Jahre lang, sammelte ich alles, was durch die Presse über Dietikon und das Limmattal an die Öffentlichkeit gelangte. Alle meine Zeitungsausschnitte und Flugblätter ordnete ich nach Themen wie z.B. „Feuerwehr“, „Gesundheitswesen“, „Gemeinde Dietikon“, „Kirchen“, „Personen“, „Region“, „Schule“, „Strassen“, „Vereine“, etc. Das Ortsmuseum Dietikon unterscheidet 31 Kapitel, die auch für die Bildersammlung und anderes genau gleich verwendet werden. Dabei ist jedes Kapitel wieder unterteilt. Bei den Vereinen z.B. besitzt jeder der rund zweihundert Vereine und der rund zwanzig Parteien ein eigenes Dossier. An dieser riesigen Arbeit beteiligte sich auch in verdankenswerter Weise Herr Dr. Bruno Maier.

In den ersten Januartagen 1999 stellten die Heimatkundekommissionmitglieder R. und J. Stauber die Pressechronik von Dietikon auf Computer um.

Für jeden Presseartikel steht uns nun dank **File Maker** eine Computerseite zur Verfügung, auf der Quelle, Erscheinungsdatum, Thema, etc. eingetragen werden. Wir sammeln also in Zukunft keine Texte mehr, sondern für den Benutzer der Chronik nur noch nach Themen geordnet alles, was er benötigt, um die Texte bei den Zeitungen (Limmattaler Tagblatt, LIZ, Limmatpost, Tagesanzeiger, NZZ, etc.) selber zu finden.

Um den Umgang mit der neuen Art der Chronikgestaltung zu erlernen, fuhr ich am 5. Januar 1999, um 08.15 Uhr, hinauf nach Bergdietikon zu Regula und Jean Stauber, Ahornstrasse 30. Die beiden sehr aktiven Kommissionsmitglieder hatten den Ortsmuseumscomputer zur Programmierung des neuen Systems in den Weihnachtsferien zu sich nach Hause genommen. Gegen Mittag hatte ich das Wichtigste begriffen, und wir waren für einmal fertig. Ich prägte mir mein lustiges Passwort ein, das nur mir und Staubers erlaubt, die Chronik zu gestalten und, wenn nötig, zu verändern.

Am Mittwoch, 6. Januar 1999, vormittags, übten wir in Bergdietikon an der Sache weiter und fanden einiges heraus, das noch verbessert werden konnte. Den Nachmittag verbrachte ich im Computerkurs für Senioren, der im Gewerbeschulhaus Dietikon durchgeführt wird. Dann fuhr ich zum Schwimmen und anschliessend zur Orchesterprobe nach Zürich. Gleichzeitig brachten Staubers den Computer wieder zurück ins Ortsmuseum, so dass ich am Donnerstagvormittag, 7. Januar 1999, mit Jean Stauber dort weiterüben konnte. Den Nachmittag verbrachte ich beim Seniorenorchester Baden.

Am Freitagmorgen, 8. Januar 1999, stellten wir fest, welche **Zeit** benötigt wird, um die Fakten eines durchschnittlichen Tages in den Computer einzutippen. Wir stellten fest, dass **90 Minuten** beansprucht werden, was ungefähr dem Arbeitsaufwand der letzten Jahre mit Ausschneiden etc. entspricht. **Wir hoffen aber, wenn die Sache einmal richtig eingespielt ist, etwas weniger Zeit für die Ortschronik aufwenden zu müssen.** Doch ach, in Zukunft besitzen wir all die Texte, mit Ausnahme der Flugblätter und Broschüren, die in unsern Briefkästen auftauchen, nicht mehr selber. Sie liegen verteilt bei den Zeitungsredaktionen.

Am Samstagmorgen, 9. Januar 1999, versuchte ich zum ersten Mal, die Arbeit am Computer des Ortsmuseums ganz allein zu erledigen. Ich benötigte **drei Stunden**, und es tauchten mehrere Fragen auf, die so bald als möglich besprochen, und einige Mängel, die gelegentlich behoben werden müssen.

K. Klenk

12.1.1999
Karl Klenk

Beim Umgang mit dem **Computer** erlebte ich ganz erstaunliche Überraschungen, sobald ich mehr aus ihm herausholen wollte als aus einer gewöhnlichen Schreibmaschine. Seit ich Texte mit dem Computer schreibe, d.h. seit etwa 1992, berührte ich keine meiner einst so modernen „Hermes“-Schreibmaschinen mehr.

Neue Zeilen und neue Abschnitte beginnen beim Schreiben mit dem Computer automatisch an der richtigen Stelle. Wörter und Sätze können ganz einfach durch **Schriftgrösse, Kursivschrift oder Fettdruck** hervorgehoben werden, so dass jedes Schriftstück lesefreundlich und übersichtlich wird. Das Allerangenehmste beim Niederschreiben von Texten auf dem Computer ist aber die Tatsache, dass ich jederzeit den Text verändern kann und doch stets eine Reinschrift ausdrucken könnte. Ich muss also meinen Text auch nie mehr mit der Schere auseinanderschneiden, neu zusammensetzen und ein weiteres Mal abschreiben. Welch riesige Erleichterung und Zeitersparnis.

Ich betätige mich an den Computern der **Schule** von Dietikon, der **Gewerbeschule** und des **Ortsmuseums**, was zu lästigen Komplikationen führt. Die allermodernsten Computer stehen in der Gewerbeschule. Dort konnte ich in Kursen durch allerlei Zufälle die schönsten Grafiken aus dem Internet beziehen, aber ach, der etwas ältere Computer des Ortsmuseums kann meine Diskette aus der Berufsschule nicht lesen. Er liefert mir stets einen vielsagenden Spruch, wie z.B.: „Schwerwiegender Diskettenfehler“ oder „Nicht korrigierbarer Diskettenfehler“, etc.

Es ist bei vielen Computeraktionen leider so, dass sich Senioren wie ich das Vorgehen nicht sofort und sehr leicht, sicher und definitiv merken können. Wenn mir die **Herstellung eines Serienbriefs, auf Excel das Führen eines fiktiven Geschäfts** mit Warenposten, Preisen und Kundenlisten, das Schreiben von Etiketten und Ähnliches einmal in der Gewerbeschule und unter Anleitung gelungen ist, dann stosse ich im Ortsmuseum mit dem andern und ältern Computer auf unüberwindliche Schwierigkeiten.

Der Seniorenrat Dietikon bietet laufend in Zusammenarbeit mit der Berufsschule **Computerkurse für Senioren und Seniorinnen** an, und ich beteilige mich jeweils, weil ich stets etwas Neues lernen kann.

In den ersten zehn Arbeitstagen des neuen Jahres (1999) verarbeitete ich schon sechzig Zeitungsartikel, zum Teil mit der Hilfe von Regula und Jean Stauber, die in den Weihnachtsferien das leistungsfähige **Computerprogramm File Maker 4** fürs Ortsmuseum einführten. Da beständig Komplikationen und Fragen auftauchen, komme ich nur langsam voran, benötige vorläufig für die Weiterführung der Ortschronik mehr Zeit als mit dem alten System. Letztes Jahr musste ich jeden Morgen Zeitungsartikel aufsuchen, ausschneiden, sortieren und aufkleben. Dieses Jahr begeben sich mich vormittags um acht Uhr mit den bereits durchgelesenen Zeitungen ins Ortsmuseum, wo ich die bezeichneten Artikel in den Computer eintippe.

Wenn in naher Zukunft alles klappt und ich mehr Übung habe, dann dürfte aber doch mit dem neuen System **eine gewisse Zeitersparnis** resultieren. Die vielen interessanten Veröffentlichungen, die sich mit Dietikon und unserer Region befassen, besitzen wir allerdings ab 1.1.1999 nicht mehr selber in unserem Ortsmuseum. Wer alsdann etwas sucht, kann die betreffenden Artikel, Aufsätze, Kolumnen, Flugblätter, etc. mit unsern Computer-Angaben leicht in den Archiven der verschiedenen Zeitungen finden.

Die Entstehung unserer Françaisetradition

Einige Jahre nach dem zweiten Weltkrieg lud Louise Witzig die Volkstanzwissenschaftler Prof. Richard Wolfram, Hans und Helma Severin, Ludwig Burkhardt, sowie weitere Volkstanzkenner in die Jugendherberge Rotschuo am Vierwaldstättersee ein, wo uns Burkhardt die von ihm in den Fünfzigerjahren beschriebenen Figuren der „Allgemeinen Française“ zeigte.

Schon 1961, am ersten Volkstanzball im Übungssaal des Kongresshauses Zürich, wagte es der Tanzkreis, ausser „Newcastle“ (England), „Webertanz“ (Schweden), „Branle du Quercy“ (Frankreich), etc. auch die erste Figur der Française als Kontratanz vorzuführen, was zufällig punkt Mitternacht geschah.

Am zweiten Volkstanzball (1963), der im Konzertfoyer des Kongresshauses Zürich durchgeführt wurde, konnten - zufällig wieder genau um Mitternacht - bereits die ersten drei Touren der Française getanzt werden. Ludwig Burkhardts Tanzanweisung erschien noch im gleichen Jahr in dritter Auflage.

Erst seit 1968, als der Ball im *Kasino Zürichhorn* durchgeführt wurde, konnte die ganze Française getanzt werden, so auch, und immer wieder genau um Mitternacht, 1983 bis und mit 1986 im „*Holiday Inn*“, Regensdorf. Die Mitternachts-Française war von selbst zur festen Tradition geworden.

Die „Fledermaus-Quadrille“ von Johann Strauss, Op.363, 1874, enthält noch den Musikteil „Trénis“, von dem Burkhardt in seiner Tanzanweisung schreibt: „Die „Trénis“ tanzt man nicht.“ Es waren daher auch Tonträger ohne „Trénis“ für die Tanzgruppen herausgegeben worden. Dass die „Trénis“ im Tanz fehlte, das beschäftigte nicht nur unsere Fledermaus-Musikanten Inge Baer, Martin Schmid, Heinz Zeller und später unsere Laienmusiker, auch die Tanzenden verwunderten sich über die Tatsache, dass da ein hübscher Musikteil existierte, zu dem aber nichts getanzt wurde.

Glücklicherweise kam uns wieder der Zufall zu Hilfe. Im Juli 1964 hatten einige Mitglieder des Volkstanzkreises Zürich in einer oesterreichischen Volkstanzwoche die Gelegenheit, mit Herrn (Gesellschafts-) Tanzlehrer **Edi Hofer**, Bregenz, die Française nach seiner Art zu tanzen. Sie entsprach im grossen Ganzen „unserer“ Burkhardt-Française, wurde aber statt mit gewöhnlichen Gehschritten mit Wechselschritten, mit Bourrée- und Gavottschritten getanzt. Die Verbeugungen waren ausgeprägter, und es wurde vor allem auch die Figur „Trénis“ getanzt.

Es lag nahe, Hofers „Trénis“ in Burkhardts Tanzstil zu übersetzen. Der Volkstanzkreis Zürich war sehr glücklich, nun die ganze Française samt „Trénis“ tanzen zu können. Da aber die meisten Tanzkreise und Tanzgruppen nur unvollständige Tonträger und keine Inge Baer hatten, die ohne weiteres auch die „Trénis“ spielen konnte, war es sehr schwer, diese vierte Tour auch am Volkstanzball Zürich einzuführen.

Weshalb aber war die „Trénis“ so schwierig, und weshalb war sie aus der getanzten Française verschwunden, so dass Burkhardt schrieb, man tanze sie nicht? Die Sache ist klar. Jede Figur wird angesagt. Die Tanzenden müssen den Ablauf des Tanzes nicht erlernen, es genügt, wenn sie das Kommando verstehen, d.h. sie müssen wissen, was „Chaine“, „Crochet“, „Tour de main“ etc. bedeutet. Wie aber soll der Tanzleiter die „Trénis“ kommandieren, in der Tänzerin und Tänzer nicht dasselbe tanzen? Beim Kommando „Alle Damen“ z.B. müssen die Herren wissen, was sie zu tun haben. Glücklicherweise wurde diese kleine Schwierigkeit in wenigen Jahren beherrscht, so dass heute die „Trénis“ so gut getanzt wird wie alle übrigen Touren.

Ludwig Burkhardt besuchte vor Jahren eine meiner Volkstanzwochen auf dem **Kerenzerberg**, und als er die „Trénis“ in seinem Stil gesehen hatte, war er hell begeistert. Er versprach, sie so, wie ich sie beschrieben hatte, in die Neuauflage seines Françaisebüchleins aufzunehmen. Leider starb Ludwig Burkhardt, bevor die nächste Auflage erscheinen konnte.

Im Laufe der Jahre lernten wir nicht nur die Munot-Française von Schaffhausen, sondern auch noch eine ganze Reihe weiterer Françaisen kennen, sowie eine riesige Françaisaliteratur. Erwähnt seien vor allem die „Münchener-“ und die „Krumbacher Française, sowie aus Offenbachs „Pariser Leben“ die „Dienstbotenversion“, die „Französische Quadrille“.

Aufgeschrieben für den Zürcher Volkstanzball 1999
Karl Klenk

Karl Klenk

Der Zürcher Volkstanz-Ball

Louise Witzig, die wohlbekannte damalige Sekretärin der Schweizerischen Trachtenvereinigung, organisierte in den Fünfzigerjahren des zu Ende gehenden Jahrhunderts von Zeit zu Zeit mit Delegierten der Trachtengruppen und des Volkstanzkreises Zürich im Theatersaal des Restaurants Rigiblick, Zürich, Volkstanzkurse, in denen sie mit **Klara Stern**, **Inge Baer** und **Emil Spiegelberg** Kontratänze, andere Rekonstruktionen und ihre eigenen Schöpfungen ausprobierte.

Auch ich hatte damals die Ehre, dabei mitzuhelfen, und einmal auf dem Heimweg nach einer solchen Tanzprobe kam die Rede auch auf die gemeinschaftsfördernde Wirkung und den kulturellen Wert des Volkstanzes. Es war kalt und dunkel, und wir stolperten auf dem schneebedeckten Weg hinunter zur Seilbahnstation. Louise Witzig war der Ansicht, im Schweizervolk seien die Trachtenleute und Volkstänzer trotz aller Bemühungen leider immer noch eine kleine Minderheit. Da machte ich ihr den Vorschlag, ähnlich wie in Wien **am allernobelsten Ort der Stadt** mit der Beteiligung der Kantons-, und der Stadtbehörden sowie der Hochschulen und der Presse jedes Jahr einen **spektakulären Ball** durchzuführen und an diesem Anlass jedesmal auch einige schweizerische Volkstänze ins Ballprogramm aufzunehmen.

Dadurch sollte der Volkstanz grösseres Ansehen erhalten. Louise Witzig war sofort von der Idee begeistert und sagte, wenn der Volkstanzkreis etwas dergleichen unternehme, dann sei sie sofort bereit die Sache nach Möglichkeit zu unterstützen.

Im Jahr 1959 war ich zum Präsidenten des Volkstanzkreises Zürich gewählt worden und brachte nach meinem Grundsatz „Es sollen immer alle alles wissen“ den Plan im Verein zur Sprache. **Hannes Wirth** setzte sich sogleich sehr tatkräftig für das Vorhaben ein, verhandelte mit der Leitung des Kongresshauses, und schon **1961** konnte der erste Ball in einem der Übungssäle durchgeführt werden.

In den ersten Jahren waren wir bestrebt, möglichst **einfache schweizerische und ausländische Volkstänze** wie Kettengalopp, Valse frappée, Marschwalzer, Hiatafadl (Oesterreich), Zauberzirkel (England) und Branle du Quercy (Frankreich) zu tanzen. Dazwischen führten wir kompliziertere Volkstänze vor wie z.B. „Newcastle“ (England), den alpenländischen Wickler „Zillertaler“ (Oesterreich) und den schwedischen „Webertanz“. Wir luden unsere Gäste aber auch vom Anfang der Balltradition an zum freien Tanzen ein.

Am Ball von 1968 war nur noch eine einzige Gruppe ausländischer Tänze auf dem Programm, „La Galette“, „Branle du Quercy“ und „La Sauce aux Lumas“, alle aus Frankreich.

Erstmals, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Trachtengruppen und die ausländischen Gäste, wurde unser **Tanzprogramm 1969 rein schweizerisch**. Es tauchten zwar auch zwischen 1970 und 1980 vereinzelt wieder Gruppen ausländischer Tänze auf, vom besonders festlich gestalteten **Jubiläumsball 1986** an jedoch war das Ballprogramm stets rein schweizerisch. Recht so. **Nach aussen zeigen wir nur unsere eigenen Tänze**, was uns aber nicht hindert, unter uns Volkstänzerinnen und Volkstänzern auch viele schöne ausländische Tänze zu erlernen und uns über sie zu freuen.

Wie die Volkslieder wandern auch die Volkstänze über die Landesgrenzen. An der Art und dem Stil ausländischer Tänze erkennen und erleben wir die Unterschiede und sehen daher deutlicher das typisch Schweizerische.

Mit der Zeit wurde unser Volkstanzball in Zürich immer schöner und grösser. Andere Tanzkreise in andern Schweizerstädten ahmten den fröhlichen Anlass auf ihre Weise nach. Der Zürcher Ball wurde 1968 probeweise ins **Kasino Zürichhorn** und wegen Umbauten im Kongresshaus von 1983 bis zum Jubiläumsball 1986 nach **Regensdorf, Holiday-Inn**, verlegt. Trotz der hohen Kosten kehrte unser Ball ab 1987 wieder in den angenehm luftigen grossen **Kongresshaussaal** zurück, der für auswärtige Ballbesucher zentral gelegen und mit seinem grossen Vertibül und seinen Tribünen viele Möglichkeiten für die grosse Polonaise und mehrere zusätzliche Tanzflächen bietet.

Der Volkstanzkreis Zürich besitzt heute eine **Spezialkommission**, die sich ausschliesslich mit dem Ball befasst. Beim Basteln der Dekorationen und bei andern Arbeiten helfen die Tanzkreismitglieder, und dennoch ist nach jedem Ball ein unterschiedlich grosses Defizit zu tragen. Daher:

Werbt bitte bei Angehörigen und Bekannten für unsern schönen Ball.

Aufgeschrieben 1999 von Karl Klenk, 8953 Dietikon.

In der Weihnachtszeit, Ende Dezember 1998, besuchte ich meine Schwester Martha Altorfer-Klenk in **Wetzikon**, meinen ältern Sohn Karl mit seiner Familie in **Steffisburg** und meinen jüngern Sohn Ueli mit seiner Familie in **Meilen**. Da ich sowohl in der reformierten Kirche, Ginsterstrasse, Zürich-Albisrieden (24.12 abends), als auch in der Messe von St. Konrad (25. 12. vormittags) mitmusizierte, konnte ich das Weihnachtsfest fünfmal kurz hintereinander feiern.

Die Seniorenweihnacht der Stadt Dietikon und die Jahresschlussfeiern im Ortsmuseum, im VTKZ und in den beiden Orchestern hatten schon vorher stattgefunden. Alles in allem brachte ich es also auch dieses Jahr auf nicht weniger als **zehn Feiern**.

Wetzikon war kurzfristig vereinbart worden, denn ich sollte plötzlich kommen, wenn Regula Gubler, sowie Brigitt und Richi Schlatter auch in Wetzikon zu Besuch sind. Die zuletzt Genannten sah ich zwar nur kurz, denn sie wollten bald zu einer „Schlatterfeier“ weiterreisen. Mit Martha und Regula spazierte ich am 26. 12. 1998 vom Neu-Bühl, Kempten/Wetzikon, bis zum „Ettenbohl“ und wieder zurück. Wir sahen an einem Baumstumpf den Pilz, der nach Rägi „Bunte Tramete“ heisst. Regula ist seit einiger Zeit ganz begeisterte Squaredance-Tänzerin, und beherrscht eine Unzahl Figuren. Brigitte Schlatter schenkte mir ein Stück selbstgebackenes Brot, Martha ihr berühmtes „Schnitzbrot“ aus Dörrobst und Feigen.

Meine **Schwester** muss nächstens, d.h. im Januar 1999, einen **Bruch operieren** lassen. Inzwischen zeigt der Kalender den 21.1.99, und die Routine-Operation sollte längst überstanden sein. Daher versuchte ich mehrmals - allerdings vergeblich - nach Wetzikon zu telefonieren. Ich nahm an, Martha sei zur Erholung bei ihrer Tochter Brigitt an der Sagigass in Vordemwald. Also fragte ich schliesslich dort nach ihr und erfuhr, dass sie noch im Spital sei. Ihre Telefonnummer wurde mir angegeben, und - es war eben 20 Uhr - ich wagte einen Anruf im Spital. Lange Zeit klingelte ihr Telefon. Endlich meldete sich die frisch operierte Patientin, die offenbar eben erst eingeschlafen war, und die ich dummerweise geweckt hatte. Ich vernahm, sie habe die Operation wahrscheinlich gut überstanden, hänge aber noch an mehreren Schläuchen, denn sie sei ja erst vor vier Tagen, d.h. am 18.1.1999 ins Spital eingetreten und nicht, wie ich vermutet hatte, schon anfangs Januar. Ich wünschte ihr alles Gute und liess sie weiterschlafen.

Steffisburg besuchte ich am 27. und 28.12.1998. Dieser Termin war, wie sich bald zeigte, nicht gerade glücklich gewählt. **Joachim** war mit seinen Studienkollegen in Laax GR und kam, obwohl erwartet, nicht zurück, solange ich in Steffisburg weilte. **Adrian** sah ich mit seiner Freundin Tanja nur kurz beim Mittag- und beim Abendessen, sowie auf der Fahrt zum Spaziergang hinauf zum Schnee, und **Joel** kam erst abends braun gebrannt vom Snowboarden“ heim. Seinen Geburtstag am 28.1.99 feierte er vor allem mit seinen Freunden vom Sportclub. Miriam erklärte mir, er sei momentan recht unglücklich, weil ihn seine Freundin verlassen habe, und weil in seiner Verwaltungslehre im Gemeindehaus Thierachern, sowie in der Berufsschule Schwierigkeiten auftauchten.

Mit **Karl** machte ich am Sonntagnachmittag bei schönstem Wetter einen Spaziergang oben im Schnee. Adrian und Tanja gingen eigene Wege, während Karl und ich die geschützte Eiche besichtigten. Ich konnte mein Weihnachtsgeschenk, ein schönes Halstuch, bei dieser Gelegenheit einweihen.

Am Montagvormittag, 28.12.99, musizierten wir ein Weilchen, dann aber, schon am frühen Nachmittag, reiste ich mit Bus und Bahn wieder heim nach Dietikon, denn die Steffisburger mussten an der Beerdigung eines Nachbarn teilnehmen. Der Verstorbene war ein guter Bekannter und Freund meiner „Steffisburger“ gewesen.

Schon früh am Abend, etwa um halb fünf Uhr, war ich wieder zu Hause und froh, dass ich einige liegengebliebene Arbeiten erledigen konnte. Die lange, teure Bahnreise steht allerdings in keinem guten Verhältnis zur Länge des Besuchs.

In **Meilen** war ich schon am 25.12.1998 direkt nach der Festmesse (Haydn: *Missa brevis* mit Chor). Ausser Brigitte, Ueli, Daniela und Barbara traf ich auf der Hürnen auch Brigittes Eltern, Trudi und Dr. Dölf Boessinger. Als es dunkelte zündete Ueli am Kübelchristbaum, den er im Frühjahr in den Garten auspflanzen will, die Kerzen an. Dann wurden nach Boessingerschem Brauch die schön und sorgfältig verpackten Geschenke, eines nach dem andern ausgepackt, bewundert, besprochen und verdankt. So weiss jeder bei der **Bescherung** Anwesende von jedem, was er von wem und weshalb erhalten hat. Ich bekam von den Meilenern ganz spezielle „Glass-Net“ genannte Luxus-Brillenreinigungstüchlein.

Am 22.1.1999 meldete mir Brigitte Klenk telefonisch und sichtlich erleichtert und hochofregt, Daniela habe nun alle ihre Prüfungen bestanden. Die **Maturitätsfeier**, verbunden mit einem Essen für etwa 500 Gäste, Angehörige, Freunde und die Maturanden, habe am 21.1.1999 im Albisgüetli bereits stattgefunden, und **Daniela Klenk** sei von allen 162 Prüflingen des Jahrgangs die Allerbeste, d.h. **die Schülerin mit dem höchsten Notendurchschnitt**.

Die Maturandinnen und Maturanden feierten den Anlass am folgenden Tag mit einem speziellen **Schülerfest**, zu dem sich Daniela während unseres Telefongesprächs gerade bereit machte. Ich wurde auf den 31.1.1999 nach Meilen eingeladen, und werde mich alsdann genauer über Prüfung, Feier und Fest erkundigen.

Barbara Klenk bestand ebenfalls alle ihre Prüfungen. Sie möchte nächstens ins **Kindergärtnerinnenseminar** eintreten und benötigt vorher noch wenige Wochen Praktikum, um alle Bedingungen zu erfüllen. Sie arbeitete u. a. in der strengen Vorweihnachtszeit in der Buchhandlung zu „Elsässer“ am Limmatquai in Zürich.

Im Lavatersaal des Kirchgemeindehauses St. Peter, Zürich, stellte am 14.1.1999 Wysel Gyr den hier versammelten Mundartfreunden **Kaplan Alois Gwerder aus dem Muotital** vor. Er besorgte dies, weil sich der Vereinspräsident, Herr Dr. Bleiker, gegenwärtig in Amerika aufhält.

Der seit fünfzehn Jahren pensionierte Pfarrer erzählte uns seine spannende Lebensgeschichte. Er wuchs in einer riesigen Familie mit fünfzehn Kindern auf, bekam ein Stipendium, so dass er in Rom studieren konnte, wirkte dann in Winterthur und mehreren andern katholischen Kirchgemeinden. Seit er pensioniert ist, d.h. seit 15 Jahren, erforscht er die bisher recht unbekannte Geschichte des Muotathals. Als Frucht dieser Arbeit liegen bereits drei Bände **Heimatkunde** und fünf Bände **Liegenschaftsgeschichte** vor. Der vierte eben jetzt entstehende Band seiner Heimatkunde berichtet von der „Muotithaler Sprach“.

Der Vortrag des beständig schmunzelnden und lachenden Kaplans schilderte und erklärte die Flur- und Familiennamen seiner Heimatregion, zeigte auf, dass beinahe alle Familien von Schwyz aus ins Tal einwanderten und nur ganz vereinzelt von Einsiedeln her. Die etwa 200 Übernamen der verschiedenen Familien Betschart, Föhn, Gwerder usw. sind zum Teil über hundert Jahre alt.

Gegen den Schluss seines Vortrags erzählte der muntere Senior Gwerder eine ganze Reihe Muotathaler Witze, von denen ich mir nur ganz wenige merken konnte.

1. Ein Huhn macht einem Schwein den Vorschlag zu fusionieren, Schinken und Spiegelei sei doch sehr begehrt und durch die **Fusion** schon beieinander. Als das Schwein den Einwand vorbrachte, es müsse ja bei einer solchen Fusion „draufgehen“, da meinte das Huhn, das sei doch bei allen Fusionen so, dass einer krepriere.

2. Ein Soldat kommt etwas zu spät und etwas zu lustig aus dem Ausgang zum Hauptverlesen. Er wird vom Hauptmann getadelt und soll zu hinterst in die versammelte Mannschaft eintreten. Der Abgekanzelte begibt sich nach hinten, kommt aber gleich wieder hervor und meldet, er könne hinten nicht eintreten, es sei schon einer zu hinterst.

3. Zwei bald neunzig Jahre alte Damen treffen sich nach langer Zeit.

A: „Du häsch aber bös gwüeschtet.“

B: „Aber ich han ämel no chöne.“

4. Die Muotathaler-Familien hängen seit Jahrhunderten sehr an ihren Alpen und Alphütten. Als eine bald hundertjährige Frau beerdigt wird, ist die Trauer gross. Schliesslich sagt ein Familienvater: „Wenn eine so uralte Frau stirbt, dann ist dies doch nicht so schlimm. Das ist nun einmal der Welt Lauf, und jeder von uns muss schliesslich gehen. Wenn wir aber dort drüben das schöne XY-Äpli nicht mehr hätten, das wäre schlimm.“

Vom Zürcher Volkstanzball

Letztes Jahr besuchten der Stadtpräsident von Zürich, Josef Rstermann (SP), und seine Ehefrau unsern Ball im Kongresshaus Zürich. Ich hatte am Tisch der Gäste Gelegenheit, mich ein Weilchen mit ihm über den Volkstanz zu unterhalten. Dieses Jahr, am 16.1.1999, erschien Regierungsrätin **Rita Fuhrer (SVP)**. Sie tanzte bei vielen freien (nicht choreographierten) Tänzen fröhlich mit, und man sah ihr an, dass der Tanz, z. B. mit Erich Fischer, sie beglückte.

Seit einigen Jahren werden auch in einem der „Tanzblöcke“ vor Mitternacht ganz einfache Schweizertänze vorgezeigt, instruiert und ausgeführt. Zu den drei oder vier Tänzen dieses Blocks sollen vor allem die Gäste aufgefordert werden, die sonst in ihrem Leben nicht oder nur selten tanzen. Dieses Jahr wurden u.a. der „Languus“ ohne Rundschottisch und „Il tschigrun“, eine Art Marschwalzer aus Ardez im Unterengadin, getanzt, und beim Wechsel erwischte ich ausgerechnet die Regierungsrätin.

Kurz nach dem Ball verfasste ich einen kurzen Aufsatz über die Entstehung dieses Festanlasses, war ich doch von Anfang an dabei. Die jüngeren Volkstänzerinnen und Volkstänzer haben keine Ahnung, wie das vor vierzig war. Für sie ist die Existenz des Balls eine Selbstverständlichkeit.

siehe auch 1764,

1759

1760

Chèèane

Am Ball sagte Hans Baumann aus Brunnen zu mir, er habe kürzlich meinen Namen in der Zeitung gelesen, und zwar im Zusammenhang mit einem alten Brauch. Es handle sich um eine „Freinacht“, in der Kinder mit verbundenen Augen wie Störche über Flaschen steigen müssten. Als ich wissen wollte, in welcher Zeitung er das gelesen habe, meinte er, es sei wahrscheinlich in der NZZ gewesen.

In Steffisburg suchten Mirjam und Karl in ihren Zeitungen, die sie bereits zum Altpapier gelegt hatten, nach dem Artikel, konnten aber nichts finden. Daher bat ich die Archivverwaltung der NZZ, in ihrem Computer nach den Stichwörtern „Heimatbuch Meilen“, „Chrèèane“ und „Klenk“ zu forschen. Es wurde mir nach kurzer Zeit der Artikel über „Dietikon nach dem ersten Weltkrieg“, d.h. die Besprechung unseres Neujahrsblatts von 1995 (Chronik von Pfarrer Tanner), Verfasser Karl Klenk, zugestellt. Dies sei der einzige auffindbare Artikel, in dem ich erwähnt werde.

Noch bevor diese Auskunft bei mir eintraf, bekam ich unaufgefordert von Prof. Dr. Heinrich Boxler den offenbar gesuchten Artikel. Er war am 5.1.1999 im Tagesanzeiger erschienen.

s. auch 1765



Rita Fuhrer *bisber*

Keine Angst vor Verantwortung

Rita Fuhrer, amtierende Direktorin für Soziales und Sicherheit, plädierte für eine starke Regierung, die sich nicht scheue, ihre Verantwortung wahrzunehmen. Nur so könne ein Klima der Sicherheit geschaffen werden. Dabei sei eine

enge Zusammenarbeit mit den Gemeinden einerseits und dem Bund anderseits nötig. Wo sinnvoll, seien Entscheidungen auf Gemeindeebene zu fällen.

Fuhrer sprach sich einmal mehr für eine Übernahme der Stadtzürcher Kriminalpolizei durch den Kanton aus: Verantwortung und Finanzierung einer Aufgabe müssten übereinstimmen. Wenn der Kanton die Kriminalpolizei finanziere, so müsse er auch die Verantwortung dafür haben. Eine Lösung müsse im übrigen dringend gefunden werden – der bisherige Abgeltungsvertrag laufe Ende 2000 aus.

Im Zusammenhang mit der Asylpolitik sprach sich Fuhrer für eine entschiedene Bekämpfung von Missbräuchen aus. Allerdings sei es unbefriedigend, dass die ganze Asyldiskussion vom Thema Missbräuche beherrscht werde. Ziel müsse sein, wieder die wirklich Betroffenen und Verfolgten im Zentrum zu sehen und Missbräuche gar nicht erst aufkommen zu lassen. Fuhrer und Huber treten am 18. April gemeinsam im bürgerlichen Bündnis an. (sda)

Bis der Hahn kräht

Ein alter Wümmet-Brauch lebt wieder auf. Das Meilener Heimatbuch berichtet über den Chrèèane.

Krähhahnen, im Dialekt Chrèèane, war einst der übliche Abschluss der Weinlese mit den Wümmet-Leuten. Ihr Lohn war ein Fest bis in den Morgen, wenn der Hahn kräht; daneben gab es damals nur ein Körbchen Trauben oder etwas Obst.

Peter Kummer berichtet im Heimatbuch über neue und alte Formen des Krähhahmens, den es immer noch gibt und der auf manchen Betrieben wieder eingeführt worden ist. Bei Familie Schneider in der Hasenhalde zum Beispiel findet er als Sonntags-Brunch statt. Familie Schwarzenbach in Obermeilen pflegt alte Rate- und Geschicklichkeitsspiele, über die Vater Schwarzenbach gegenüber dem Heimatbuch nichts verraten wollte, um den Überraschungseffekt nicht zu verderben.

Hereingefallen

Kindheitserinnerungen verrät dafür Karl Klenk. Zum Beispiel: Man schickte die Kinder vor die Tür und liess nur eines nach dem andern hereinkommen. Jedem zeigte man sechs in Reihe aufgestellte Flaschen, über die es mit verbun-

denen Augen steigen sollte, ohne sie umzuwerfen. Jedes der Kinder war überaus stolz, die knifflige Aufgabe gelöst zu haben, und merkte erst beim nächsten Schritt, was los war: Bei jedem Schritt nahm jemand die nächstliegende Flasche lautlos zur Seite, sodass die Storchenschritte zum Gaudi des Publikums völlig unnötig waren.

Der Ländeli-Gottesdienst

Über den Krähhahnen schreibt das Heimatbuch-Team im Rahmen seiner Serie «Bräuche und Feiern im Jahreslauf». Neben Chilbi, Augustfeier usw. gibt es in Meilen auch lokale Traditionen wie den Ländeli-Gottesdienst. Seit 1972 wird am See in Obermeilen wieder eine jährliche Gedenkfeier gehalten für die Schiffskollision vom 29. August 1872. Das Kursschiff «St. Gotthard» sank nach der Kollision auf der Stelle und riss zwei Menschen in den Tod. Auf der «Concordia», die sie gerammt hatte, war die gesamte Schulpflichtige Jugend von Meilen, rund 450 Kinder. Sie konnten wie durch ein Wunder, durchgeschüttelt, aber heil und trockenen Fusses, am Landesteg aussteigen.

Der Abschluss der Bräuche-Serie ist der eine Hauptstoff des Buchs. Ein zweiter ist dem Quartier Ormis mit den erweiterten Sportanlagen gewidmet. (wei)

Bezugsquelle: Yvonne Marti-Werder, Auf der Hürnen 25, 8706 Meilen

Tagi 5.1.99

Am **Tanzleitertreffen** in der neuen Kantonsschule Aarau, 23.1.1999, fand von 14 bis 16 Uhr ein interessantes „**Brainstorming**“ zum Thema „**Tanzleiter**“ statt. Die etwa vierzig anwesenden Tanzleiterinnen und Tanzleiter berichteten der Reihe nach, wie sie zum Tanzen kamen, schliesslich Tanzleiter wurden und wie sie sich weiterbildeten.

Als es dann darum ging, die erforderlichen **Fähigkeiten und Qualitäten eines guten Tanzleiters** aufzuzählen, da zeigte es sich bald, dass Lehrerinnen und Lehrer aller Stufen weitaus am besten abschnitten, denn sie verstehen in der Regel mehr von Pädagogik, Didaktik und Aufbau einzelner Lektionen. Es genügt vor allem nicht, selber gut tanzen zu können. Die Fähigkeit, sich in die Situation der Lernenden zu versetzen, ist viel wichtiger. Der gute Tanzlehrer verschafft den Lernenden laufend **Erfolgslebnisse**.

Ein Tanzlehrer, der zwar ein guter Tänzer ist, aber nicht pädagogisch vorgehen kann, gerät sehr leicht in die Gefahr, sich selbst mit perfektem Vortanzen schwieriger Schritte und Figuren ein Erfolgslebnis zu verschaffen. Angesichts seines wunderbaren Könnens ist dann der Lernende überfordert und gleichzeitig von sich selbst enttäuscht. Deprimiert kehrt er unserer schönen Sache bald den Rücken.

Aus all diesen Voten ergaben sich die Folgen für die alljährlich stattfindende Herzberg-Arbeitstagung. Anschliessend an die interessanten Besprechungen wurden unter der sympathischen Leitung Susanne Bolligers bis 21.30 Uhr amerikanische Round-Dances getanzt.

Die sogenannte „**grosse Seniorenwanderung**“ vom Dienstag, 26.1.1999, führte von Aarau durch die Naturlandschaft längs der Aare nach Schönenwerd, wo während des Mittagessens im Personalrestaurant Bally der vorhergesagte Regen einsetzte.

Hochinteressant, viel interessanter als vermutet, war die Besichtigung des **Bally-Schuhmuseums**, das sich in einer grossen alten Villa befindet. Die Führung war ganz hervorragend. Wir sahen Goethes Pantoffel und den Schuh der Astronauten, die als erste den Mond betraten. Das Bally-Schuhmuseum in Schönenwerd ist eine der grössten Sammlungen zum Thema Schuh weltweit.

In Form von Grabgefässen, Votivschuhen oder Amuletten sollte der Schuh **Schutz** vor bösen Mächten der Unterwelt bieten. Farbe, Material und Beschaffenheit waren und sind in vielen Kulturen Ausdruck der sozialen Stellung. Von ägyptischen Palmblattsandalen über gotische Schnabelschuhe bis zu Rokokostöckelschuhen sind die Schuhe mit Statusabzeichen versehen. Stiefel aus Bayreuter Fayence, in Blaumalerei dekoriert, und andere dienten oft auch als Tabakdose, Trinkgefäss, etc.

Beeindruckend sind auch die Luxusschule für chinesische Frauen mit (noch um 1900) künstlich verkleinerten Füßen, die Indianermokkassins, die afrikanischen Sandalen, die Stelzschuhe der chinesischen Mandschu und vieles mehr. Die Familie Bally sammelte schon im 19. Jahrhundert Schuhe. 1942 erreichte die Sammlung einen solchen Umfang, dass in der Villa des Firmengründers Carl Franz Bally in Schönenwerd das Bally Schuhmuseum eröffnet werden konnte. Es war geplant, nach dem Museumsbesuch nach Däniken zu wandern. Da es aber stark regnete, fuhren wir eine Stunde früher als vorgesehen von Schönenwerd nach Dietikon zurück.

Bevor die Umfahrungsstrassen gebaut waren, führte der Weg zur Herzbergtagung jeweils durch die Laurenzenvorstadt von Aarau. Herr Dr. Bruno Mayer erklärte, weshalb hier die vielen aneinanderggebauten Häuser entstanden. Aarau war ja in napoleonischer Zeit Landeshauptstadt. Etwas nördlich zurück in einem Garten befindet sich das erste **Bundeshaus**, das nur sechs Monate lang benützt wurde. Hier am Graben steht auch das Denkmal für **Heinrich Tschokke**, den Schriftsteller, Staatsmann und Volksfreund.

Fortsetzung von Seite 1756:

Karoline Klenk-Stuber

(1854 bis 1938)

Ich schilderte schon früher, wie die junge Karoline Stuber einsam von Pfaffenhofen nach Dürrn wanderte, um sich ihrem offenbar von der Verwandtschaft für sie bestimmten zukünftigen Ehegatten vorzustellen. Unterwegs setzte sie sich lange Zeit weinend und voll Angst vor ihrer unbekanntem Zukunft auf einen Steinhaufen, der am Wegrand lag.

Dies erzählte mir meine Grossmutter, als ich noch viel zu klein war, um die Situation richtig zu begreifen. Ich erinnere mich aber, dass auch ich beinahe weinte, als ich von diesem Erlebnis der Mutter meines Vaters erfuhr.

Die kleine aber zähe Grossmutter trug stets **schwarze Kleider** und auch ein schwarzes Kopftuch. Abends schulterte sie oft den Karst. Das ist eine schwere Hacke mit zwei grossen Zinken und begab sich zum Kartoffelacker, um für den nächsten Tag einen Korb voll „Grumbire“ (Grund-Birnen = Kartoffeln) auszuhacken.

Wenn wir in der Kriegszeit (1914 - 1918), während der Sommerferien, in Dürrn weilten, dann durfte ich meiner Grossmutter bei dieser Arbeit helfen. Sie hackte in der hereinbrechenden Dämmerung eine Kartoffelstaude aus, und während sie die Stängel der Pflanze ausschüttelte und beiseite legte, sammelte ich rasch die Knollen in den mitgebrachten Henkelkorb.

Oft hörten wir während unserer Arbeit in der Ferne die Kirchenglocken, die den **Feierabend** einläuteten. Dann unterbrach Grossmutter jeweils ihre Arbeit, stützte sich, wo sie gerade war, mitten im Kartoffelacker, auf ihre Hacke und begann laut zu beten:

„Ach, bleib bei uns, Herr Jesu Christ, / dieweil nun Abend worden ist ;/ dein göttlich Wort, das helle Licht, / lass ja bei uns auslöschen nicht.

Dem langen **Gebet** (acht Strophen) hörte ich ehrfürchtig zu und bewunderte meine Grossmutter, die Mutter meines Vaters, die ein so langes Gebet auswendig hersagen konnte. Ausserdem wurde mir jeweils ganz feierlich zu Mute, wenn ich die alte Frau in der Dämmerung hoch aufgerichtet betend dastehen sah.

In alten Kirchengesangs- und Gebetsbüchern suchte ich den vollständigen Text, den ich damals als Kind natürlich nicht recht verstand. Ich stellte mir aber bildlich vor, der feierliche Klang der Kirchenglocken sei in der Lage, Grossmutter Text in den Himmel hinaufzutragen.

Der Text stammt von **Nikolaus Selnecker**, 1530 bis 1592, von Hersbruck bei Nürnberg. Der Verfasser war ein Anhänger Melanchthons und als Organist in Nürnberg ein eifriger Förderer des Kirchengesangs. Ausserdem wirkte er als Hofprediger in Dresden, war Professor der Theologie in Jena und Leipzig, sowie Generalsuperintendent zu Wolfenbüttel.

Hier noch die 2. bis 8. Strophe:

2. *Herr Jesu hilf, dein Kirch erhalt; / wir sind gar sicher, trüg und kalt. / Gib Glück und Heil zu deinem Wort; / schaff, dass es schall an allem Ort.*

3. *In dieser letzten, trüben Zeit / verleih uns, Herr, Beständigkeit, / dass wir dein Wort und Sakrament / behalten rein bis an das End.*

4. *Erhalt uns nur bei deinem Wort / und wehr des Teufels Trug und Mord; / gib deiner Kirche Gnad und Huld, / Fried, Einigkeit, Mut und Geduld.*

5. *Den stolzen Geistern wehre doch, / die mit Gewalt sich heben hoch / und bringen stets was Neues her, / zu fälschen deine rechte Lehr.*

6. Die Sach und Ehr, Herr Jesu Christ, / nicht unser, sondern dein ja ist; / darum so steh du denen bei, / die sich auf dich verlassen frei.

7. Dein Wort ist unsres Herzens Trutz / und deiner Kirche wahrer Schutz; / dabei erhalt uns, lieber Herr, / dass wir nichts andres suchen mehr.

8. Hilf leben uns in deinem Wort / und drauf in Frieden fahren fort / von hinnen aus dem Jammertal / zu dir in deinen Himmelssaal.

Diese Grossmutter war es, die, wie ich schon früher erzählte, meinen **Vater im Kamin** mit dem Teppichklopper oder mit einem Holzscheid „abschwartete“. Sie erzählte uns auch mehrmals die verschiedenen Geschichten vom **schwarzen „zahmen“ Geissbock**, der wie ein dressierter Hund auch ins Haus hereinkam und regelmässig um zwölf Uhr meinen Vater von der Schule abholte. Weil dieser junge Bock auch frei im Dorf herumstrolchte, erlangte er mit der Zeit eine makabre Berühmtheit.

Einmal gelüstete diesen Bock sogar nach dem Brot eines Mädchens im Kindergarten, in den er während der Znünipause eingedrungen war. Als sich das Kind weigerte, sein **Butterbrot** herzugeben, boxte es der schwarze Teufel kurzerhand um, packte das zu Boden gefallene Znü nibrot und suchte damit das Weite.

Mein Vater und seine beiden Brüder spannten einst den Bock vor einen kleinen **Karren**, was aber dem übermütigen und freiheitliebenden Vierbeiner gar nicht gefiel. Bei der ersten günstigen Gelegenheit riss er aus und kam erst viel später ohne sein Kärreli wieder zurück. Die Buben wurden nicht nur ausgeschickt, das verlorene Fahrzeug zu suchen, sie wurden natürlich auch für diese Tierquälerei von Grossvater und Grossmutter gebührend bestraft.

Wenn irgendwo im Dorf Dürrn etwas Dummes passierte, dann diente der kleine Schwarze im wahren Sinn des Worts als **Sündenbock**. Wenn irgendwo Kinder gefragt wurden: „Wer hat hier die Treppe beschmutzt?“ oder „Wer hat dies oder das kaputt gemacht?“ dann lautete prompt die Antwort der schlaunen Kinder: „Das muss Karl Klenks Geissbock gewesen sein.“

Und oft stimmte dies auch. Zur Zeit der „Metzgete“ konnte es vorkommen, dass der Bock von irgend einem Tisch im Freien ein Stück Fleisch herunterzog und damit davonlief. Gefressen hat er es wohl kaum. Er stieg auch, wenn er nicht bewacht war, im Haus bis in den **Estrich** hinauf, wo das Korn getrocknet wurde. Als Grossvater ihn zufällig dort ertappte, stürzte er nach Grossmutter's Schilderung mit schlechtem Gewissen „wie ein wütender Teufel“ mit zwei, drei grossen Sprüngen zu ihr die Treppe herunter in die Küche, dass es allen angst und bange wurde. Das ertappte Böckli verkroch sich dann in den Kuhstall, wo es zwischen den schützenden Kühen schön warm war.

Immer wieder erzählt wurde uns auch die Geschichte vom reich geschmückten **Christbaum**, an dem der Bock ein Zweiglein zu fressen begann. Als Grossmutter den Bösewicht aus der Stube befördern wollte, liess der Kerl sein Zweiglein nicht los, so dass der ganze Christbaum umstürzte. Der Bock erschrak beim Geklirre der Glaskugeln und verschwand mit einem kühnen Sprung durchs Stubenfenster.

Vater und Grossvater hatten einst eine Anzahl **Ratten** gefangen, getötet und auf den Misthaufen geworfen. Da rief uns Grossmutter herbei, um uns die hübschen Tierchen zu zeigen. „Seht die glänzenden Äuglein, die hübschen Pfötchen, das weiche, schöne Fell, die reizenden Schwänzchen dieser schönen, kleinen Nager, dieser verfluchten, verdammten Sauratten, die uns so viel Korn wegfressen, und die man nie gut genug bekämpfen kann. Sie kommen immer wieder und verursachen einen riesengrossen Schaden

Der Abschied bei der grossen Eiche

Mein Vater, **Carl Klenk** (1882 bis 1964) hatte die Schweiz verlassen und in den **Ersten Weltkrieg** einrücken müssen. Meine Mutter verbrachte daher die Zeit seines Kriegsdiensts mit meiner Schwester Martha und mit mir bei ihrer Mutter **Karoline Feuchter**, geborene Eberbach in Heilbronn.

Einmal während seines strengen Kriegsdiensts, wahrscheinlich im Anschluss an einen Lazarettaufenthalt, bekam mein Vater einen kurzen Urlaub, den er natürlich bei den Seinen in Dürrn verbrachte. Auch wir, Mutter, Schwester und ich reisten sofort nach Dürrn, so dass endlich unsere ganze Familie wieder einmal beisammen war.

Unerbittlich ging aber auch dieser schöne Urlaub zu Ende, und die Stunde der Trennung nahte. Wenn ein Soldat in den **Krieg** einrückt, dann weiss man nicht, ob er je wieder heimkehren wird. Ein solcher Abschied gleicht daher in keiner Weise der Abreise eines Uniformierten in der Schweiz, der nach einem Urlaub in die Rekrutenschule oder in einen militärischen Kurs einrückt.

Wie sich meine Mutter und mein Vater damals verabschiedeten ist das erste grosse Erlebnis, das ich schon 1918 beschrieb, weil Herr Pfarrer **Oskar Frei**, der spätere kantonale Kirchenratssekretär von jedem seiner Konfirmanden einen schriftlichen Lebenslauf verlangte.

Offenbar war Herr Pfarrer Frei von der Schilderung meines Lebens in Meilen, meines Kindergarten- und Schulbesuchs bis zur dritten Klasse in Heilbronn und meiner Erlebnisse in Dürrn sehr beeindruckt. Es war mir damals nicht bewusst, dass die Meilener Konfirmandinnen und Konfirmanden nichts ebenso Aufregendes zu berichten wussten wie ich.

Ohne Vorwarnung besuchte Herr Pfarrer Frei eines Abends meine Eltern. Ich glaube zwar nicht, dass er ihnen viel von meinem „Lebenslauf“ erzählte, nehme eher an, dass er die Einzelheiten diskret für sich behielt. Nach dem Besuch vernahm ich lediglich, er habe meinen Eltern empfohlen, mich nach der Matur **Sprachen** studieren zu lassen.

Damals, beim Wiedereinrücken in den Krieg, musste mein Vater von Dürrn aus bis zur nächsten Bahnstation, wahrscheinlich nach Enzberg oder Ötisheim einige Kilometer zu Fuss zurücklegen. Meine sehr betübte Mutter wollte unsern Vater, obwohl ein Gewitter im Anzug war, auf diesem schweren Weg unbedingt ein Stück weit begleiten. Meine Schwester war noch viel zu klein, um mitzukommen; ich aber (Kindergartenschüler oder Erstklässler) wurde an der Hand genommen, denn meine Mutter wollte wahrscheinlich auf dem Rückweg durch den dunkeln Wald nicht ganz allein sein.

Unterwegs trösteten sich meine Eltern immer wieder gegenseitig, und ich realisierte ganz genau, was für ein schwerer Gang es für uns drei war. Unterdessen dunkelte es langsam mehr und mehr. **Bei der grossen Eiche** am Waldrand wollte man sich trennen, dort, wo der Weg wieder aufs freie Feld hinaus führt. Über uns rauschten gewaltig die Bäume im Sturmwind, und von Zeit zu Zeit erhellte ein greller Blitz die gespenstische Landschaft.

Vater und Mutter sprachen kein Wort mehr. Wahrscheinlich weinten beide, als wir näher zur grossen Eiche kamen. Wir verlangsamten traurig unsere Schritte. Der immer wieder stossweise anschwellende Wind wirbelte Staub und Laub auf, und meine Eltern blieben mitten drin stehen. Ohne auf mich zu achten umarmten und küssten sie sich lange, wie ich dies noch nie gesehen hatte.

Dann aber rissen sie sich voneinander los. Vater hob mich hoch und küsste auch mich in einer Art und Weise, wie er dies noch nie getan hatte. Dann marschierte er weiter, denn der Zug wartete ja nicht. Mutter und ich jedoch, wir blieben traurig unter der grossen Eiche stehen. Vaters Tornister und Gewehr wippten im Takt seiner Schritte. Bevor der Ärmste langsam aber endgültig hinter einem kleinen Hügel verschwand, kehrte er sich noch mehrmals winkend zu uns um, und auch wir winkten zurück.

Dann aber waren wir ganz allein. Die ersten Regentropfen klatschten auf uns nieder. Wir kehrten in den schützenden Wald zurück, übers Feld jedoch wickelte Mutter ihre Schürze über mich. Inzwischen war es stockdunkel geworden, und Strassenlampen gabs damals noch nicht.

Wie ich beim Turnen am Geländer in den schmutzigen Bach hinunterstürzte, und wie mir ein Junge beim „Stecklispiel“ im Sumpf mit seinem eisenbeschwerten Stock den Stirnknochen einschlug, beschrieb ich schon früher und will es hier nicht wiederholen.

Wir sind beim Erzählen von Dürrn etwas von meiner Grossmutter abgeschweift. Wie ihre Tochter Karoline - das ist meine Tante Karoline Barth-Klenk - konnte sie einen hohen **Turm aus Apfel- und Zwetschgenkuchen auf ihrem Kopf** balancieren und langsam aber sicher zum Backhäuschen tragen. Um dies zu ermöglichen wurde ein aus Stroh geflochtener Kranz oder Ring auf den Kopf gelegt. Darauf ruhte der Kuchenturm, in dem die einzelnen Kuchenbleche durch dünne Holzlatten voneinander getrennt waren. Es gab Frauen in Dürrn, die es schafften, zum Backhaus zu wandern, ohne je mit einer Hand das hohe Gebilde im Gleichgewicht halten zu müssen.

Dass in Dürrn ein **akuter Jodmangel** herrschte, konnte an den vielen vergrösserten Schilddrüsen, vor allem der Frauen, festgestellt werden. Die Leute unserer Familie hatten zwar nicht allzusehr unter Schilddrüsenerkrankungen zu leiden. Der Schreck fuhr mir jedoch in die Knochen, als ich im Oberdorf ein ganz scheussliches Bild zu Gesicht bekam.

Mit Grossmutter und Mutter begaben wir uns einst hinauf zum Weizenacker, um den Zvieri zu bringen und um bei der Kornernte zu helfen. Ich durfte die Seilstücke im richtigen Abstand bereitlegen, auf welche die Frauen das von den Männern abgemähte Korn legten. Es wurde damals noch von Hand, d.h. mit der Sichel vom Boden „aufgenommen“. Einer der starken Männer musste darauf kniend die Garben binden und gruppenweise zum Trocknen aufstellen. So entstanden kleine Häuschen, in denen wir Kinder spielten.

Auf dem Weg zu dieser Feldarbeit kamen wir oben im Dorf an einem Garten voller Stangenbohnen vorbei. Mutter und Grossmutter begrüßten eine hinter den hohen Bohnenstauden verborgen arbeitende Frau. Als diese aus ihrem Versteck hervortrat, da erschrak ich ganz gewaltig, denn vorn an ihrem Hals hing ein halbmeterlanger **Kropf** wie eine grosse Gurke oder eher wie ein Zuchetti herunter. Diesen Riesenkropf warf die Frau mit einer flinken Bewegung auf ihre linke Schulter und begann mit meinen beiden Begleiterinnen freundlich zu plaudern. Wahrscheinlich startete ich ganz verständnislos auf dies unerfreuliche Phänomen.

Zum Glück wurde schon zu meiner Jugendzeit die Ursache der Kropfbildung erkannt. In der Schule Meilen bekamen wir Schüler in regelmässigen Zeitabständen gute, braunefärbte Jodtabletten. Die Verteilung solcher Jodpillen ist heute in der Schweiz nicht mehr nötig, denn das Kochsalz, das in jedem Brot und in jedem Schweizerkäse enthalten ist, wird leicht jodiert, vielleicht auch das Trinkwasser, so dass unsere Bevölkerung hinreichend mit Jod versorgt wird.

Karoline Feuchter, geb. Eberbach

(1850 bis 1929)

Diese Frau war meine liebe Grossmutter in Heilbronn am Neckar. Sie wohnte während der Kriegsjahre in einem kleinen Arbeiterhäuschen, im hintersten einer Sackgasse namens „Rosenau“. Mehrere dieser Häuser standen auf der Ostseite des nicht geteerten Strässchens, und zu jedem dieser Häuschen gehörte ein kleiner Garten auf der andern Strassenseite. Diesen Garten betreuten Onkel Ernst und Tante Mina Feuchter.

In den Kriegsjahren wohnte unsere Mutter mit meiner Schwester Martha und mit mir im obern Stock des Häuschens. Unten hausten Tante Mina und Onkel Ernst **Feuchter** mit Sohn Ernst (1911 bis 1974), der ein Jahr älter war als ich.

Auch auf der Hinterseite des hübschen Häuschens lag ein kleines Gärtchen bepflanzt mit Johannisbeersträuchern. Grossmutter pflückte, ohne sich gross zu bücken, die Beeren oben in den Sträuchern, ich, weil ich klein war und mich gut bücken konnte, durfte unten die reifen **Johannisbeeren** ernten. Das war eines meiner vielen schönen Erlebnisse in Heilbronn.

Ein anderes unvergessenes Erlebnis war das friedliche Beisammensitzen mit der Grossmutter auf dem **Bänklein vor der Haustüre**, während langsam die Dämmerung hereinbrach und es immer dunkler wurde. Grossmutter strickte und erzählte Geschichten, bis es sich lohnte, in der Stube das sonderbare Gaslicht anzuzünden.

Man war für die damalige Zeit sehr „modern“ und verwendete die Petrollampe nur noch in den Nebenräumen, z.B. im Keller und in den Schlafzimmern. In der Stubenlampe über dem Tisch befand sich ein schneeweisser, poröser „**Glühstrumpf**“, der aussah wie ein grosser, etwa fünf Zentimeter hoher Fingerhut. An seiner Oberfläche brannte das von oben in ihn hineingeleitete Leuchtgas, das auch zum Kochen verwendet wurde.

Wenn man diesen „Glühstrumpf“ berührte, dann war dies eine wahre Katastrophe. Er zerfiel augenblicklich zu Staub, und der Ersatz war offenbar recht teuer. Solche sehr gefürchtete „Glühstrumpfkatastrophen“ erlebte ich mehrmals.

Meine Heilbronner **Schulerlebnisse**, den Besuch des Kindergartens und der ersten beiden Schuljahre in der Knabenmittelschule, schilderte ich schon früher in einem andern Zusammenhang. Auf dem Weg zum Kindergarten traf ich regelmässig an der Strassenecke einige Buben und Mädchen, die etwa gleich alt waren wie ich. Auf einem Mäuerchen erklärten wir einander, wie man die Schuhnestel auf verschiedene schöne Arten, parallel oder gekreuzt in den Schuh flechten kann.

Vor Weihnachten kam ich den Kindergärtnerinnen auf den Schlich, die **das Herumfliegen des Christkindleins** vortäuschten, indem die eine der beiden, als „alle“ Kinder durch die spannende Weihnachtsgeschichte der andern Lehrerin abgelenkt waren, einen sonnenbeschienenen Fensterflügel bewegte, so dass ein Lichtschimmer der Wand entlang huschte. Da dies das Christkind sein sollte, war in mir schlagartig die ganze Mär vom Christkind und vom Weihnachtsmann zerstört. Doch ich sagte niemandem, was ich von der „Sache“ hielt. Die Verschönerung des Christentums durch sogenannte Wunder bewirkt genau das Gegenteil von dem, was die Erfinder solcher „Fakten“ erstreben.

In der **Knabenmittelschule** gab es natürlich keine Mädchen, und der Betrieb war recht militärisch streng. Die Schiefertafel, die Griffel und die Schwammbüchse mit der keimenden Bohne unter dem Schwämmchen schilderte ich auch schon früher in einem andern Zusammenhang, sowie die schlimme Situation, die der zerbrochene Bimsstein Lehrer Hafners erzeugte. Meine Mutter musste mich zur Schule begleiten, denn allein hätte ich mich nicht mehr unter die Augen des strengen Lehrers gewagt.

Sehr erlebnisreich war vor allem die mit Cousin Ernst Feuchter (1911 bis 1974) verbrachte Freizeit. Wir badeten im Neckar, in einem Kanal und in einer Badeanstalt und brachten ganze Becken voll lebender **Muscheln** heim, die in der Rosenau natürlich nicht geduldet wurden. Traurig mussten wir sie wieder in den Fluss zurückbringen.

An die Kriegszeit erinnerten eigenartige **Fahrräder**, die uns auf der Strasse begegneten, und die wir fürchteten, weil sie beständig kleine Steine schleuderten. Dort wo sich bei jedem normalen Velo ein Schlauch voll Luft unter einem Gummimantel befindet, um Erschütterungen zu dämpfen, waren bei diesen Rädern rings herum zähe etwa drei Zentimeter hohe Metall-Spiralfedern befestigt. So konnte die Kriegswirtschaft auf den rar gewordenen Gummi verzichten.

Ein Sprüchlein, das mir meine Heilbronner Grossmutter einprägte, lautete ungefähr so:

**Messer, Schere, Feuer, Licht
sind für kleine Kinder nicht,**

was sonderbarerweise für meinen Cousin Ernst Feuchter und für mich ausgerechnet diese Dinge besonders interessant und anziehend machte. Das schweizerische Wort „Cousin“ existierte in Heilbronn zwar nicht. Ernst (1911 bis 1974) war dort stets mein „Vetter“, und dieser kam eines Tages, als wir Buben allein zu Hause in der Rosenau waren, auf den genialen Gedanken, nach verbotenen Messern und Scheren Ausschau zu halten.

Da die Frauen und Schwester Martha in der Stadt Besorgungen erledigten, hatten wir genügend Zeit und ungehinderten Zugang zu Schubladen und Nähkörbchen. Mit einer grossen Schere in der Hand fühlte sich Ernst plötzlich als „Frisör“, klappte sein Werkzeug gekonnt auf und zu und veranlasste mich, auf einem niedrigen Schemel Platz zu nehmen.

Als mir der tonangebende Vetter ein **Haarbüschel** abgeschnitten hatte, erschrakten wir. Was würden unsere Mütter und die Grossmutter wohl sagen, wenn sie die Haare auf dem Stubenboden zu Gesicht bekämen? Das unbefugte Haarschneiden konnte Schimpfe oder gar Schläge zur Folge haben. Daher musste sofort dafür gesorgt werden, dass unsere Untat nicht bemerkt werden konnte.

Das abgeschnittene Haar stopfte ich in meine Hosentasche, und Ernst versuchte durch ausgleichende Schnitte das „Loch“ in meiner Frisur durch weiteres Haarabschneiden etwas weniger auffällig zu gestalten. Doch ach, die heimkehrenden Frauen entdeckten sofort Haare auf dem Fussboden und meine neue Frisur. Wie die Geschichte endete, weiss ich nicht mehr, kann mir aber vorstellen, wie es gewesen sein könnte.

Onkel Ernst (1880 bis 1983) war verhältnismässig selten zu Hause. Offenbar war er irgendwie berufstätig, wahrscheinlich aber nicht in seinem Beruf als Gold- und Silberschmied. Er unternahm oft mit uns Sonntagsspaziergänge in den „**Köpfler**“, wo im Wald Bänklein, ein Bach und ein kleiner See zum Verweilen einluden. Wir liessen unsere Schifflein schwimmen und bauten mit Steinen Staudämme. In einem „**Eichendorftälchen**“ wusste Onkel Ernst dank jahrelangem Ausprobieren an welcher Stelle das Echo am schönsten klingt. An dieser Stelle holte er dann seine Trompete hervor und spielte einen Choral oder ein Lied, und wir freuten uns über den prächtigen Widerhall.

Als begabter **Bläser** dirigierte Onkel Ernst auch ein Orchester oder einen Posaunenchor, sowie im Verlauf der Zeit auch verschiedene Frauenchöre. Noch in hohem Alter bestieg er früh am Sonntagmorgen den Turm der Kilianskirche mitten in der Stadt und begusste den Tag mit seiner Turmmusik.

Ich erlebte Onkel Ernst also vor allem in seiner Freizeit. Einmal, vor Weihnachten, bastelte er irgend etwas Geheimnisvolles, das mich brennend interessierte. Er sass mit seiner Laubsägearbeit am Küchentisch, und ich hätte endlich gerne erfahren, was er da fabrizierte. Ich schmiegte mich an sein Knie und fragte zu ihm aufblickend: „Onkel Ernst, was wird aus all den Holzteilchen, die du da aussägst?“ Er aber wollte mir sein Geheimnis nicht verraten und sagte langsam und bedeutungsvoll: „**Das gibt neue Hirnkasten-Rädchen.**“

An Weihnachten löste sich das Rätsel. Onkel Ernst, der auch Uhrmacher war, hatte eine Kuckucksuhr gebastelt.

Noch etwas aus der Rosenau blieb mir in Erinnerung. Es war ja Kriegszeit, und Lebensmittel spielten eine grosse Rolle. Tante Mina wallte ihren Teig ganz dünn aus und legte die Fladen zum Trocknen auf Leintücher, die das Sofa bedeckten. Dann rollte sie ihre Fladen und zerschnitt sie in ganz feine Streifen. Diese selbstgemachten **Nudeln** warf sie zum Lockern in die Höhe, rief uns zum Zusehen herbei und sagte stolz: „Seht, wie glücklich wir sind. Seht, wie viele feine Nudeln wir besitzen.“

Einige Jahre später konnten Tante Mina und Onkel Ernst einen grossen und anspruchsvollen Betrieb, das sogenannte „**Jugendheim**“ mitten in Heilbronn übernehmen. Das war aber gar nicht das, was man sich normalerweise unter einem „Heim“ vorstellt. Der Betrieb umfasste mehrere grössere und kleinere Räume und glich eher einer riesigen Fabrikantenne oder einem Arbeiter-Speiserestaurant mit Bierausschank.

Beständig fanden im „Jugendheim“ Versammlungen statt. Gäste gingen den ganzen Tag aus und ein, und Tante Mina schenkte Bier aus, so dass sie wenig Zeit für uns Kinder und für ihre Familie erübrigen konnte. Das grosse, mehrstöckige Gebäude verfügte auch über ein mächtiges Kellergewölbe, in dem die Bierfässer und ganze Berge von Kartoffeln lagerten. Ich erinnere mich, wie ich hier im dämmerigen Keller stundenlang mit Cousin Ernst Kartoffelknollen entkeimte.



Wahrscheinlich half auch Grossmutter Feuchter in diesem hektischen Betrieb mit, bis sie **1929** starb. Da ich zur Zeit ihres Ablebens in Zürich die Oberrealschule besuchte, habe ich gar keine Erinnerung an ihre **Beisetzung**. Wahrscheinlich reiste nur meine Mutter nach Heilbronn, denn als die Tochter der Verstorbenen musste Sie doch mit ihren beiden Brüdern an dieser Zeremonie teilnehmen.

Wenn ich jeweils im „Jugendheim“ wohnte, dann erblickte ich von meinem Schlafzimmerfenster aus direkt die benachbarte **Synagoge**. Ich zeichnete sie sorgfältig ab denn ihre fremdartigen Türme zwischen den alten Parkbäumen boten einen ungewöhnlichen Anblick.

In meiner Mutter „Gebrauchs-Bibel“, in der sie fleissig las, und die sie in einem schönen Schächtelchen mit Schloss verwahrte, fand ich ausser der Foto vom schlichten **Grabstein ihrer Mutter** auch einen vergilbten Zeitungsausschnitt. Es handelt sich um die Todesanzeige ihres Vaters, d. h. meines

Grossvaters mütterlicherseits, den ich nie sah, starb er doch 1895, als meine Mutter noch nicht drei Jahre alt war. Oben links ist eine Trauerweide abgebildet mit einer Grabplatte unter ihr, und der Text lautet:



Heilbronn

Trauer - Anzeige. Freunden und Bekannten teilen wir die schmerzliche Nachricht mit, dass nach langem, schwerem Leiden unser lieber Gatte und Vater

Johann Feuchter, Postbediensteter a.D.

im 49. Lebensjahre sanft entschlafen ist. Die Beerdigung findet Mittwoch früh 9 Uhr vom Leichenhaus aus statt.

Die trauernden Hinterbliebenen: Karoline Feuchter, geb. Eberbach mit Kindern.

Mit Bleistift ist an den Rand dieser Todesanzeige gekritzelt: „+ 19. August 1895, vormittags halb zwei Uhr“.



Später bewohnten Tante Mina und Onkel Ernst etwas ausserhalb Heilbronn im Luftkurort D-7156 **Wüstenrot am Raitelberg** ein hübsches Einfamilienhaus mit grossem Garten, der ihnen in ihrem Alter genügend tägliche Arbeit verschaffte. Dann, als Onkel Ernst nach Tante Minas Tod allein dort hauste, verwandelte sich dieser Garten mehr und mehr in eine grosse Wiese, an deren Rand eine Gruppe hoher Tannen stand.

Tante Mina litt in ihrer zweiten Lebenshälfte unter beständigen Schmerzen im **Knie**. In einem schneereichen Winter hatte man mit den Schlitten einen Ausflug unternommen. Bei der Abfahrt auf einem recht steilen Weg wollte die Tante mit ihren Füßen bremsen. Dabei wurde einer ihrer Füße im schweren Schnee blockiert und mit Gewalt nach hinten gewürgt. Den Arzt suchte man wahrscheinlich auch in diesem Fall nicht auf. Man verliess sich stets auf Hausmittel wie Wickel und vertraute auf die Heilkraft der Natur.

Bei Tante Mina (1886 bis 1954) und Onkel Ernst (1880 bis 1983) traf recht spät, achtzehn Jahre nach ihrem ersten Sohn, nach meinem Cousin Ernst, noch ein zweiter Sohn namens **Erich** (geboren am 15.7.1929) ein. Dieser Sohn Erich wurde **Orgelbauer** und kümmerte sich zusammen mit seiner Frau Lore, einer ehemaligen Kindergärtnerin, um den hundertunddrei Jahre alt werdenden Onkel Ernst und um dessen Haus in Wüstenrot. Lore und Erich wohnen kinderlos in D-71 636 **Ludwigsburg**, Albrecht Dürer-Str. 10.

Sowohl aus der Klenk-, als auch aus der Feuchterfamilie wäre noch vieles zu erzählen. Mein Vater **Carl** Klenk (1882 bis 1964) hatte ausser seiner schon erwähnten Schwester **Karoline** Barth-Klenk (1886 bis 1959) noch zwei Brüder, **Johannes** Klenk (1883 bis 1959), Landwirt in Dürrn und **Fritz** Klenk (1887 bis 1943), tagsüber in Pforzheim Gold und Silberschmied (Fasser), und abends Landwirt in Dürrn. Sowohl mein Onkel Johannes, als auch mein Onkel Fritz haben Nachkommen, Kinder und Enkelkinder, mit denen ich zum Teil bis heute sporadisch in Verbindung geriet.

Marianne Klenk z.B. ist eine Enkelin von Onkel Fritz. Sie war Kindergärtnerin in Crailsheim, dann Lehrerin in Berlin. Eine Zeitlang war sie verheiratet mit Hartmut Wolff und hat einen Sohn Jörg Christian Klenk, geboren am 5.8.1983. Marianne unternahm kühne und gefährliche Kanufahrten auf französischen Gebirgsflüssen und kam vorbeireisend kurz zu Besuch in Dietikon. Seit einigen Jahren wohnt sie in der Schweiz, in **CH 8865 Bilten**, Kusterwies-Str. 19, unterrichtet dort an der Primarschule, lässt aber seit längerer Zeit nichts mehr von sich hören.

Mariannes Schwester **Elisabeth Eberlein-Klenk** schrieb seinerzeit, als sie noch ledig war, meinem Vater ellenlange Briefe und berichtete ausführlich und anschaulich, was alles in den Klenk-Familien und in Dürrn passierte. Durch diese Briefe waren wir stets genau informiert. Seit mein Vater 1964 gestorben und Elisabeth verheiratet ist, kommt nur noch jedes Jahr auf Weihnachten ein vervielfältigter Rundbrief. Auch Elisabeth ist Lehrerin und hat begreiflicherweise mit Schule, Haushalt, krankem Ehemann und mehreren Kindern reichlich zu tun. Eberleins wohnen in **D-73614 Schorndorf-Oberberken**, Rechbergstr. 6.

Vater Christian Eberlein nennt sich Dipl. Ing. (FH) Architekt, arbeitet aber aus gesundheitlichen Gründen (Herz-Bypass) nicht in seinem erlernten Beruf. Er ist eine Art Verwalter kirchlicher Gebäude und Missionar bei der evangelischen Karmel-Mission in Osteuropa. Elisabeth und Christian haben drei Kinder: **Ulrike** (geb.1970) lebt bei einem Christian Stickel und hat wahrscheinlich ein Kind von ihm, **Martin** (geb. 1972) studiert „angewandte Kulturwissenschaften“ und **Almut** (geb. 1974) ist Krankenpflegerin, verheiratet und hat eine Tochter und einen Sohn, die beide noch ganz klein sind.

Mutter Elisabeth steht 1999 kurz vor ihrer Pensionierung. Seit Jahren verbringt ihre Familie die Sommerferien in der Schweiz. Auf der Reise nach **Sörenberg** oder auf der Rückreise von dort kommen Eberleins meist in Dietikon vorbei. Letztes Jahr war ich allerdings nicht zu Hause sondern selbst auch in den Ferien.

Von der Klenk-Familie, der Familie meines Vaters, zurück zur Feuchter-Familie, der Familie meiner Mutter. **Mina** Klenk-Feuchter, meine Mutter, hatte drei Brüder, ausser **Ernst** noch **Ludwig** und **Karl**. Diese beiden zuletzt Genannten lebten verheiratet in **Ulm** an der Donau.. Karl arbeitete in Ludwigs **Farbenfabrik**, die im Krieg bombardiert wurde. Onkel Ludwig und Tante Paula hatten in der schlimmsten Kriegs- und Nazizeit zum Glück noch ihre Villa ausserhalb des zerstörten Stadtzentrums. Ihr Sohn Kurt übernahm später den grossen Fabrikbetrieb, Sohn Walter jedoch kam aus der Schlacht bei Stalingrad nicht mehr zurück.

Diesen im Krieg umgekommenen Walter, besuchten wir einst in Heidelberg. Er war sehr umgänglich und zugänglich, spazierte mit uns durch Heidelberg und zeigte uns das Schloss. Offenbar arbeitete oder studierte er hier. Wir bedauerten sehr, dass gerade er im Krieg umkommen musste.

Mit der Familie Ludwigs, mit Kurt und dessen Nachkommen ist mein Kontakt abgebrochen. Ich kann mir zwar den stämmigen Ludwig noch gut vorstellen. Deutlich sehe ich seine silberne Uhrkette auf seinem vorgewölbten Bauch, auf den er mit den Worten: „Das ist Natur“ zu klopfen pflegte.

Die Verbindung zum Ehepaar Onkel Karl und Tante Mina wurde durch das Kriegselend etwas enger .Die beiden fanden nach dem **Bombardement**, in dem sie alles verloren, Unterschlupf in ihrem Gartenhäuschen, das sie in einem Schrebergarten ausserhalb der Stadt aufgestellt hatten. Da ihnen dort aber selbst das Allernötigste fehlte, schickten wir den beiden von Meilen aus durch **das schweizerische Arbeiterhilfswerk** Bett, Tisch und zwei einfache Stühle, wofür sie sich aus allertiefstem Herzensgrund bedankten.

Als es nach dem Krieg wieder möglich war, die Grenze zwischen der Schweiz und Deutschland zu überqueren, da besuchte ich mit meinen Eltern nicht nur Verwandte in Dürrn und in der Gegend von Heilbronn, sondern auch Feuchters in Ulm. Der Tisch, das Bett und die zwei Stühle bildeten mehr oder weniger das ganze Besitztum der Ärmsten.

Später, als Onkel Karl gestorben war, wohnte seine Witwe, die komischerweise auch Tante „Mina“ heisst wie die Frau von Onkel Ernst, wieder in der Innenstadt von Ulm und zwar in einer hübschen kleinen Wohnung in einem grossen Mehrfamilienhaus. Die Übersicht wird tatsächlich erschwert, wenn alle Frauen entweder „Karoline“ oder „Mina“ heissen.

Auf unserer Reise nach Schweden besuchten wir diese Tante in Ulm. Sie zeigte uns im Ulmer Münster die durch den Glockenturm herabgestürzte Glocke und schenkte uns ein **Zinnkrüglein**. Für Zinnbecher und Krüglein besass sie offenbar eine günstige Quelle und versuchte sich damit für das Geschenk aus Meilen zu revanchieren.

Ortsmuseum Dietikon

(Sicherungsanlage)

Die Aufregung am Fasnachts-Samstag, 13.02.1999.

Ich arbeite etwa um zehn Uhr immer noch am Computer und höre plötzlich, dass jemand ins Haus hereinkommt.

Plötzlich geht mit ohrenbetäubendem Lärm die Sirene los. Das Telefon schellt und als ich mit dem geheimen Wort den Fehlalarm melden will, kommt der Summton.

Was war geschehen? Christine Süry wollte im Archiv ein Buch holen, musste sich also vorher den Schlüssel aus dem Ortsmuseum besorgen. In der Eile glaubte sie, das Museum zu entsichern, sicherte es aber und trat ein, wodurch der Alarm ausgelöst wurde.

Wie weiter? Wir kamen auf den Gedanken, sofort der Polizei zu telefonieren. Christine Süry diktierte mir die Nummer, und ich sagte dem Polizisten, die Polizei müsse nicht ausrücken, im Ortsmuseum sei **irrtümlich** der Alarm ausgelöst worden. **Zweiter Fehler:** Wir hatten die Kantonspolizei erwischt und nicht die Stadtpolizei, welche wahrscheinlich unterdessen bereits reagierte.

Der Kantonspolizist riet uns, sofort die **Firma Sitec** zu informieren. Doch, wo ist deren Telefonnummer zu finden? An der Haustüre lasen wir „Urdorf“, doch im Telefonbuch fanden wir keine Firma mit diesem Namen. Die Auskunft 111 wusste, die Firma sei nun in Geroldswil und habe die Nummer 775 78 85. Als wir dort anriefen, meldete sich der automatische Telefonbeantworter einer „Schlüsselsicherungsfirma in Lausanne“: Sprechen Sie nach dem Signal...


Nach mehrmaligem Alarm beruhigte sich die Sirene und der eigenartige Lärm in der Küche verstummte ebenfalls.

Während Christine im Archiv ihr Buch holte, schritten zwei gepanzerte und bewaffnete **Polizisten** ums Haus, was man aus den Spuren im Schnee erkennen konnte. Die Stadtpolizei versuchte auch, ein Mitglied der Heimatkundekommission mit einem Hausschlüssel zu erreichen, doch Präsident und Aktuar sind ja in den Ferien und ich bin auch nicht zu Hause, sondern im Museum. Als die Polizisten an der Haustüre klingelten, kam Christine Süry vom Archiv zurück. Wir erklärten, weshalb der Alarm losgegangen war. Polizist Bürgi telefonierte im Büro, offenbar mit dem Polizeiposten.

Als sich Polizei und Christine Süry verabschieden wollten, tauchte noch Ueli Tobler auf, der von seiner Arbeit in Schlieren weggesprengt worden war. Im Sicherungskasten blinkte ein rotes Licht. Herr Bürgi konnte dank seiner Körpergrösse lesen, was zu tun war, und er brachte gleich auch die Sache wieder in Ordnung. Wir bedankten uns bei der hilfreichen Polizei und alle gingen zur Tagesordnung über.

Da ich weder den Präsidenten, noch den Aktuar der Heimatkundekommission telefonisch erreichen konnte, schrieb ich den Verlauf der aufregenden Aktion auf.

Dietikon, 13.2.1999

 Karl Klenk

Am Montag, 15.2.1999, erfuhr ich von Sepp Hinder, dass die Firma Sitec sich bei ihm wegen der Angelegenheit gemeldet habe.

Am 30. Dezember 1998 war ich in Dietikon zu Fuss unterwegs zum Briefkasten an der Strassenecke Holzmatt / Guggenbühlstrasse, und wie immer warf ich auch einen Blick in Handschins Garten. Und was sah ich da? Ein stolzer **Goldfasan** promenierte ganz bedächtig durchs Gebüsch.

Als Herr Handschin sah, dass ich stehen blieb, öffnete er sein Stubenfenster. Ganz verwundert betrachtete auch er den offensichtlich zahmen Fasan, der sich von uns gar nicht stören liess.

Ich vermutete, der seltene Vogel sei aus der Freizeitanlage entlaufen, die ja einen kleinen Zoo betreut. Sofort sprach ich dort vor und meldete der anwesenden Frau meine Entdeckung in Handschins Garten. Doch im Freizeit-Zoo waren alle Vögel noch anwesend, und man vermutete, der noble Ausreisser gehöre wohl jemandem an der Guggenbühlstrasse. Leider vernahm ich bis heute nichts mehr von dieser Sache. Es wäre interessant, zu erfahren, ob und wie das Tier wieder zu seinem Besitzer zurückgelangte, oder ob es schliesslich doch von einer Katze oder einem Fuchs erlegt wurde.

Gelesen. Fortsetzungsroman im Limmattaler Tagblatt von Ende Oktober 1998 bis anfangs Februar 1999, natürlich wie immer in einem Zug, als alle Fortsetzungen beisammen waren. **Jan Brokken** beschreibt in seinem Roman von 1995, was alles auf einem Handelsschiff auf dem Meer passieren kann.

Zu Beginn spielen zwei Polen, die als blinde Passagiere von Rotterdam nach Amerika gelangen wollen, die Hauptrolle. Sie verstecken sich im untersten Deck zwischen den Containern, wo sie ganz verzweifelt gegen Hitze und Durst ankämpfen. Auf dem Schiff reisen aber auch noch zwei offizielle Passagiere mit, Maurice Schotel, ein holländischer Gemälderestaurateur, und die Frau eines auf dem Frachtschiff arbeitenden Seemanns, die mehr und mehr die Hauptrolle spielen, nachdem die blinden Passagiere in Amerika der Polizei übergeben sind.

Die Fahrt führt zuerst in die Karibik, dann durch die Magellanstrasse nach Valparaiso. Es ist eine Fahrt voller Abenteuer, auf der wahrscheinlich alles passiert, was auf einem solchen Schiff passieren kann. Für den Gemälderestaurateur ist es auch eine Reise in die eigene Vergangenheit. Der Titel dieses Bestsellers, der gegenwärtig auch verfilmt wird, lautet: „**Die blinden Passagiere**“. Mit sicherem „Gschpür“ für Dramatik und Stil gelingt es dem Autor Trivialität zu vermeiden. Er beweist eine grossartige Kenntnis der Ereignisse, die sich auf einem Meerschiff zutragen können und äussert immer wieder überraschende Gedanken und Feststellungen, wie z.B.: „Aufrichtigkeit ist kein Gratisgeschenk, man erwartet eine Gegenleistung.“

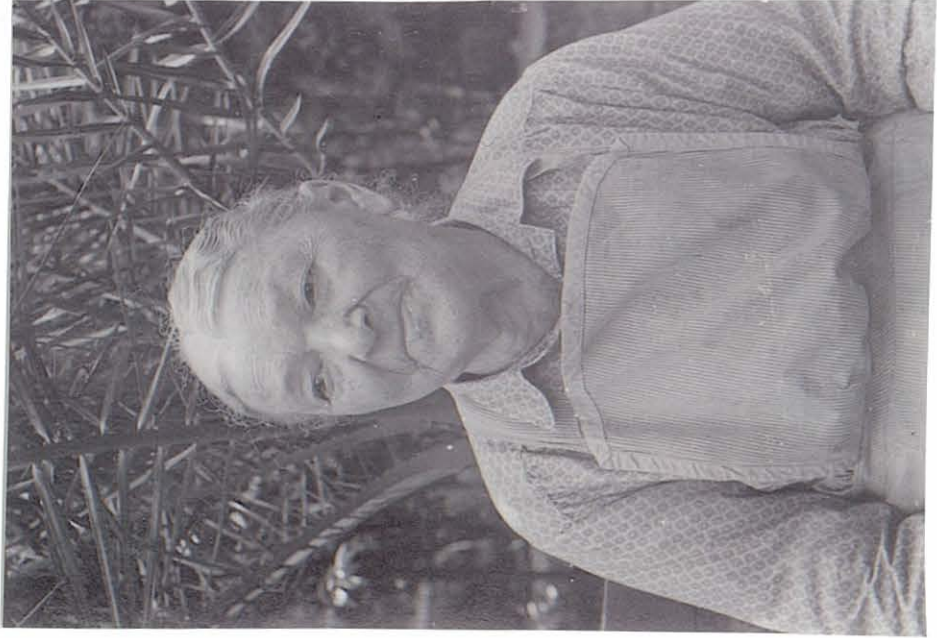
Einige ruhige Tage zwischen Weihnachten 1997 und Neujahr 1998, an denen weder Orchester- noch Volkstanzproben stattfinden, erlauben es mir, in aller Ruhe einige **Erinnerungen** zu Papier zu bringen. Vielleicht werden diese Notizen zwar eines Tages mangels Interesse zum Altpapier geworfen, vielleicht aber interessieren sich doch nach vielen Jahren irgendwelche Nachkommen dafür.

Schon wieder ist ein ganzes Jahr vorbei, und wir schreiben bereits Februar 1999. Bei meinen Papieren befinden sich ganze Bündel von Notizen und kleinen Aufsätzchen mit Erinnerungen, von denen ich nicht weiss, ob ich sie schon einmal in den Computer eintippte. Jedenfalls konnte ich beinahe nichts davon auf meinen Disketten finden. Vielleicht finde ich in den Sportferien 1999 etwas Zeit zur Niederschrift.



Karolina Klenk, geb. Hauber,
1854 - 1938. Phot. K.K.
Man beachte die Augen!
Die Mutter meines Vaters!
K.K. 1912

Karoline Feuchter, geb. Eberbach,
1850 - 1929. Phot. K.K. 1928



Die Mutter meines Mutter!
K.K. geb. 1912

Gelesen: Fortsetzungsroman von **Andreas Pritzker**: „**Filberts Verhängnis**“. Dieser Roman erschien im Limmattaler Tagblatt vom 26.2. bis 14.5.1993, und ich las ihn in drei Tagen vom 25. bis 27.2.1999.

Der Autor wurde 1945 in Wien geboren und wuchs in der Ostschweiz auf. Er studierte Physik an der ETH, wohnte zehn Jahre in Zürich und war Assistent des ETH-Schulrats. Er arbeitete an verschiedenen öffentlichen und privaten Forschungsinstituten, sowie in der Industrie, heute am Paul-Scherrer-Institut in Würenlingen.

Vier ganz verschiedene Männer treffen sich viele Jahre lang einmal im Monat zum „Stamm“ im Hotel Schwert. Die Geschichte, die mehr und mehr in einen Krimi ausartet, spielt in **Zürich**. Der Name der Stadt wird zwar nie genannt, doch der Leser erkennt sie ohne Schwierigkeit. Der Autor nennt sie stets mehr oder weniger ironisch: „unsere gesittete Stadt in unserem ordentlichen kleinen Land“

Filbert hat einen Sohn Manfred. Er ist ein Moralist und Revoluzzer, wendet sich gegen das Kapital, d.h. gegen die Reichen, und betätigt sich als Journalist und Politiker.

Brauer ist ein einflussreicher, wohlhabender Jurist, ein Wirtschaftsanwalt.

Stöckli arbeitet als einfacher Tierpfleger im Zoo.

Wiederkehr, der Erzähler der ganzen Geschichte, ist Fahnder bei der Polizei.

Die vier Männer am Stammtisch jassen nicht nur, sie führen auch aufschlussreiche Gespräche. Einmal reisen sie auch miteinander nach Paris. Langsam verwandelt sich die Geschichte in einen Krimi. Filbert wird ermordet, und der Fall kann erst nach zwanzig Jahren durch Wiederkehr aufgeklärt werden. Der Erzähler schildert eigentlich portionenweise seine eigene Entwicklungsgeschichte. Er wird von einem passiven Sonderfahnder, der von seinem Beruf geschoben und „gelebt“ wird, zu einem selbständigen Forscher.

Gib immer dein Bestes, dann bist du selber der Beschenkte.

Mein VW-Golf, der seit 1986 ohne Murren stets zuverlässig seine Pflicht erfüllte, forderte mich in der letzten Zeit heraus. Nicht nur war plötzlich die vordere Stossstange rechts aus ihrer Halterung herausgerissen, auch der Motor begann zu koldern.

Am Montagabend, 1.3.1999, um 19 Uhr, als es schon dunkel war, wollte ich, wie jeden Montag nach Zürich zur Volkstanzprobe fahren, doch schon unter dem Dächlein des Abstellplatzes brummte der Motor ganz eigenartig. Auf der Bremgartnerstasse, hinauf zum Bränneli am Waldrand, geriet ich in eine Autokolonne. Alles Gasgeben nützte nichts. Ich gelangte nur ganz langsam in die linke Spur Richtung Zürich. Vor mir warteten einige Autos beim Rotlicht, verschwanden aber, als sie grün und freie Fahrt hatten. Ich aber kam nicht mehr weiter und hatte bereits ein gutes Dutzend Fahrzeuge hinter mir aufgestaut. Sofort blinkte ich an allen vier Ecken meines Wagens, stieg aus und winkte die Wartenden an mir vorbei.

Was tun? Welchen Nachbarn zu dieser Tageszeit zum Abschleppen herbeiholen? Als einen Moment lang keine Fahrzeuge verkehrten, stieg ich ein, konnte im ersten Gang ganz langsam zur Bernstrasse hinaufkriechen und im Leerlauf die Rüterstrasse hinunter nach Hause rollen. Mit Ach und Krach brachte ich meinen Patienten auch in meinen Garten hinein, musste ihn aber am folgenden Morgen vom Garagisten abholen lassen.



Andreas Pritzker, Physiker und Verfasser eines Krimis.

Ich weiss nicht, wie mein Vater, Carl Klenk (1882 bis 1964) auf den Gedanken kam, die Sommerferien mit seiner Familie auf der beinahe 1000 M .ü. M. gelegenen **Tschingla-Alp** zu verbringen. Diese Alp liegt hoch über dem Walensee auf einer schmalen Terrasse am Südadsturz der Churfürsten.

Eines schönen Sommerabends verliessen wir also schwer bepackt mit unsern Rucksäcken in Walenstadt den Zug, stiegen hinauf nach Walenstadtberg und wanderten von dort auf schmalen Fusswegen weiter hinauf Richtung Tschingla-Alp. Dass unser Vater mit uns Ferien verbringen wollte, das hatten wir noch gar nie erlebt.

Es dunkelte bereits, und besonders unserer Mutter fiel der Aufstieg schwer. In weiter Ferne war das Fenster einer Alphütte beleuchtet. Der aufmunternde Trost unseres Vaters lautete recht eigenartig. Meine Mutter, Mina Klenk-Feuchter (1883 bis 1948), meine Schwester Martha (geb. 1915) und wahrscheinlich auch ich, wir alle waren müde und keuchten unter der schweren Last unserer Rucksäcke. Da gestattete uns Vater eine kurze Rast, zeigte gegen das erleuchtete Fenster in der Ferne und sagte lachend: „Bis dort hinüber ist es ja gar nicht mehr weit. Wir müssen zwar auf einem Umweg noch ein tief eingeschnittenes Bachtobel überqueren. Aber das schaffen wir leicht. **Man kann ja schon zur Alp hinüberspucken**“.

So etwas Komisches hatte ich von meinem Vater noch gar nie gehört, habe seine Ausdrucksweise daher auch bis auf den heutigen Tag nicht vergessen. Schliesslich gelangten wir dann doch noch ans Ziel und lernten die Sennerin und die Sennen kennen, bei denen wir die einzigen Gäste waren.

Vor der Alphütte breitete sich ein sumpfiger von den Schweinen durchwühlter Vorplatz aus, der gegen Süden, kurz vor dem Felsabsturz, durch einen Zaun abgegrenzt war, so dass Kühe, Kälber und Schweine nicht in den Abgrund stürzen konnten. Auch ein Bänklein stand da und lud zum Betrachten der herrlichen **Aussicht** ein. Tief, beinahe senkrecht unter uns, lag der dunkle Walensee, und gegenüber erhoben sich, wie seit ihrer Entstehung, die Berge des Spitzmeilengebiets.

Uns Kinder interessierten zwar viel mehr die lustigen **Schweine**, die sich oft vor dem Bänklein lagerten. Da sie über und über mit der dunkeln Erde bedeckt waren, in der sie sich gewälzt hatten, störte es uns gar nicht, unsere Füsse mit den genagelten Bergschuhen auf ihre Rücken zu stellen. Bald entdeckten wir, dass die lustigen Tiere dies ausgesprochen liebten, besonders, wenn wir ihre Haut ein bisschen kratzten und massierten. Wer weiss, vielleicht hatten sie Ungeziefer auf ihren Körpern.

Die hübsche **Geschichte von den Murmeltiechen** erzählte ich schon früher. Der Vollständigkeit halber erwähne ich sie hier kurz noch einmal. Mit unserm Vater waren meine Schwester und ich auf eine etwas höher gelegene Alp hinaufgestiegen und hatten dort scharfe Pfeiftöne von Murmeltieren gehört. Vater erfasste sofort die Situation. Er sah ganz in unserer Nähe eine recht grosse Murmeltierfamilie, ältere und jüngere Tiere, die alle gleichzeitig in ihr Loch schlüpfen wollten und sich dabei gegenseitig den Weg versperrten.

Unser Vater rannte hin und erwischte gerade noch das letzte der Murmeltierchen, bevor es im unterirdischen Bau verschwand. Er zeigte uns das verängstigte Tierlein, das wahrscheinlich die Mutter oder der Vater der **Murmeltierfamilie** war. Wir beschlossen das hübsche gefangene Wesen auch unserer Mutter zu zeigen, die in der Alphütte unten auf uns wartete. Anschliessend wollten wir das gefangene Tierlein sofort wieder zu den Seinen auf die obere Alp zurückbringen.

Es war aber schon ziemlich spät, und als wir zur Hütte kamen, stand bereits das Nachtessen auf dem Tisch, so dass wir beschlossen, das Zurückbringen bis nach dem Essen zu verschieben. Vater hängt seinen Kittel über die Lehne seines Stuhls und liess das Murmeltier, das von allen Anwesenden betrachtet, gestreichelt und beurteilt worden war, in der Älplerstube frei. Da alle Türen geschlossen waren konnte es ja nicht entweichen. Langsam schlich es den Wänden nach, und wir schauten während des Essens immer wieder nach ihm aus. Doch ach, plötzlich war der kleine Schlaumeier nicht mehr zu sehen

Er hatte nicht ins Freie gelangen können. Die Hüttentüre war doch während des Nachtessens stets geschlossen geblieben, und auch die anschliessenden Räume, Küche, Vorratskammer und Holzschopf hatten keinen offenen Ausgang ins Freie. Da das Murmeltier, obwohl alle Hüttenbewohner **suchen** halfen, nicht mehr zu finden war, begannen wir schliesslich mit unsern Unterhaltungsspielen und lasen in den vorhandenen Büchern, Zeitschriften und Zeitungen, bis es Zeit war, das primitive Heulager aufzusuchen.

Vater packte seinen Kittel, den er über die Stuhllehne gehängt hatte und staunte über dessen Gewicht. Der vollgefressene Höhlenbewohner hatte Vaters Rockärmel als Aufenthaltsort gewählt. Er war **in den Ärmel hinaufgekrochen**. Während wir uns zur Ruhe begaben, musste Vater das Murmeli in der Dunkelheit zu seinem Bau auf die obere Alp hinauftragen.

Ein weiteres unvergessenes Erlebnis war **Vaters Bergtour mit mir allein**. Wir stiegen hinauf zum Übergang ins Toggenburg zwischen Prisen und Zustoll. Dort rasteten wir, erblickten vor uns das weite Tal und den Säntis, hinter uns, tief unten, den Walensee. Von unserm Rastplatz aus kletterten wir auf der Rückseite des Zustolls die steile Grashalde hinauf zum Gipfel. Zu oberst legten wir uns nebeneinander nieder und schauten über die senkrechte Felswand hinunter zur Tschingla-Alp. Ich war gewaltig stolz auf meinen Vater, der mit mir allein eine so imposante, Schauer erregende Bergtour wagte. Jedesmal, und bis zum heutigen Tag, wenn ich mit dem Zug oder mit dem Auto zwischen Weesen und Walenstadt unterwegs bin, blicke ich hinauf zum **Zustoll** und erinnere mich an das tolle Erlebnis mit meinem Vater.

Auf der Tschingla-Alp wurde es abends oft sehr feierlich, wenn der Obersenn in der Abenddämmerung seinen grossen Holztrichter unter den Arm klemmte, etwa fünfzig Meter über die Alphütte hinaufstieg, und von dort seinen eigenartig widerhallenden **Betruf** erschallen liess. Den genauen Wortlaut fand ich viele Jahre später in einer Volkskunde-Zeitschrift. Wir Kinder verstanden damals natürlich nicht alles, was der ernste Mann da oben in die Bergwelt hinausrief. Einen Heiligen nach dem andern flehte er an. Der eine sollte doch ja dafür sorgen, **dass der Fels keinen Sprung bekomme**, und dass kein Steinklotz auf die Hütte herunterstürze. Der nächste sollte **das Vieh auf der Alp behüten**, die wilden Drachen und Ungetüme festhalten und dafür sorgen, dass kein Stück Vieh über die Felswand hinunterstürzt. Ein Heiliger sollte sogar die „bösen Juden“ bestrafen, die den Herrgott Jesus Christus ans Kreuz nagelten. Dieser Vers musste später wegen **Rassendiskriminierung** aus dem Betruf ausgetilgt werden. Wir jedoch hörten damals noch Abend für Abend, wie der Obersenn die Urversion mit voller Überzeugung in die Bergwelt hinausschmetterte.

Es kam mir recht eigenartig vor, dass dieser Senn mit seinem Trichter den Heiligen und sogar dem Herrgott **Vorschriften** machte. Der feierliche Betruf war einerseits ein schöner **alter Brauch**, und andererseits kamen mir doch die verschiedenen Heiligen, die da angerufenen wurden, als ziemlich dumme und vergessliche Kerle vor, denen man jeden Abend aufs neue sagen musste, was sie zu tun hatten. In der Schule hatten wir doch gelernt, ein richtiges Gebet sei genau umgekehrt die Bitte, Gott solle uns sagen, **was wir zu tun haben**, wie wir uns verhalten sollen.

Damals fabrizierte ich sogar ein abgeändertes Vaterunser, das ungefähr so lautete:

Unser aller Vater. Dein Reich des Friedens, der Liebe und Gerechtigkeit komme. Dein Wille geschehe. Unser tägliches Brot gib uns heute und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von unserm Egoismus, zeig uns aber auch den Weg, wie wir die ganze Welt von jedem Terror und jeder Gewalt, sowie von jedem Absolutismus, Rassismus, Nationalismus und Fundamentalismus befreien können. Dein ist die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Amen.

Nun aber zurück in die Alphütte. An einem Samstagabend waren auch Sennen einer benachbarten Alp und weitere Gäste zu einem **Äplerfest** eingeladen. Mit der Handorgel wurde fröhlich musiziert und dazu getanzt. Uns Kinder aber schickte man ins Heulager, denn das Tanzen galt in unserer Familie damals noch als „Sünde“, vor der wir abgeschirmt wurden. Unsere Eltern konnten wahrscheinlich nicht tanzen, sie schauten wohl nur ein Weilchen zu.

Ein zweiter Sommerausflug, allein mit meinem Vater, ist mir ebenso deutlich in Erinnerung geblieben wie die Bergtour auf den Zustoll. Ich kann zwar die Wanderoute nicht mehr rekonstruieren. Irgendwo, auf einer kleinen Wiese oberhalb der **Axenstrasse**, wärmten wir mit dem Spirituskocher **Ziegenmilch**, die Vater einem Bergbauern abgekauft hatte. Ich hatte vorher noch nie Ziegenmilch getrunken, weshalb sie mir doch etwas eigenartig erschien. Ganz selten fuhr unter uns ein Auto vorbei und wirbelte den Staub der noch nicht geteerten Strasse auf.

Nachdem wir die betreffenden Eigentümer um die Erlaubnis gefragt hatten, übernachteten wir mehrmals in irgend einer Scheune auf Stroh und Heu. Das wurde uns meist gerne erlaubt. Die Bauernfamilien der **Innerschweiz** waren in der Regel sehr freundlich und hilfsbereit. Doch meist mussten wir unsere Zündhölzchen über Nacht abgeben.

In **Meiringen** kam Vater auf den Gedanken, von hier aus eine Postkarte nach Meilen zu schicken, wo meine Mutter und meine Schwester die Ferien zu Hause und ohne uns verbrachten. Am Bahnhofkiosk durfte ich eine schöne **Ansichtskarte** erstehen, und an einem in der Nähe abgestellten leeren Brückenwagen, den wir als Stehpult verwendeten, berieten wir den Text, den ich selber schreiben durfte. Wahrscheinlich berichteten wir ganz begeistert von der Aareschlucht, vom Staubbachfall und von der Rosenluischlucht.

Mitten auf einem recht grossen Platz vor dem Bahnhof sass eine ältere Frau auf einem Stuhl. Auf ihren Knien lag ein grosses Kissen, in das sie viele Nadeln gesteckt hatte, von denen weisse Fäden ausgingen. An jedem dieser Fäden hing ein Holzgriff. Mehrere Personen, Touristen aus Frankreich, aus England und aus aller Welt standen hinter der Frau und schauten ihr zu, wie sie die Holzgriffe, scheinbar wahllos und mit grosser Geschwindigkeit hin- und herwarf, so dass sich die Fäden auf immer wieder neue Weise kreuzten. Dadurch entstand ein wunderschön gemustertes etwa zehn Zentimeter breites Band. „Da sehen wir eine geschickte **Frau aus dem Haslital, die klöppelt**“, erklärte mir mein Vater und wies auf die prächtigen Bänder und Rosetten hin, welche diese Künstlerin vor ihren Füessen auf dem Boden ausgebreitet hatte.

Wenn eine Querreihe des Bandes (oder eine Runde der Rosette) geklöppelt war, mussten die Nadeln neu ins Kissen gesteckt werden. Nach solchen Unterbrüchen der Arbeit verkaufte die Haslitaler Klöpplerin einige ihrer Werke an die Touristen. Ich hätte diesem „Wunder“ noch lange zugeschaut, doch mein Vater wollte unsere Wanderung fortsetzen.

Als letzthin, d.h. Ende 1998, **Roswith Schmidt-Baer** wieder einmal in Dübendorf weilte, kam sie leider nicht in die Probe des Volkstanzkreises Zürich. Begreiflich, ihre Mutter, Inge Baer, mit deren Nachlass sie sich befasst, spielt ja nicht mehr in unsern Proben, und Roswith kennt kaum noch eines unserer Mitglieder. Bea Sprecher z.B. kommt nicht mehr. Sie tanzt jetzt bei den Senioren am rechten Zürichseeufer. Auch die Familien Erne und Drotschmann und viele andere, die Roswith seinerzeit noch kannte, sind im Lauf der Jahre aus dem Volkstanzkreis verschwunden. Vielleicht erinnert sie sich schwach an Lamprechts. Aber ausser diesen und mir ist wahrscheinlich niemand mehr aus der Epoche mit Roswith im Tanzkreis

Roswith telefonierte mir kurz und erzählte auf Anfrage von ihren musikbegabten Kindern. Mit Daniel, der Bratsche spielt, und mit andern Musikanten sollte die Cellistin Roswith an Weihnachten 1998 irgendwo auftreten. Doch ach, zehn Minuten vor Beginn des Konzerts riss Daniel die C-Saite und niemand hatte Ersatz bei sich. Eine Geigerin kam glücklicherweise auf den Gedanken, Daniel eine ausgediente Violin-G-Saite zu leihen. Er zog sie in aller Eile auf, konnte gut auf ihr spielen, ja, die Sache funktionierte tatsächlich, und niemand im Publikum bemerkte den Zwischenfall.

Bei dieser Gelegenheit kamen auch mir einige interessante Orchrster-Zwischenfälle in den Sinn, die ich hier wieder einmal aufzählen will.

Martin Schmid kam als junger Pfarrer nach Dietikon, übernahm den Kirchenchor, gründete einen Jugend- und einen Kinderchor und rief auch das ehemalige, seit Jahren untergegangene **Streicherorchester**, von dem noch eine Bassgeige im Kirchgemeindehaus überlebt hatte, wieder ins Leben zurück.

Einer der ersten Auftritte dieses Laienorchesters fand am Weihnachtstag in der reformierten Kirche Dietikon statt. Während einer **Vorprobe** hatten wir unsere beiden Musikstücke noch einmal durchgespielt, und die Erwartung des Publikums war gross, hatte doch viele Jahre lang kein Orchester mehr im Gottesdienst mitgewirkt. Halb verborgen hinter dem prächtigen Christbaum sassen wir auf der Empore bei der Orgel.

Endlich waren wir an der Reihe. Martin hob seinen Taktstock, und das neue Orchester setzte kräftig ein. Doch ach, es erklangen lauter unerträgliche **Misstöne**. Was war denn da passiert? Einige Geiger spielten das erste und ebenso viele gleichzeitig das zweite vorgesehene Musikstück, was gar nicht zusammenpasste.

Martin brach aber die Übung nicht ab. Vom dritten Takt an zählte er so laut, dass die Musikanten ihn verstehen konnten: „**3-2,3,4 // 4-2,3,4 // 5-2,3,4 //...**“ Rasch vertauschten die Musikanten, die das falsche Stück vor sich hatten, ihre Noten, und einer nach dem andern setzte richtig wieder ein, so dass sich die schauerlichen Klänge mehr und mehr in wohlthuende Weihnachtsmusik verwandelten.

Wir erfuhren nie, was sich das Publikum bei der Sache dachte und nahmen an, die Zuhörerschaft sei trotz allem zufrieden gewesen und habe sogar angenommen, unsere Musik veranschauliche den Übergang von teuflischen in himmlische Welten. Rücksichtsvoll wurde nie mehr von unserm unverzeihlichen Kapitalfehler gesprochen.

Eine ganz originelle Idee Martin Schmidts konnte ich bis heute nicht vergessen. Wir alle hatten in der ersten Zeit noch wenig **Orchestererfahrung**, was sich darin äusserte, dass jeweils der Spieler, der einen falschen Ton spielte oder einen Zählfehler machte, erschrocken innehielt und natürlich die Stelle nicht fand, bei der er wieder einsetzen konnte. Dann musste Martin das ganze Orchester stoppen und mit allen wieder vorn beginnen.

Als dies in der gleichen Orchesterprobe mehrmals passiert war, wurde Dirigent ungeduldig und sagte: „Hört doch nicht jedesmal auf zu spielen, wenn ihr einen Fehler macht oder kurz aus dem Takt geratet. Ich dirigiere ja, dass sich jeder orientieren kann. Spielt einfach mutig und richtig weiter. Die SBB (Schweizerische Bundesbahn) bleibt doch auch nicht stehen, wenn sie eine Schnecke überfährt“. (**Stopped doch nöd bi jedem Fehler. D` SBB blibt au nöd stah, wänn si en Schnägg vercharet.**)

Vor einer Orchesterprobe im Kirchgemeindehaus Dietikon packten wir zwischen den noch im Saal stehenden Stuhlreihen unsere Instrumente aus. Ich begann bereits stehend meine Violine zu stimmen, während neben und unter mir **Ruth Schlienger** immer noch am Auspacken war. Plötzlich aber erhob sie sich ruckartig und schlug mir mit ihrem Kopf mein Instrument aus Kinn und Hand. Meine Violine flog hoch im Bogen über die nächste Stuhlreihe und landete klirrend auf dem Boden

Als ich sie ergriff, musste ich leider feststellen, dass sich das ganze **Griffbrett** vom Hals der Geige gelöst hatte, der **Steg** war umgekippt, und die Saiten hingen nur noch schlaff am Instrument. Da ich so ja nicht mehr spielen konnte, packte ich alles ein. Zu Hause machte ich mich sofort hinter die Reparatur. Zuerst nahm ich alle vier Saiten und den Steg weg. Das Griffbrett leimte ich mit **Zementit** dort wieder an, wo es hingehörte und umwickelte den ganzen Hals der Geige straff mit einer Schnur, so dass das Ebenholz gleichmässig angedrückt wurde. Dann legte ich meinen Patienten zum Trocknen beiseite und wünschte ihm gute Genesung.

Nach einigen Tagen löste ich die Schnur und stellte fest, dass mein Griffbrett wieder festsass, dass aber leider zwischen dem oberen Sattel und dem **Griffbrett** ein ganz schmaler, halbmillimeterbreiter Spalt offen geblieben war. Auch seitlich, längs des Halses, war das schwarze Ebenholz ganz wenig, beinahe unmerklich, seitwärts verschoben. Diese Reparatur war nicht die eines Fachmanns.

Ich sagte mir, der **Geigenbauer** müsse so bald als möglich das Griffbrett noch einmal abnehmen und sachgemäss neu montieren. Als ich auch die Saiten und den Steg wieder angebracht hatte, konnte ich spielen wie vor dem Zwischenfall und bis zu den Frühlingsferien die Musikproben besuchen. Am Klang des Instruments stellte ich keine Veränderung fest.

Damals besuchten wir noch regelmässig die Singwochen im Blaukreuzferienheim „**Lihn**“, **Filzbach**, Kanton Glarus. Die erste freie Stunde benützte ich, um mit meinem Instrument nach **Obstalden** zu marschieren. In seinem Atelier zeigte ich Herrn Geigenbauer **Isler** die selbstgeflickte Violine und sagte, er solle doch das Griffbrett wieder abnehmen und im Lauf der Woche fachmännisch neu montieren. Am Ende der Kurswoche könnte ich sie dann hoffentlich wieder abholen, bezahlen und heimnehmen.

Der Fachmann lächelte aber nur und meinte: „Dieses Griffbrett hält bestens. Ich könnte es nicht besser anleimen, und die kaum sichtbare **Spalte am Obersattel** stört absolut nicht. Sie wird übrigens nach einigen Jahren nicht mehr sichtbar sein, weil sie sich mit Staub gefüllt haben wird.“ Isler nahm dann seine Feilen hervor und bearbeitete den **Geigenhals** ganz wenig und sorgfältig auf beiden Seiten, dort, wo das Ebenholz auf das Ahornholz aufgeleimt ist.

Die wenigen Stösse Islers mit seinen Feilen kosteten nichts. Der Hals meiner Geige ist wie neu rundum ganz glatt, und mein Instrument wieder mindestens so gut wie vor seinem Unfall. Das selbstgeflickte Griffbrett hält nun schon mindestens zwanzig Jahre.

Inge Baer-Grau war vom „**Scandinavischen Club**“ eingeladen worden, an einem Gartenfest dieses nordischen Vereins „**schwedische Spielmannsmusik**“ zu spielen. Sie bat ihren Geigenschüler **Beni Erne** und mich, sie dabei zu unterstützen. Wir übten also zwei und dreistimmige schwedische Geigenmusik und freuten uns auf den Nachmittag im Park einer Villa am Zürichberg.

Mit meinem VW-Käfer fuhr ich zum Treffpunkt. Inge war wie immer als die Erste zur Stelle, und Beni traf auch bald ein. Es war herrlich sonniges Sommerwetter. Überall im Garten plauderten die Gäste in kleinen Gruppen. Die Schweden, vor allem Geschäftsleute aller Art, feierten ihr Mittsommerfest, und wir packten unsere Instrumente aus.

Aber - oh Schreck - in meinem Geigenkasten fehlte **der Bogen**. Ich hatte ihn in der Eile zu Hause liegen lassen. Auch Inge, die normalerweise für alle Eventualitäten ausgerüstet war, hatte keinen Ersatzbogen bei sich. Was war da zu tun?

Beni Erne hatte eine rettende Idee. Er gab mir seinen Geigenbogen und bat mich um meinen Autoschlüssel. Inge und ich, wir spielten ohne Verspätung miteinander zweistimmige Stücke, während Beni mit meinem Wagen in die Stadt hinunterfuhr, um so rasch als möglich seinen Cellobogen zu holen.

Schon nach einer guten Viertelstunde war er wieder da. Beni spielte bei den dreistimmigen Stücken **auf seiner Geige mit dem Cellobogen** die dritte Stimme, was vom Publikum niemand beachtete. Nach jedem der schwedischen Stücke ernteten wir grossen Applaus. Wir aber lächelten einander zu. (*Augur augurem ridet = Die Eingeweihten, die römischen Auguren, lächeln einander zu*).

Auch wir durften uns in einer Spielpause am herrlichen Schwedenbüffett bedienen, was gleichzeitig der Lohn für unsere Mitwirkung war.

Nach dieser angenehmen Pause spielten wir echt schwedisch weiter, und die scandinavischen Geschäftsleute klatschten hocheifrig nach jedem Stück. Sie fühlten sich wie in ihrer Heimat. Der geschilderte Geigenbogen-Zwischenfall passierte lange Zeit bevor ich am 18. Januar 1983 mit der „Nordischen Volkstanzgruppe Zürich“ zu tanzen begann.

In einer Orchesterprobe, die im Kirchgemeindehaus Dietikon stattfand, hatte Frau Winiger, eine Schwedin aus Unterengstringen, unter meinem Stuhl die beiseite gelegten Musiknoten mit der schwedischen Überschrift „**Gärdebylaten**“ entdeckt. Sie fragte nach meiner Beziehung zu Schweden, und die Rede kam natürlich auf den Volkstanz. Nach längeren Gesprächen traute mir Herr Winiger zu, die in Zürich vor vielen Jahren untergegangene **Scandinavische Volkstanzgruppe** wieder ins Leben zu rufen.

Der Scandinavische Club organisierte das Probenlokal im Schulhaus Münchhalde, Zürich, und lud im Vereinsblatt interessierte Leute des Clubs zu Volkstanzproben ein. Im Lauf der Jahre lehrte ich diese **eifrigen Tänzerinnen und Tänzer** dreissig nordische und dreissig „internationale“ Volkstänze, d.h. Tänze aus Schweden, Norwegen, Finnland und Dänemark, aber auch aus der Schweiz, aus Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Schottland, Amerika, Griechenland und Israel. Die ausländischen Tänze benötigte ich vor allem am Anfang aus pädagogischen Gründen und zum Stilvergleich. Das Interesse konzentrierte sich aber mehr und mehr auf **Schwedisch-Schottisch, Väva Vadmal (Webertanz) und Hambo**.

Schliesslich veranlasste ich die Gruppe, sich einen nordischen Volkstanzlehrer zu suchen und erklärte, wir Schweizer würden es doch auf Dauer auch nicht schätzen, uns unsere Schweizertänze durch einen ausländischen Tanzpädagogen beibringen zu lassen. Jetzt übt die Gruppe unter der Leitung von **Birger Tiberg**, Landquart, in Richterswil, und ich wurde das erste Ehrenmitglied der mit Auftritten in scandinavischen Firmen stets sehr erfolgreich tätigen Volkstanzgruppe.

Zurück zu den Orchester-Zwischenfällen: Vor nicht allzulanger Zeit, d.h. am 12. Mai 1998, musizierte das Seniorenorchester im Krankenhaus, Wettingerstrasse, Baden. Als wir dort unsere Siebensachen in einem Nebenraum auspackten, stellte ich wieder einmal fest, dass ich meinen Geigenbogen zu Hause gelassen hatte. Frau **Gabi Ryser**, Heimeliweg 21, Schlieren, war diesmal meine Rettung, und ich nahm mir vor, in Zukunft stets wie sie einen Ersatzbogen im Violinetui mitzuführen.

Zum Schluss noch einige wenig erfreuliche Orchester-Erlebnisse: Leute zogen weg, traten aus dem Orchesterverein Dietikon (jetzt Albisrieden) und dem Seniorenorchester Baden aus und in andere Orchester über oder starben. Da oder dort ausgetreten sind z.B. Frau und Herr Jordi, Ruth Beurer, Helen Ebnöther, Frau Steiner, Herr Brandenberger und andere. Es verstarben die Herren Engeli, Brenner und Tobler, sowie die Frauen Moebius und Winkler. An einigen Abdankungen spielten einige von uns oder das ganze Orchester.

Im Herbst 1998, **mitten in einer Orchesterprobe**, sank hinter mir der Clarinettist **Alfons Berz** in sich zusammen und stürzte vom Stuhl. Wir eilten ihm sofort zu Hilfe, und unser Bassist, der Arzt ist, erkannte auch gleich die Sachlage, schloss aus der Art der Bewusstlosigkeit auf eine lebensbedrohliche Gehirnblutung und brachte daher den zusammengebrochenen Musikanten unverzüglich ins Spital Baden.

Dort wird er nun schon drei Monate lang behandelt. Die Präsidentin orientiert von Zeit zu Zeit das Orchester über den Zustand des Ärmsten. Er hat sich bis heute noch nicht erholt, verzeichnet aber kleine Fortschritte. Langsam lernt er wieder sprechen und gehen.

Am Samstag, 6.2.1999, nachmittags 14.30 Uhr, stellte **Wisel Gyr** im Lavatersaal des Kirchengemeindehauses St. Peter, Zürich, **Professor Dr. Hans Bietenhard** und seine Frau **Dr. phil. Ruth Bietenhard** aus Steffisburg vor, die das interessante Thema:

„Das Neue Testament berndeutsch und dessen drei Grundsprachen“

behandelten. Es sind dies Aramäisch, Hebräisch und Griechisch. Hebräisch, die alte Sprache Israels, wurde schon vor der Zeitwende vom Aramäischen überlagert, das sich in mehrere Dialekte differenzierte. Jesus und seine Jünger sprachen galiläisch-aramäisch, also Dialekt, keine „liturgische Hochsprache“.

Dass das Neue Testament griechisch geschrieben ist, geht auf die Eroberungen Alexanders des Grossen zurück: Nach seiner Zeit wurde Griechisch die allgemeine Verkehrssprache, mit der man sich rund ums Mittelmeer bis tief nach Innerasien verständigen konnte. Palästina war also zur Zeit Jesu ein dreisprachiges Land.

Die beiden Gelehrten machten auf zahllose Unsicherheiten in allen möglichen Übersetzungen aufmerksam. Die Übersetzungsarbeit ist so schwierig und unsicher, weil verschiedene der alten Sprachen und Dialekte keine Satzzeichen, kein Imperfekt, keinen Konjunktiv und keine Steigerung kennen.

An vielen Einzelbeispielen wurde gezeigt, wie verschieden die gleiche Stelle des Urtexts übersetzt werden kann, und auch übersetzt worden ist.

Gegenwärtig, in der strengen Winterzeit, **Februar 1999**, liegt in den Alpen so viel Schnee, dass in den Bergen täglich riesige **Lawinen** zu Tale donnern und Menschenleben fordern. Man spricht zu recht vom Jahrhundertschnee. Die Schneehöhe beträgt z.B. in Elm, Kt.Glarus, drei Meter und sechzig Zentimeter.

An ganz verschiedenen Orten in Europa, Asien und Amerika finden wie jedes Jahr Skirennen, Sprungkonkurrenzen und Langlaufwettbewerbe statt. Wenn zwei oder drei Athleten bei einem mehrere Kilometer langen Lauf innerhalb einer halben Sekunde ans Ziel gelangen, dann sind sie doch genau gleich gut. Nichts ist einzuwenden gegen die genaue Messung mit Hundertstelssekunden. Man sollte aber, **biologisch gesehen**, zwei, die so nahe beieinander ihren Lauf beenden, als gleichwertig bezeichnen. Man kann doch nicht wegen einer Hundertstelssekunde das „Podest“ verfehlen.

Gelesen: Von **Franca Magnani**: „**Eine italienische Familie**“. Die Autorin, geboren in Rom, wurde Journalistin, die 1947 und 1949 aus London, 1949 bis 1951 aus Bonn und später aus der Schweiz berichtete. Ab 1915 war sie Redaktorin bei der Schweizer Frauenzeitschrift „Annabelle“ und freie Mitarbeiterin bei der „Weltwoche“. Anfangs der 50er Jahre kehrte sie nach Italien zurück, blieb aber Korrespondentin beim „Vorwärts“ und bei der Tageszeitung „Die Tat“. Sie wirkte von 1964 bis 1987 als Italien-Korrespondentin der ARD.

Veröffentlichungen: *Viaggio di un Presidente, Visita di Sandro Pertini nella Repubblica Federale di Germania*, 1980; *Das Mittelmeer*, 1980; *Toscana, Umbrien*, 1981. Im Roman „Eine italienische Familie“ erzählt die Schriftstellerin die Geschichte ihrer eigenen Familie. Da ihr Vater zur Zeit Mussolinis gegen dessen Diktatur war, musste die Familie portionenweise nach Marseille fliehen und kam später nach Zürich, wo Franca die Primar- und die Sekundarschule besuchte.

Franca Magnani wurde, wie sie selber sagt, in den Beruf der Journalistin hineingeboren. Sie ist seit mehr als zwanzig Jahren in Rom Italienkorrespondentin der ARD, des „Ersten Deutschen Fernsehprogramms“.

Im Roman „Eine italienische Familie“ erzählt sie die Geschichte ihrer **eigenen** Familie zwischen Faschismus und Kommunismus. Francas Vater war Sekretär der republikanischen Partei und Chefredaktor der „Voce Repubblicana“, die durch Mussolinis Sondergesetzgebung verboten wurde. Während die Mutter unserer Autorin mit zwei kleinen Töchtern in Italien blieb, floh der Vater nach Frankreich. Franca war damals erst wenige Monate alt und blieb mit Mutter und Schwester bei ihren Grosseltern.

Als Francas Mutter mit der älteren Schwester dem Vater nach **Marseille** folgte, hegte man die Hoffnung, das Kleinkind könne später problemlos zu seinen Eltern ausreisen, doch das faschistische Regime behielt das Kind sozusagen als Geisel für die geflohene Familie zurück. Erst 1928 gelang dem Grossvater zusammen mit Franca ein „Besuch“ bei deren Familie in Frankreich.

Die ganze italienische Familie übersiedelte dann nach **Zürich**, und es ist sehr aufschlussreich zu erfahren, wie das kleine italienische Mädchen die Schweiz erlebte. In der Primarschule z.B. bekamen die Kinder, wie wir seinerzeit in Meilen, jede Woche einmal braune Jodtabletten zwecks Verhütung von Schilddrüsenerkrankungen. Ingeheim gaben Schülerinnen, welche diese Pillen nicht mochten, die ihren an andere Mädchen der Klasse weiter. Viele ähnliche Erlebnisse werden ausführlich und anschaulich aus der Sicht der kleinen Schülerin dargestellt.

Die italienische Familie verkehrt in Zürich mit einem grossen Bekanntenkreis, vor allem mit italienischen und andern Flüchtlingen. Da verkehren z.B. auch der berühmte Schriftsteller **Ignazio Silone**, der spätere italienische Staatspräsident **Sandro Pertini**, der junge Antifaschist **Fernando de Rosa** (der Attentäter auf Prinz Umberto von Savoyen) und viele andere mehr.

Das Schulmädchen Franca belauscht die spannenden Gespräche der Erwachsenen z.B. über den Kriegszug Italiens gegen Abessinien (Äthiopien) und Russlands gegen Finnland. Es erlebt auch 1939 die „**Landi**“ in Zürich mit dem berühmten „Höhenweg“ und geht während des Kriegs regelmässig, wie viele der ältern Schülerinnen und Schüler damals, in den **Landdienst**. So lernt es in Madetswil auch das schweizerische Leben auf dem Land kennen.

Dazwischen werden zwei Ferienaufenthalte bei den faschistischen Grosseltern in Italien geschildert, wo ganz andere Ansichten über die Weltpolitik herrschen. In Zürich aber dreht sich alles um Freiheit, Widerstand und Demokratie. Die Buchhandlung von Emmy und Emil **Oprecht**, unten an der Rämistrasse, ist ein eigentlicher Ort der Verschwörung und des Antifaschismus, wo auch Silone, Heinrich Mann, Walter Mehring und Thomas Mann im Sortiment eine grosse Rolle spielen.

Silone verbringt aus gesundheitlichen Gründen einen langen Erholungsurlaub in Davos, bleibt aber immer in engem Kontakt mit der Asylantenszene in Zürich, wo das **Schauspielhaus** damals mit berühmten Künstlern wie Langhoff („Die Moorsoldaten“), Steckel, Gretler und andern **einmalig in Europa** war. Die verworrenen Verhältnisse in Italien zwischen kommunistischen und sozialistischen Gruppierungen werden in allen Einzelheiten diskutiert und geschildert.

Weil es schwierig ist, die schweizerischen Arbeitsverbote zu überwinden, lebt die „italienische Familie“ am Rande der Not. Zum Glück gibt's aber doch von Zeit zu Zeit Verdienstmöglichkeiten als **Sprachlehrer** an der italienischen Schule und an der Berlitz Sprach- und Handelsschule.

Bei der Lektüre des flüssig geschriebenen Buchs erlebt der Leser wirklich die ganze Vor- und Nachkriegszeit mit vielen interessanten Einzelheiten.

Viel später, nach kurzer erster Ehe, trifft Franca die Liebe ihres Lebens, **Valdo Magnani**, der schon seit 1936 mit der illegalen italienischen kommunistischen Partei (KPI) zusammenarbeitet. Mit ihm lebt sie in Italien, wo ihr Ehemann 1951 als kommunistischer Parteisekretär von Reggio Emilia in Widerspruch zu seiner Partei gerät. Er war seiner Zeit voraus, verurteilte den Stalinismus und wurde aus der Partei ausgeschlossen.

Es folgten Jahre der totalen Ächtung, der Isolation und der ökonomischen Not. Der Riss trennte sogar die eigenen Familien. Als der Antistalinismus „parteioffiziell“ wurde, konnte Valdo Magnani rehabilitiert werden.

Die **Heimatkundekommission Dietikon** gedenkt, Ende September 1999 eine neue Ausstellung zu eröffnen. Das Hauptthema wird der Übergang der Franzosen über die Limmat sein, daneben soll aber dem Publikum auch gezeigt werden, **was die Kommission ausser den Ausstellungen an täglicher Arbeit leistet**. Dargestellt werden z.B. die **Bildersammlung**, die **Archivierung der Ofenkacheln** und die **Ortschronik**.

Da ich mich seit 1979 mit der Ortschronik von Dietikon befasse, bekam ich die Aufgabe, ein Bild von Herrn **Pfarrer Karl Tanner** aufzutreiben. Er war es, der nach dem Ersten Weltkrieg jahrelang die erste Chronik von Dietikon verfasste. Ich verschickte am 1. Februar 1999 den als nächste Seite beigehefteten Brief an 21 Adressen, d.h. an Gemeindeverwaltungen, Zivilstands- und Pfarrämter, sowie an die Basler Mission und an den Kirchenrat des Kantons Zürich.

Die Reaktionen waren sehr spärlich. Ich bekam einige Telefonanrufe von Pfarrern und einige Ratschläge, wo auch noch angefragt werden könnte. Sofort verschickte ich dann weitere Briefe. Mit dem Sekretariat des Kirchenrats führte ich den Pfarrerkalender betreffend mehrere Telefonate.

Endlich, am 19. Februar 1999, erlöste mich ein **Hoffnungsschimmer** aus meinem ungeduldigen Warten. Die Gemeindeverwaltung Kappel am Albis schickte mir eine kleine Foto, auf der eine Konfirmandenklasse gruppiert um ihren Pfarrer abgebildet ist, ausserdem die Adresse einer Schwiegertochter Pfarrer Tanners, die mir vielleicht zu einem bessern Bild verhelfen kann.

Mit den heutigen Möglichkeiten gelang es der Firma Foto Knecht, für den Betrag von Fr. 10.- das kaum einen halben Zentimeter grosse Gesicht Pfarrer Tanners zu vergrössern, so dass wir jetzt ein leider etwas unscharfes aber immerhin etwa zehn Zentimeter grosses Portrait Pfarrer Tanners besitzen.

Frau Manuela Schwarz-Tanner, Heischerstr.31 a, 8915 Hausen a.A., der ich auch meinen Rundbrief geschickt hatte, telefonierte mir am 24.2.1999, versprach mit ein gutes Bild ihres Schwiegervaters und offerierte der Heimatkundekommission Dietikon leihweise eine Bibel Tanners mit schönen Initialen aus dem Jahr 1691.

An verschiedene Kirchgemeinden, an die Basler Mission, an das Zivilstandsamt Kappel am Albis, und z.K. an Dr. Bruno Mayer.

1. 2. 1999

Sehr geehrte Damen und Herren.

Die nächste Ausstellung im **Ortsmuseum Dietikon** befasst sich u.a. mit dem Thema **Ortschronik**.

Pfarrer Karl Tanner (1877 bis 1962) erstellte von 1918 bis 1931, vor Karl Heid, eine erste Chronik von Dietikon, die sich in unserem Archiv befindet. Gegenwärtig sind wir auf der Suche nach einem **Bild (Foto)** von Pfarrer Tanner. Vielleicht besitzen Sie in Ihrem Archiv oder in irgend einer andern Sammlung ein solches Bild, das Sie uns zur Verfügung stellen könnten.

Wenn nicht, dann wären wir sehr froh um **Adressen** von Nachkommen oder andern Verwandten Pfarrer Tanners, der ja drei Söhne und vielleicht auch Enkel hatte, die wir um ein Bild bitten könnten.

Pfr. Karl Tanner, von Herisau (14.10.1877 bis 11.2.1962) wuchs auf in Herisau, liess sich in St.Gallen zum Kaufmann ausbilden, durchlief dann das Basler Missionarsseminar und reiste mit 28 Jahren nach Südindien, Dharwar, wo er einige Jahre als Rektor ein Gymnasium leitete. Er war 54 Jahre lang mit Anna Müller verheiratet und hatte drei Söhne. Karl Tanner wurde 1916 in Herisau ordiniert, war dort Vikar von Juni bis Oktober, anschliessend am Grossmünster in Zürich. Am 15. Oktober 1916 wurde er Pfarrhelfer in der ausgedehnten Kirchgemeinde Dietikon-Urdorf-Spreitenbach. Seine Wahl zum Pfarrer erfolgte am 14. Mai 1922. Nach siebzehnjähriger Tätigkeit im Limmattal zog er sich 1933 auf einen leichteren Posten zurück. Er übernahm das Pfarramt der Gemeinde Kappel am Albis und die Seelsorge an der dortigen Bezirksanstalt. Zehn Jahre lang trug er hier zusätzlich als Dekan und Bezirkskirchenpfleger die Verantwortung für das kirchliche Leben im Knonauer Amt und zog sich dann 1947 in den Ruhestand nach Knonau zurück.

Die Heimatkundekommission Dietikon hofft zuversichtlich, dass Sie uns mit einem Bild Pfarrer Tanners oder vielleicht mit Adressen weiterhelfen können. Für Ihre allfälligen freundschaftlichen Bemühungen danken wir Ihnen recht herzlich und grüssen Sie

mit vorzüglicher Hochachtung

Im Auftrag der Heimatkundekommission Dietikon

Karl Klenk, Holzmatt 15

8953 Dietikon

Karl Klenk

*Photo von Konfirmandenklasse mit Pfr. Tanner (Gde. Kappel a. A.)
" von Ehepaar Tanner (Grosseltern von Frau Schwarz-Tanner)
Hansen a. A.*

LESERREAKTIONEN

Im letzten Mundart-Forum forderten wir unsere Leser auf, zu sagen, wo es sie bei Mundartfragen „zwickte“. Das Echo ist erfreulich! Wir erstellen zunächst ein Inventar und gehen dann vorerst einmal auf eine Frage näher ein: Herrn *Karl Klenk*, Dietikon, stört der Gebrauch von *in* statt *z* bei Ortsangaben: *in Winterthur* statt *z Winterthur*. Ebenfalls die wuchernde Verwendung von *über* statt Akkusativ: *si händ hütemorge über d Uusgabe 1999 bschlosse*. Auch wehrt er sich gegen das uniformierte „zwei“ gegenüber der zürcherischen Vielfalt *zwee (m)*, *zwoo (f)*, *zwäi (n)*. Diese Verarmung ärgert auch *Susanne Zollinger*, *Birmensdorf*. Auch sie hat *Haare* statt *Haar* schon gehört und findet es schrecklich falsch. Und ständig müsse sie erklären, was sie mit *Üüdiike* für eine Ortschaft meine. Herrn *Hans-Peter Köhli*, *Zürich*, stösst sauer auf der unbrembare Gebrauch von *ee*, *ee scho* im Sinne von *sowisoo* (auch ein Ärgernis für *Otto W Schuwerk*, *Thalwil*), das Aufkommen von *Früestück* statt *Zmorge*, von *lerne* statt *leere*. *Peter Surbeck*, *Osier* stellt Betonungsverschiebungen fest:

Mönchaltorf statt *Mönchaltorf*, *Jungholz* statt *Jungholz*; schriftdeutsches Futurum: *morn wird ich uf Züri gaa* statt einfaches *gaan ich*, keine Unterscheidungen mehr von *ue* und *überue*, *use* und *veruse*, Ortsangaben wie *uf Wetzike abe* statt *uf Wetzike ue*, der neue Plural *d Theemene*, *d Plattene*, ja sogar *d Frauene*, *d Manene!*

Zu diesem letzten Thema nun die Ausführungen eines Fachmannes:

Wie hast du's mit dem Plural?

Fausts Gretchen fragt nicht nach dem Plural, sondern nach der Religion; für uns aber scheint der Plural auch ein Problem zu sein. Am letzten Vortragsabend der Gruppe Züri im Dezember warf eine Teilnehmerin die Frage auf, ob es eigentlich zulässig sei, beim Wort *Synagooge* die Mehrzahl *Synagoogene* zu bilden. Die Antwort heisst „ja“ - im heutigen Zürichdeutsch ist dies korrekt, im alten Zürichdeutsch wäre es ein Fehler gewesen. Wie ist es dazu gekommen?

Der Plural der meisten Wörter weiblichen Geschlechts, der Feminina, wird mit der Endung *-e* gebildet, also *Fraue*, *Chatze*, *Alpe*, *Burge*. Was aber, wenn das Wort schon im Singular die Endung *-e* hat, z.B. *e Tuube*, *e Roose*, *e Blueme*, *e Glogge*? Im alten Zürichdeutsch waren diese Wörter im Singular endungslos: *Tuub*, *Roos*, *Bluem*, *Glogg*, aber heutzutage werden sie unter dem Einfluss von aussen meist mit einem Endungs-*e* gesprochen.

Wenn nun aber ein Wort auf *-e* endet, so kann man nicht gut ein zweites *-e* als Pluralzeichen anhängen, und für die Verständigung - dies ist ja der Zweck der Sprache -, wäre es besser, man sähe einem Wort an, ob es im Singular oder im Plural steht. Die Sprache, respektive ihre Benutzer, halfen sich, indem sie die Pluralendung jener weiblichen Wörter ausliehen, deren Singularendung *-i* ist, wie *Chuchi*, *Müli*, *Hööchi* da heisst der Plural ja *Chuchene*, *Mülene*, *Hööchene*. Das gleiche *-ene* erscheint ja auch bei den Neutra, aber dort erst im Dativ Plural: *bi de Mäitlene*. Dieses traditionelle *-ene* wird nun in die heutige Mundart übernommen, um die Mehrzahl bei den Wörtern auf *-e* zu bezeichnen. Das ergibt dann *Chilene*, *Tuubene*, *Mappene*, *Tantene* und eben *Synagoogene*. Ist das nun falsch? Es gibt keine von Amtes wegen vorgeschriebene zürichdeutsche Schulgrammatik, die wir fragen können. Entscheidend ist der Gebrauch. Das *-ene* hat sich nun fest eingebürgert, es ist sogar nützlich, denn es verleiht der Sprache eine grössere Präzision, vgl. *er hät i de Synagooge* prediget (in einer), *i de Synagoogene* (in mehreren).

ARBITER

Impressum:

Verlag: Verein Schweizerdeutsch
Präsident ad int. Peter Wagner,
Feldackerweg 4, 3067 Boll BE
Redaktion dieser Nummer:
Werner Marti, Lindenweg 40, 2503 Biel
Layout: Atelier Urs & Thomas Dillier
Druck: Gissler Druck AG, Allschwil

Bei trockenem Wetter benütze ich jetzt im April 1999 jede freie Minute zu **Arbeiten im Garten**: Kompost sieben, das Beet für die Kürbissamen und das Land für die Kartoffeln vorbereiten, jäten und Gebüsche zurückschneiden.

Nachdem ich im Innern meines Hauses drei **Heizkörper** abgeschliffen und frisch angemalt hatte, begann ich im Gartenhaus mit der Auffrischung meiner **Fensterläden**. Ihrer vier sind bereits fertig und sehen wieder recht gut aus. Es dauert meist länger als eine Woche, bis ein solcher Fensterladen wieder einen erfreulichen Anblick bietet, denn nach dem Abschleifen und dem Auskitten der Sprünge und Löcher und nach den einzelnen Anstrichen vorn und hinten muss jeweils zum Trocknen über Nacht eine Pause eingeschoben werden.

Die erwähnten Arbeiten verhinderten in den letzten Wochen die Fortsetzung dieses Textes. Jetzt aber erübrige ich einen Augenblick, um meine Diskette wieder einmal in den Computer des Ortsmuseums einzuschieben.

Die vielen **Lawinen des schneereichen Februars 1999** erinnerten mich an die Lawine, die den hintersten Teil der Kaserne Andermatt beschädigte, als ich eben dort im Winter-Wiederholungskurs war. Es herrschte damals eine eisige Kälte, und abends, beim Einrücken, wollte ich die lästigen Schneestollen von meinen Militärschuhen abklopfen. Kräftig schlug ich die Spitze meines rechten Militärschuhs gegen die Türschwelle unserer Unterkunftsbaracke. Dadurch löste sich aber nicht nur der lästige hartgefrorene Schneeknollen, sondern auch die ganze Schuhsohle vom Schuh!

Was war da zu tun? Wir hatten damals nur ein einziges Paar Marschschule, die auch als Skischuhe dienen mussten. Die für den Ausgang erlaubten Zivilschuhe waren zum Skilauf gar nicht geeignet, und ohne Schuhsohle konnte ich meinen Militärdienst unmöglich fortsetzen.

Mit dem kaputten Schuh in der Hand suchte ich sofort den Hauptmann auf, erklärte ihm den Vorfall und meine Situation in der Erwartung, er werde mich nach Hause schicken und meinen WK als ungültig erklären. Mein Vorgesetzter betrachtete grinsend und kopfschüttelnd den kaputten Skischuh, der wie ein Krokodil sein Maul aufsperrte. Die benagelte Sohle hing nur noch hinten am Absatz fest. Da im Winter-WK-Betrieb kein Militärschuhmacher existierte, verlangte der Herr Hauptmann von mir, sofort in Andermatt einen Schuhmacher aufzusuchen. Der müsse meinen Schuh über Nacht reparieren. Von der Wache dürfe ich mich früher als meine Kameraden, etwa eine Stunde vor der normalen Tagwache, wecken lassen. Zum Ausrücken müsse ich aber mit oder ohne Frühstück wieder marschbereit sein!

In Andermatt fand ich tatsächlich einen Schuhmacher, der Verständnis für meine schlimme Lage aufbrachte, und der den Schuh über Nacht zu reparieren versprach. Als ich am folgenden Morgen etwa um fünf Uhr früh in der Werkstatt vorsprach, war der Schuster schon (oder immer noch?) an seinem Arbeitsplatz, Schuh war tatsächlich schön repariert und gut eingefettet. Ich wunderte mich ausserdem über die geringen Kosten für die Nacharbeit!

Dieser Winter-WK war nach den damaligen Gesetzen mein letzter. Ich hatte ihn vorgeholt und gehofft, von nun an nur noch zu Inspektionen aufgeboten zu werden. Doch ach, alles kam ganz anders. Im Herbst 1939 brach der Krieg aus, und mir standen mehr als 700 Aktivdiensttage bevor.

Im Winter-WK, der extra für Ski fahrende Soldaten und SAC-Mitglieder eingerichtet worden war, traf ich auch Oberleutnant **Dr. Ernst Biedermann**, einen Cousin von Heinrich Vontobel. Er war tatsächlich als Offizier nicht zu stolz, kam unterwegs auf einer Skitour zu mir her und sprach mich an. Wir waren in bester „Ferien-Stimmung“ bei schönstem Wetter oben auf dem Nätchen beim Baumberger-Denkmal. Ich hatte einige Monate vor dem WK Ernst Biedermann bei seiner Dissertation über die körperliche Entwicklung von Lehrlingen und Studenten geholfen, d.h. eine grosse Anzahl von Entwicklungskurven und Tabellen nach den erhobenen Befunden erstellt und ins Reine gezeichnet.

Nicht weit von der Andermatt Kaserne entfernt befindet sich in einem hübschen allein am Hang stehenden Haus die Soldatenstube, in der ich bei einem Glas Süssmost und einem Nussgipfel die Abende verbrachte. Dort konnte ich in aller Ruhe Briefe schreiben, Zeitungen und Bücher lesen.

An sonnigen Februarnachmittagen sammelten wir Gebirgs-Schützen sehr viel **Lawinenerfahrung**, indem wir gestaffelt in kleinen Gruppen, aber mit grossen Abständen steile Lawinhänge traversierten, was zivilen Skifahrern verboten gewesen wäre. Auch innerhalb der einzelnen Gruppen mussten aus Sicherheitsgründen von Mann zu Mann Abstände von zwanzig bis fünfzig Metern eingehalten werden, und jeder einzelne Soldat zog die lange rote Lawinenschnur mit den gegen seinen Körper gerichteten Pfeilen hinter sich her. Sie half, die Verschütteten rasch aufzufinden. Unsere Alpina-Skibindungen durften wir nicht eng zuschnallen, so dass es im Notfall möglich war, die Ski von den Füssen abzuschütteln.

Wenn wir eine zum Glück meist nicht allzu grosse **Nassschnee-Lawine** auslösten, dann versuchten wir sofort mit einer Schussfahrt schräg nach unten aus ihr herauszufahren, wie wir dies in der Theoriestunde gelernt hatten. In der immer rascher gleitenden breiartigen Schneemasse gelang es oft mit kräftigen Stockstössen noch rascher vorwärts zu kommen als die Lawine. Manchmal aber war sie zu gross und zu schnell, und wir blieben allen Fahrkünsten und Schwimmbewegungen zum Trotz unten im flachen Auslauf unserer Lawine bis zu den Knien oder sogar bis zu den Hüften wie eingemauert im Nassschnee stecken.

Wer noch seine Ski an den Schuhen hatte, war besonders hilflos. Er war in der Regel in einer ganz unbequemen Stellung mit verdrehten Beinen völlig blockiert und auf Hilfe angewiesen. Wir gruben uns mit unsern kurzstielligen Spaten gegenseitig aus und suchten dann unsere im Lawinenkegel verlorenen Skis und Stöcke.

Eine **Staublawine** erlebte ich einst in Samaden, in einem Eislauf lager. Ganz unerwartet setzte plötzlich ein starker Wind ein, der quer über unser Eisfeld fegte. Wenige Sekunden später sahen wir kaum mehr einen Meter weit. Der vorbeisausende Schneestaub verdunkelte blitzschnell die Sonne und drückte uns alle, Schülerinnen und Eislauflehrer ans hohe Metallgeflecht, welches das Eisfeld begrenzte. Einige Schülerinnen stürzten auf die Eisbahn. Wir alle hatten plötzlich Mund und Nase voll Schneestaub.

Doch der Spuk war glücklicherweise so schnell vorbei, wie er gekommen war. Die Sonne schien wieder hell und friedlich, wir alle aber schnupften, schneuzten und klopfen den Schnee aus unsern Kleidern. Auf unserm Eisfeld war nur ganz wenig Schnee zurückgeblieben, so dass wir mit unsern Lektionen weiterfahren, Achter, Dreier und Sprünge üben konnten wie vor dem Staublawinen-Zwischenspiel.

Im hochinteressanten Winter-WK bildeten nicht nur die Lawinen unser Unterrichtsziel. Auch des **Übernachten im Schnee** musste geübt werden. Auf dem „Nätschen“, in der Oberalpgegend, suchte jede Gruppe unserer Kompanie eine Mulde, in die der Wind von einer Seite her eine mehrere Meter dicke Schneeschicht hineingeblasen hatte, eine sogenannte nicht überhängende „Wächte“. In sie hinein wurde mit vereinten Kräften eine Höhle für acht bis zehn Soldaten gegraben. Die Säumertruppe hatte mit ihren Pferden Strohhallen herbeigeschafft, so dass wir unser Loch mit einer dicken Strohschicht auslegen konnten.

Als es dunkelte durften wir nach der Besichtigung der andern Schneehöhlen endlich unsere kalte Unterkunft beziehen und für einige Tage einrichten. Nur die Skiausrüstung blieb draussen, Tornister mit Brotsack und Gewehr, LMG, Wechsellauf und Munitionstasche verstaute jeder neben sich und am Kopfende seines Lagers. Dann wurde der Höhleneingang von innen her so sehr verkleinert, dass nur noch ein winziges Luftloch offen blieb.

Wir hatten heissen Tee bekommen, den wir aber wohlweislich nicht sofort tranken. Wir verwendeten unsere gefüllten Feldflaschen, um uns zu wärmen. Die warmen Flaschen steckten wir in unsere Uniformen und liessen sie von einer kalten Stelle langsam zu einer andern wandern.

Nach und nach wurde das Klima in unserer Höhle dank der Anwesenheit von mehreren warmblütigen Menschen etwas angenehmer, die Luft aber um so ungeniessbarer. Eine gut bewachte Kerzenlaterne musste daher stets brennen und durch ihr Flackern anzeigen, wenn unser **Sauerstoffvorrat** zur Neige ging. Der Wache haltende Kamerad musste alsdann sofort durch Vergrösserung des Luftlochs für genügend Frischluft sorgen.

In unserm Schneeloch gab's aber lange keine Ruhe. Ich erinnere mich deutlich in einen Kameraden namens Monn, der in der **Fremdenlegion** gewesen war, und der uns die aller schauerlichsten Erlebnisse erzählte. Als einer der Zuhörer das scheussliche Säbelgemetzel, von dem Monn berichtete, nicht glauben wollte und die Wahrheit des anschaulich vorgebrachten Nahgefechts bezweifelte, da zog Monn seinen Waffenrock, seinen Pullover und sein Hemd aus und zeigte uns die grossen Narben, die seine Brust und seinen Rücken in mehreren langen Striemen bedeckten.!

Nachts etwa um drei Uhr, als alle - mit Ausnahme des beim Kerzenlicht wachenden Soldaten - friedlich im Tiefschlaf lagen, stiess ein Offizier unser beinahe ganz geschlossenes Eingangsloch auf und zündete mit seiner Taschenlampe zu uns herein. Er sagte, leider habe das **Wetter** umgeschlagen, es stürme und regne stark. Das sei zu gefährlich, um noch länger in den Schneelöchern zu bleiben. Wie uns, so alarmierte er auch alle andern Gruppen in ihren Schneehöhlen.

In der Dunkelheit suchte jeder seine Siebensachen zusammen, seine Waffe, seinen Tornister, seinen Stahlhelm und die übrige Ausrüstung. Damit nichts verloren ging, hatten wir ein **unfehlbares System** entwickelt: Skis und Stöcke standen zusammengebunden in Reih und Glied vor unserer Höhle. Alles andere Material hatte jeder sorgfältig aneinandergeschnallt: Der Stahlhelm hing am „Aff“ (=Tornister), ebenso das Gewehr, an dieses waren das LMG oder der Wechsellauf angeschnallt, ebenso die andern Lasten wie z.B. der Pickel, der Spaten, die Munitionstasche, etc., kurz, alles was zu einem Wehrmann gehörte, hing gut aneinander, so dass auch in der grössten Dunkelheit nichts verloren ging oder vergessen wurde. Wer an einem seiner Gegenstände zog, schleifte unfehlbar alle andern mit.

Obwohl es recht stark regnete, standen bald alle Gruppen bei ihren Schneelöchern in Einerkolonne zum Abmarsch bereit. Der Stahlhelm schützte den Kopf wie ein Schirm vor dem Regen und jeder hatte seine Zeltblache als Regenmantel über den Tornister geworfen, das Gewehr umgehängt. Auch ich hatte meine Ski angeschnallt. Alles in allem lastete ein Gewicht von etwa 35 Kilo auf meinem Rücken, und die Bewegung war durch all das Militärzeug stark eingeschränkt. **So sollte in der stockdunkeln Nacht bei Regen und Sturmwind vom Näschen nach Andermatt hinuntergefahren werden.**

Gut, wir nahmen also Abschied vom mächtigen „**Baumberger**“-Denkmal, das über uns erfolglos gewacht hatte. Diese Abfahrt konnte in der Tat lustig werden! An der Spitze vorn fuhr ein Offizier in breiter Schneepflugstellung langsam und sorgfältig in grossen **Stemmbogenkurven** den Hang hinunter. Hinter ihm, eng aufgeschlossen, folgten die vier Gruppen, Unteroffiziere und Soldaten, etwa fünfzig schwerbepackte Leute. Jeder zehnte Wehrmann trug eine Stalllaterne, die den Nachfolgenden den Weg zeigen sollte.

Doch ach, die an der Spitze konnten wohl langsam und sorgfältig durch den nassen Tiefschnee fahren. Schon dem fünften Wehrmann jedoch gelang es nicht mehr, in der nun angebahnten **Piste** rechtzeitig zu bremsen. Mit grosser Wucht fuhr er seinen Vordermann um. Beide lagen nun im metertiefen Schnee und konnten mit ihren schweren Lasten, die gewaltig nach unten zogen, nicht mehr allein aufstehen. Zwei, drei Kameraden mussten zu Hilfe eilen und die armen Gestürzten mit vereinten Kräften wieder auf die Beine stellen. Zuallererst stürzten natürlich die Leute, die zusätzlich eine Petrol- oder Kerzenlaterne neben ihrem rechten oder linken Skistock tragen sollten, so dass von der Routenbeleuchtung nichts mehr übrig blieb. Zum Glück gewöhnten sich unsere Augen recht bald an die Dunkelheit.

Immer wieder entstanden grössere Stockungen. **Es war eine einmalige „Gugelfuhr“!**

Wenn einer der schwerbepackten Wehrmänner nicht nach oben, hangaufwärts, sondern hangabwärts stürzte, dann zog ihn seine schwere Last mehrere Meter weit nach unten. Tornister und Waffen mussten ihm dann unter seiner zugeküpften und verschnürten Zelteinheit abgeschnallt werden. Dann konnte er „portionenweise“ wieder aufgestellt und neu bepackt werden. An mehreren solchen Aktionen war ich als Retter in der Not beteiligt, stürzte aber auch selbst mehrmals, glücklicherweise aber nie in ein unwegsames Gebüsch hinein.

Vor dem Morgengrauen waren wir endlich zurück in unserer Unterkunftbaracke bei der Kaserne Andermatt, wurden dort sogleich gepflegt und durften anschliessend vor der Theorie und dem Ausrücken noch eine Stunde ruhen.

Von **Maurice Denuzière** wurde im „Limmattaler Tagblatt“ vom 11. Februar bis zum 17. März 1992 der humoristische Roman

„**Wenn der Hund sich ein Herrchen nimmt...**“

abgedruckt. Der etwas elegantere Originaltitel lautet:

„**Un chien de saison**“.

Von einem befreundeten Ehepaar, das mit seinen Kindern für drei Wochen von Paris nach Schottland in die Ferien verreist, bekommt ein allein lebender Gelehrter den Boxer Nero zur Betreuung. Mit seinem „Feriengast“ erlebt der Erzähler, Professor Morand (Hieroglyphenentzifferer), allerlei Aufsehenerregendes. Der Boxer verschluckt z.B. an der spanischen Grenze eine wichtige Ausweisplakette, wirft dem befreundeten Archäologen die ganze Kartei durcheinander und zerstört im Garten das Beet der Gastgeberin mit den schönen roten Blumen.

Am Strand schwimmt er hinaus zur Luftmatratze, auf der sich ein Engländer sonnt. Er beisst natürlich ein Loch ins Schlauchboot. Zum Glück ist der Engländer ein guter Schwimmer mit Humor, etc. etc.

Obwohl der Leser während der Lektüre die ganze Zeit denkt, der Hund wähle sich als „Herrchen“ den gelehrten Junggesellen, kommt am Ende doch alles anders.

Nero, der lustige Boxer, kittet die auseinanderbrechende Familie seiner ursprünglichen Besitzer wieder zusammen und kehrt wieder zu dieser Familie mit den Kindern zurück.

Der Junggeselle aber kauft für sich selbst einen andern Boxer, denn das lustige Leben zusammen mit einem einfallsreichen Hund hatte ihm sehr gut gefallen.

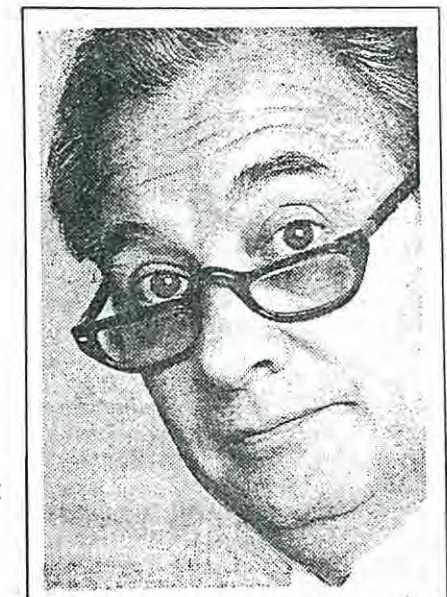
Maurice Denuzière

Wenn der Hund sich ein Herrchen nimmt...



Humoristischer
Roman

Copyright
deutsche Rechte
Scherz Verlag
Bern und München



Als letztes „Roman-Feuilleton“ druckte die NZZ vor einigen Jahren den Text „**Hölderlins Andenken**“, eine Erzählung von **Ludwig Harig** ab. Die Begründung für das Ende der Feuilleton-Romane lautete: „Es sind jetzt genügend billige Taschenbücher im Buchhandel erhältlich.“

Der Verfasser der bisher unveröffentlichten Prosaskizze ist in den siebziger Jahren durch Hörspiele und experimentelle Prosa bekannt geworden und hat mittlerweile auch autobiographisch geprägte Romane vorgelegt.

Hölderlin war 1802 ein halbes Jahr lang in Bordeaux als Hauslehrer in der Familie des deutschen Konsuls Daniel Meyer angestellt. Dies war Hölderlins letzter Versuch, sich dem lebenslangen Zwang zur geordnet-bürgerlichen Existenz zu fügen. Er kehrte im Schatten der endgültigen geistigen und seelischen Verstörung aus Frankreich zurück.

In der NZZ ist Hölderlins Gedicht „**Andenken**“ abgedruckt. Es ist eine kaum verständliche Schilderung der Zeit des Dichters in Südfrankreich, die in der Harigschen Erzählung ausführlich und verständlich geschildert wird.

Im Kanton Zürich existieren rund fünfzig **Senioren-Volkstanzgruppen**, so dass die Kantonal-Tanzleiterin Rosmarie Fehlmann, Männedorf, nicht all diese Gruppen zu einem gemeinsamen Treffen einladen kann. Die Zahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer wäre viel zu gross! Dieses Jahr, 1999, sollte sich die eine Hälfte am 27. März in Erlenbach, die andere am 8. Mai in Urdorf treffen.

Da am 8.5.1999 die GV des Verkehrsvereins Dietikon durchgeführt wird, schrieb ich Frau Fehlmann, die Senioren-Volkstanzgruppe Dietikon möchte gerne mit mir nach Erlenbach kommen, und ich meldete 16 Personen an. Wir wussten, dass man uns viel lieber in Urdorf gesehen hätte.

Fünf Tage vor dem Fest in Erlenbach, in der Tanzprobe vom 22.3.99, berichtete eine Teilnehmerin, sie habe in Hemberg bei Rosmarie Fehlmann einen Volkstanzkurs besucht und auf unsere Teilnahme in Erlenbach hingewiesen. Frau Fehlmann habe aber betont, sie erwarte die Gruppe Dietikon in Urdorf!

Grosse Verwirrung! Wenn wir in Erlenbach nicht erwünscht sind, dann gehen wir doch nicht hin! Doch, wir sind angemeldet, und in der Zeitung stand: „Jedermann ist willkommen.“ Man kann uns doch nicht fortschicken, wenn wir in Erlenbach auftauchen.

Um Klarheit zu schaffen, versuchte ich jeden Tag mehrmals, telefonisch mit der Kantonal-Tanzleiterin in Verbindung zu treten, doch sie war offenbar überlastet und nahm keine Gespräche mehr entgegen. Obwohl wir nun gar nicht wussten, woran wir waren, reiste ein Teil der Gruppe Dietikon am 27.3.1999 bei strömendem Regen nach Erlenbach. Um keine Schwierigkeiten zu bekommen schlossen sich „meine Leute“ schon unterwegs und vor allem am Eingang zur grossen „Dreifachhalle“ einzeln andern Gruppen an und fanden so mühelos Einlass.

Als etwas Ruhe an der Kasse war, erzählte ich den Leuten am Eingang unsern Roman und erfuhr, dass für uns 16 Verpflegungen bereitstehen, und ausserdem befinde sich ein Harass Mineralwasser am Platz, der für uns reserviert sei! Meine Leute hatten einzeln den andern Gruppen die verlangten zehn Franken bezahlt und bekamen auch bei diesen verschiedenen Gruppen ihre Verpflegung. Auch mir wurde ein Einzeleintritt gewährt, und die 16 Schinkenbrötchen der nicht mehr existierenden Dietikoner Volkstanzgruppe wurden in der Pause den Zuschauern verkauft.

In der Halle war ich sehr erleichtert, als im Gespräch mit Rosmarie Fehlmann die komische Situation zur Zufriedenheit aller gelöst werden konnte.

Das festliche Senioren-Volkstanz-Treffen in Erlenbach

begann am regnerischen 27.3.1999 mit Begrüssungsansprachen der Abteilungsleiterin „Alter und Sport“, **Nelli Schorro**, und der „Ober-Volkstanzleiterin“ **Rosmarie Fehlmann**. Als die zuletzt Genannte die vielen Gruppen aufzählte, erwähnte sie auch noch mich, als einen Tanzleiter, der ohne Gruppe zum Fest gekommen sei! In Wirklichkeit hatten sich meine Leute wegen allerlei Missverständnissen auf verschiedene andere Gruppen verteilt.

Das Programm bestand aus 25 einfachen Volkstänzen, darunter leider **nur zwei schweizerische**, Zwirbelmasollke und Stampfpolka. Seit 1930 vertrete ich den Standpunkt, bei Volkstanzanlässen seien **mindestens 50% Schweizertänze** zu tanzen. In den meisten Pro-Senectute-Volkstanzgruppen werden aber nur ausländische Tänze getanzt, was mich vor zwei Jahren veranlasste, den etwa 70 mir bekannten Seniorentanzleiterinnen - es sind tatsächlich lauter meist jüngere Damen aus Turnerkreisen - einen Brief zu schreiben, in welchem ich darlegte, dass sich die Schweiz ein **Armutszeugnis** ausstellt, wenn in Senioren- und Kindergruppen keine Schweizertänze eingeübt werden. Das Wort „Armutszeugnis“ druckte ich zentriert auf einer neuen Zeile in achtzehn Millimeter hohen Fettschriftbuchstaben

. Das sehr bedenkliche offizielle Pro Senectute-Volkstanzprogramm lässt sich aus der Entstehung der Alters- Sport- und Tanzgruppen erklären. Als bei uns in der Schweiz die ersten Senioren-Volkstanzgruppen entstanden und vom Staat wie andere Senioren-Sportgruppen kräftig gefördert wurden, existierten in Belgien, Holland und Dänemark bereits zahlreiche Altersgruppen, die Volkstanzonträger mit einfachen und vereinfachten Volkstänzen aus aller Welt (ohne Schweiz) zur Verfügung stellen konnten. Mit diesen Schallplatten und Tonbändern wurden die vielen benötigten schweizerischen Volkstanzleiterinnen ausgebildet.

Alle diese Senioren-Volkstanz-Leiterinnen, die meist aus Turnerkreisen kommen, kennen praktisch keinen einzigen Schweizertanz, obwohl wir bereits weit über tausend eigene Tänze in Martin Weys Computer gesammelt haben. Unter diesen vielen Schweizertänzen befinden sich auch solche, die sich für Seniorengruppen bestens eignen.

Wie ich erst später erfuhr, war zu Beginn der Senioren-Sportbewegung wegen Missverständnissen eine Zusammenarbeit mit der „Schweizerischen Trachtenvereinigung“ nicht nur schwierig, sondern geradezu unmöglich. Diese Umstände erklären auch, weshalb von den Senioren-Volkstanzleiterinnen nur ganz wenige aus der Trachtenbewegung herkommen.

Mein Brief vom „Armutszeugnis“ hatte immerhin zur Folge, dass Rosmarie Fehlmann und ihre Nachfolgerin Gisela Brogle in jeder Fortbildungslektion für die Senioren-Volkstanzleiterinnen wenigstens einen Schweizertanz neben etwa zehn oder fünfzehn ausländischen instruieren und repetieren.

Aus diesen Ausführungen kann geschlossen werden, dass mich persönlich der grosse Festanlass in Erlenbach gar nicht befriedigte. Und doch waren die teilnehmenden Seniorinnen und Senioren hoch erfreut, weil sie trotz ihrer Gebrechen und implantierten Kunstgelenken mitmachen und die hübschen oft extra für sie vereinfachten Ausländertänze mittanzen konnten.

Lange nicht alle Senioren-Volkstanzgruppen des Kantons Zürich konnten sich in Erlenbach beteiligen. Der Riesenanlass wird daher mit genau gleichem Programm am 8. Mai 1999 in der Mehrzweckhalle Urdorf wiederholt.

Familie
Pia und Reto Siegrist-Felber
Haldenstr. 1
8953 Dietikon
Tel. Nr. 740 78 51

Dietikon, 25. Mai 1999

Herrn
Karl Klenk
Holzmattstr. 15
8953 **Dietikon**

Sehr geehrter Herr Klenk

Meine Frau und ich sind in Dietikon aufgewachsen und seit 1987 an der Haldenstrasse 1 wohnhaft. Wir sind in der Zwischenzeit eine Familie mit drei Kindern im Alter von 2 ½, 5 1/2 und 8 Jahren.

Dietikon als Wohnort einer fünfköpfigen Familie entspricht nicht (so lesen und hören wir es immer wieder) der besten Wahl im Limmattal. Obwohl wir heute an einer sehr befahrenen Strasse, der Bremgartnerstrasse wohnen, möchten wir diese Stadt, die in der Zwischenzeit auch zum Schulort unserer Kinder wurde, nicht verlassen. Wir haben uns aber entschieden, innerhalb von Dietikon - sofern eine Möglichkeit besteht, eine ruhigere, sonnige Wohnsituation zu suchen, an der wir uns wohlfühlen würden.

Da wir die Familie Schaeren gut kennen, spazieren wir oftmals an Ihrer Liegenschaft vorbei und bewundern Ihre schmucke Liegenschaft, Ihre Wohnlage und vorallem Ihren grossen Garten. Da Laura, unsere älteste Tochter bereits ins Wolfsmattschulhaus zur Schule geht und Elia den Kindergarten in der Lachen besucht, möchten wir diese Ausbildungsorte für unsere Kinder nicht verändern und im Quartier wohnen bleiben.

Nach langem hin und her, ob einø Brief an Sie als „unverschämt“ betrachtet werden kann, haben wir uns trotzdem entschieden, Ihnen zu schreiben. Es ist uns wichtig Ihnen mitzuteilen, dass uns Ihr Haus sehr gut gefällt und wir vielleicht so die Möglichkeit erhalten, vor allfälligen Eigentumsveränderungen begrüsst zu werden. Es soll eine liebe Anfrage sein mit der Hoffnung, von Ihnen eine Antwort oder ein Telefon zu erhalten. Gerne würden wir uns vorstellen und Sie und Ihr Haus näher kennenlernen.

In der Hoffnung nicht falsch verstanden zu werden wünschen wir Ihnen eine schöne Frühlingszeit und freuen uns auf Ihre Nachricht.

Freundliche Grüsse

Pia und Reto Siegrist-Felber
Pia und Reto Siegrist-Felber

Karl Klenk, Holzmatt 15,
CH 8953 Dietikon -ZH
Tel. 01/740 86 87 vor-
mittags ev. 01/740 48 54.

Dietikon, 23. Mai 1999.

Liebe Familie Siegrist.

Sie sind nicht die ersten, die sich für mein Haus interessieren. Schon vor acht Jahren wollte mir ein Gewerbetreibender aus Dietikon die Liegenschaft abkaufen. Auch wurde schon zweimal bei mir eingebrochen. Die Fenster sind nicht sehr hoch oben, so dass man leicht Scheiben einschlagen und einsteigen kann.

Vorläufig geht es mir noch recht gut, und ich habe nicht im Sinn, mein Haus in absehbarer Zeit zu verlassen. Wir liessen es seinerzeit erbauen, als unser älterer Sohn jährlig, unser jüngerer noch gar nicht geboren war. Meine Frau und ich, wir sagten uns trotz kriegsbedingter Einschränkungen und anderer Schwierigkeiten, Haus und Garten mit Sandkasten etc. können wir am besten brauchen, so lange unsere Kinder noch klein sind. Ähnliche Überlegungen stellen auch Sie an, was ich gut begreife.

Sollte wider Erwarten bei mir eine Änderung eintreten, dann werden sich meine Söhne, die ich informierte, mit Ihnen in Verbindung setzen.

Mit recht freundlichen Grüßen.

 Karl Klenk.

*I*CH LOBE DEN TANZ,
DENN ER BEFREIT DEN MENSCHEN
VON DER SCHWERE DER DINGE,
BINDET DEN VEREINZELTEN
ZUR GEMEINSCHAFT.

ICH LOBE DEN TANZ,
DER ALLES FÖRDERT UND FÖRDERT;
GESUNDHEIT UND KLAREN GEIST
UND EINE BESCHWINGTE SEELE.

TANZ IST VERWANDLUNG
DES RAUMES, DER ZEIT,
DES MENSCHEN
DER DAUERND IN GEFAHR IST
ZU ZERFALLEN GANZ HIRN
WILLE ODER GEFÜHL ZU WERDEN.

DER TANZ DAGEGEN FORDERT
DEN GANZEN MENSCHEN
DER IN SEINER MITTE
VERANKERT IST,
DER NICHT BESESSEN IST
VON DER BEGEHRICHKEIT
NACH MENSCHEN UND DINGEN
UND VOM DÄMON
DES SELBSTSÜCHTIGEN ICH.

DER TANZ FORDERT
DEN BEFREITEN,
DEN SCHWINGENDEN MENSCHEN
IM GLEICHGEWICHT ALLER KRÄFTE.
ICH LOBE DEN TANZ.

O MENSCH, LERNE TANZEN,
SONST WISSEN DIE ENGEL
IM HIMMEL MIT DIR
NICHTS ANZUFANGEN.

AUGUSTINUS

„DER TANZ HOLT DEN HIMMEL AUF DIE ERDE“

Predigt des Herrn Abt Raimund Schreier, anlässlich der 50-Jahr-Feier der Tiroler Landesarbeitsgemeinschaft für Volkstanz, am 17. Oktober 1998 in der Stiftskirche in Wilten, Innsbruck

Liebe Mitchristen!

Es gibt keine Geschichte der Menschheit ohne Musik und ohne Tanz.

Ja wahrscheinlich gibt es kaum einen anderen Bereich als den des Tanzes, der so viel vom Leben der Menschen erzählt, von seinem Selbstgefühl und seiner Gemeinschaftsbezogenheit, von seiner Gotteserfahrung und seiner Weltanschauung.

Lange bevor die Denker der Antike ihre tief-sinnigen Betrachtungen über den Tanz aufschreiben, gibt es Bilder von tanzenden Menschen und Göttern. Da sind die Wandmalereien der großen frühgeschichtlichen Höhlenheiligtümer. Sie zeigen immer wieder Tänzer. Tanzend tastet sich der Jäger der Urzeit an das Geheimnis der Lebenskraft seiner erhofften Jagdbeute heran.

Und weil der Tanz das ganze Leben zu symbolisieren vermag, ist er überall gegenwärtig. Wir finden ihn bei Kultfeiern und den großen Ereignissen im Leben des Einzelnen, der Familie und der Sippe. Aber er dient genauso der Ermutigung der Krieger und der Siegesfeier. Und ganz vereinzelt gibt es auch den Klagereigen und den Totentanz.

In erster Linie ist der Tanz aber ein Zeichen des Friedens, des Heils und des Glücks.

Und in dieser Bedeutung begegnet uns der Tanz auch in der Bibel.

Wenn der Tanz in Israel auch nie im Gegensatz zu anderen Kulturen in den Mittelpunkt des Gottesdienstes gehörte, so hatte er doch seinen wichtigen Platz in der Tempelliturgie. So heißt es zum Beispiel im Psalm 18:

„Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat, wir wollen jubeln und uns an ihm freuen... mit Zweigen in den Händen schließt euch zusammen zum Reigen bis zu den Hörnern des Altars.“

Und Verse aus Psalm 149 und 150 lassen uns erkennen, wie Israel den Lobpreis Gottes als Gebet darbringt mit Leib und Seele, mit Musik und Tanz.

Das Hebräische hat acht verschiedene Zeitwörter für „tanzen“.

Das allein zeigt, welchen wichtigen Platz der Tanz im Leben des Volkes Israel einnimmt. Da singen und tanzen die Frauen unter der Führung von Miriam, der Schwester des Aaron. Sie loben Gott, der sie sicher durchs Schilfmeer geführt und aus der Hand Ägyptens befreit hat.

Und von David erzählt die Bibel:

„David und das ganze Haus Israel tanzten und sangen vor dem Herrn mit ganzer Hingabe und spielten auf Zither, Harfen und Pauken, mit Rasseln und Zimbeln.“
(2 Sam 6,5).

Auch im neuen Testament ist an einigen Stellen die Rede vom Tanz: So erzählt die Geschichte vom barmherzigen Vater, wie die Heimkehr des verlorenen Sohnes, gleichsam ein Fest der Auferstehung, mit Musik und Tanz gefeiert wird.

In einem anderen Zusammenhang spricht Jesus von den Tanzspielen der Kinder. Und schließlich berichten die Evangelien auch vom Tanz der Stieftochter des Herodes, die dafür das Haupt Johannes des Täufers verlangt. Daneben gibt es die Gleichnisse, mit denen Jesus seinen Zuhörern das Himmelreich als ein festliches Hochzeitsmahl vor Augen stellt. Und wer denkt da nicht an Musik und Tanz?

Auch von christlichen Autoren, bei Kirchenvätern und Bischöfen finden wir eine Vielzahl von Texten, die besagen, daß der Tanz in der Kirche die Freude des Geistes durch den Geist des Körpers ausdrückt. Viele mittelalterliche Schriften beschreiben auch liturgische Tanzspiele, die in den Kirchen oder im Kreuzgang zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen veranstaltet werden.

Heute ist es in der Kirche Afrikas und Indiens selbstverständlich, daß z.B. die Gaben in Form eines Tanzes zum Altar gebracht werden, oder der Altar in Tanzschritten beräuchert wird.

Man kann also sagen: Bei allen Völkern und Kulturen dieser Erde haben sich die verschiedensten Tanzformen entwickelt. Bei uns in Tirol ist es eben unter anderem der Volkstanz, der dank dem Engagement der Tiroler Landesarbeitsgemeinschaft für Volkstanz erhalten geblieben ist und heute noch gepflegt wird.

Ich möchte allen danken, die in diesen vergangenen 50 Jahren ihren Beitrag dafür geleistet haben und möchte zu diesem Jubiläum ganz herzlich gratulieren.

Ein Jubiläum ist Anlaß zum innehalten und nachdenken. Und so lade ich ein, ein wenig zu überlegen, was für eine Bedeutung der Tanz für uns Menschen des 20. Jahrhunderts und des beginnenden 3. Jahrtausends hat. Was bewirkt er?

1. Tanzrituale sind Ausdruck von Leichtigkeit: Rituale verschaffen in unserer verzweckten

Welt einen Raum für das Zweckfreie und für das Spiel. Sie bringen in die Tretmühle unseres Alltags etwas Luft, einen Raum zum Atmen, das Gefühl von Freiheit und Selbsterleben. So nehmen Tanzende das Menschsein leichter, haben eine eher lockere Art im Umgang miteinander, gehen nicht so tierisch ernst mit sich selbst um.

Und diese Leichtigkeit schafft Vertrauen ins Leben. Tanzrituale sind ein Ausdruck von Leichtigkeit.

2. Tanz und Musik bilden Gemeinschaft:

Gerade der Volkstanz kann Generationen zusammenschmieden, Gruppen bilden, Familien einen, auch Städte und Länder, ja Kulturen, Zeitalter und Kontinente. Und wenn man bedenkt, daß die Isolation, Einsamkeit eine der bedrohlichsten Faktoren der modernen Massengesellschaft ist, dann weiß man, welchen Stellenwert die Musik und der Tanz gerade auch für unsere Epoche haben. Und deshalb wünsche ich allen Beteiligten dieser Festveranstaltung, daß sie beim Musizieren und Tanzen das Miteinander entdecken, die Grenzen vergessen, daß sie Freunde werden.

3. Tanz vermittelt den Akteuren wie den Zuschauern Freude und Heiterkeit:

Für die ersten Christen war die Heiterkeit und Fröhlichkeit ein Zeichen für eine stimmige Spiritualität. Wer sich ganz und gar angenommen fühlt, sich in der Hand Gottes geborgen weiß, der strahlt solche Freude aus. Er geht nicht mit einer finsternen Miene durch die Welt. Es ist ein Strahlen, das von innen kommt, weil eben alles in ihm vom heilenden und wärmenden Licht göttlicher Liebe erleuchtet ist.

Solche Heiterkeit und solche Freude steckt an. Der Tanzende verschließt nicht die Augen vor der Wirklichkeit; aber er sieht sie aus der Perspektive des Geistes Gottes. Er versucht, sich mit seinen Flügeln über die Welt zu erheben und sie trotz aller Schwere mit einer inneren Heiterkeit anzuschauen. Es tut gut, in der Nähe von heiteren Menschen zu sein. Und so wünsche ich uns allen die Begegnung mit vielen tanzenden, heiteren Mitmenschen, damit es um uns herum heller wird.

Mögen gerade der Volkstanz mit seinem Ländler und Walzer, mit seiner Polka und dem Marsch, aber auch mit seinen frohen Melodien dieses Licht in das Dunkel der Welt bringen.

Liebe Andächtige!

Seit Jahrtausenden holt der Tanz den Himmel auf die Erde herunter, er stellt „erlöstes Dasein“ sichtbar in die Zeit.

Möge dieses Jubiläum, mögen Eure Tänze und Eure Musik

—uns verhelfen zu mehr Leichtigkeit und Vertrauen in die Geborgenheit Gottes,

—verhelfen zu mehr Gemeinschaft und Freundschaft,

—verhelfen zu mehr Heiterkeit und Freude. Das ist mein Wunsch für heute und für unsere Zukunft. Amen.

**Sicherheit, Medizin,
Rettungswesen**

**Sicurezza, medicina,
soccorso in montagna**

**Sécurité, médecine,
sauvetage**

Pharmakologische Steighilfen für Berg- gänger?

Amphetamine und Gly-Coramin

Amphetamine wurden früher als Dopingmittel im Leistungssport missbräuchlich eingesetzt. Eine österreichische Studie¹ hat gezeigt, dass sie von Berggängern bei Aufstiegen ab 2500 m verwendet werden. Amphetamine und Gly-Coramin sind aber kein Ersatz für ausreichendes Körpertraining.

Wer möchte nicht leichtfüssig steile Berganstiege erklimmen und aus unendlichen Energiereserven schöpfen? Wenn der lange Büroalltag ein regelmässiges Vorbereitungstraining verhindert, greift so mancher Berggänger zu Aufputzmitteln, um sein Leistungsdefizit zu überspielen.

In der erwähnten Studie wurden von 253 männlichen Bergsteigern Harnproben auf den Gehalt von Amphetaminen untersucht. Amphetamine, früher als Doping im Leistungssport missbräuchlich eingesetzt, sind in einigen rezeptpflichtigen Appe-

tituzüglern enthalten. Sie bewirken das Gefühl einer gesteigerten Leistungsfähigkeit, wobei die objektiv gemessenen Leistungen meist nicht den subjektiv empfundenen Möglichkeiten entsprechen. Müdigkeit als schützendes Zeichen der erreichten Leistungsgrenze wird nicht mehr wahrgenommen.

Amphetamine – wenn's in die Höhe geht

Bei Bergtouren unter 2500 m Höhe wurde bei keinem der Bergsteiger ein Amphetamingebruch nachgewiesen. Bei Aufstiegen zwischen 2500 m und 3300 m war in 2,7%, zwischen 3300 und 3800 m in 7,1% der Harnproben ein Amphetaminnachweis möglich. Offenbar kommen Alpinisten bei Hochtouren eher in Versuchung, ihre Leistung medikamentös zu steigern. Zudem war bei Bergtouristen mit Wohnsitz im ausseralpinen Bereich der Amphetaminnachweis signifikant häufiger. Leider sind bislang keine weiteren Studien durchgeführt worden, die diese doch überraschenden Resultate bestätigen oder widerlegen.

Weder ethisch noch medizinisch vertretbar

Eine wissenschaftlich nachvollziehbare Anwendungsbegründung für Amphetamine besteht im Alpinismus nicht. Diese Medikamente sind kein Ersatz für ein fehlendes Körper-

training. Ihre Anwendung zur Leistungssteigerung im Hinblick auf das Erreichen eines bergsteigerischen Ziels ist aus ethischen und medizinischen Gründen abzulehnen. Die Gefahr der Amphetamine besteht sowohl in den bekannten Nebenwirkungen wie Halluzinationen, Herzrhythmusstörungen, Übelkeit und Bauchkrämpfe, als auch in der Mobilisierung geschützter Energiereserven.³ Nach Aufhören der Medikamentenwirkung besteht die Gefahr eines tödlichen Kreislaufversagens. Verschiedene Todesfälle beim Expeditionsbergsteigen werden mit Amphetaminen in Verbindung gesetzt.

Und Gly-Coramin?

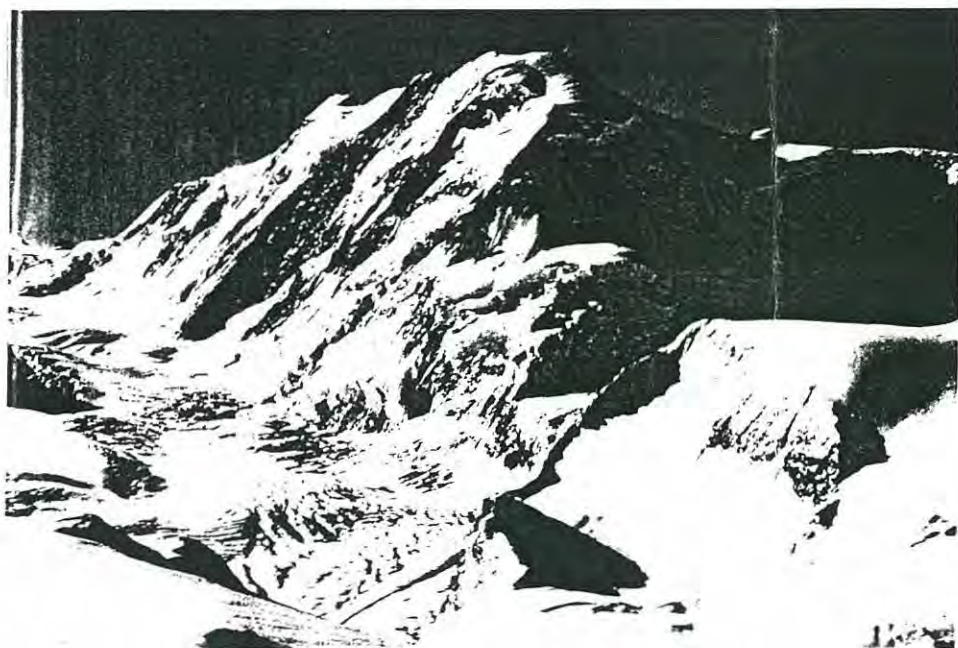
Aus Bergführerkreisen wurde der Wunsch nach mehr Information über Gly-Coramin geäussert. Gly-Coramin wird als «Energetikum» in Form von Lutschtabletten im freien Verkauf angeboten. Es enthält neben Zucker den Wirkstoff Nikethamid, ein sog. Analeptikum, das das Atem- und Kreislaufzentrum des Gehirns aktiviert. Gemäss der Vertreiberfirma Novartis sollen eine leichte Atemstimulation die «Höhenbeschwerden» lindern und der Zuckersatz als schneller Energielieferant die Leistungsfähigkeit steigern. Der Dosispielraum zwischen erwünschten Wirkungen und unerwünschten Nebenwirkungen ist gering.⁴ Gemäss Auskunft des Toxikologischen Informationszentrums Zürich würde mit Einnahme der empfohlenen Tagesmaximaldosis je nach Körpergewicht des Berggängers die Schwelle erreicht, ab der Nebenwirkungen wie Erregungszustände, Übelkeit und Herzklopfen zu erwarten sind.

Auch hier gilt, dass mit Gly-Coramin weder Trainingslücken noch die Akklimatisation beschleunigt werden können. Und Traubenzucker ist auch in einer kostengünstigeren Form erhältlich.

*Dr. med. Karin Litscher, Chur
(SGGM) ■*

Auf Hochtouren (über 2500 m) ist die Versuchung grösser, die Leistungsfähigkeit medikamentös zu steigern, wobei die Verwendung von Amphetaminen bei Bergtouristen

mit Wohnsitz im ausseralpinen Bereich signifikant häufiger festgestellt wurde; Liskamm und Grenzletscher, ein beliebtes Hochtouren-Ziel.



¹ Roggla, G. Amphetamindoping beim Freizeitbergsteigen in mittleren Höhenlagen in den Alpen. *Schweiz. Zeitschrift für Sportmedizin*, 1993, 41: 103-105

² Forth, W. Pharmakologie und Toxikologie 1980, 418-421, 458-460

³ Jenny, E. Bergsteigen, Höhenaufenthalt und Medikamente. *Jahrbuch '92 der Österreichischen Gesellschaft für Alpin- und Höhenmedizin*, 1992, 5: 75-84

⁴ Myers, D. *Side Effects of Drugs* 12th edition, 1992, 9: 17

Heute, Mittwoch, 28.4.1999, fuhr ich mit Bahn und Tram zum Irchelpark, Zürich, wo sich ausser den neuen Hochschulen auch des

Staatsarchiv des Kantons Zürich

befindet. Willy Lehmann, Chrebsbachstrasse 23, 8162 Steinmaur, hatte pensionierte und aktive Lehrkräfte zu einer Führung eingeladen, und es erschienen rund zwanzig Interessenten. Schon vor der offiziellen Begrüssung trat Herr Lehmann auf mich zu, freute sich, dass auch ich wieder einmal eine seiner Veranstaltungen besuchte und fragte, wie es Sohn Karl in Thun ergehe. Ich sagte, momentan erfreue er sich an kurzen Ferien in Barcelona. Gerne richte ich ihm die Grüsse Lehmanns aus, was hiemit geschieht.

Die Führung im Staatsarchiv durch einen Herrn **Suter** war hervorragend. Wir sahen im Lesesaal, wie an den Tischen zwischen den Gestellen voller Chroniken, Urkunden, Pfarrbücher, etc. mit mehr als tausend Jahre Zürcher Geschichte gearbeitet wurde. Die anwesenden Leute entnahmen allerlei Daten aus den für sie wichtigen Dokumenten.

Im anschliessenden Vortragssaal hatte Suter zu mehreren Themen **Dokumente** für uns bereitgelegt, so z.B. die älteste Verfassung des Kantons Zürich, den sogenannten „Richtbrief“ von 1304, die von Napoleon für Zürich gemachte Verfassung, sowie die verschiedenen neuesten Ausgaben der Kantonsverfassung.

Bis 1798 war Zürich der „**Vorort**“ der **Eidgenossenschaft**. Wenn ausländische Staatsoberhäupter etwas mit der Schweiz zu verhandeln hatten, dann gelangten ihre Schriftstücke nach Zürich, wo Abschriften für die übrigen alten „Orte“ angefertigt wurden. Wir sahen daher Unterschriften von berühmten Grössen, wie z.B. von **Elisabeth** der Ersten von England, von **Friedrich** dem Grossen von Preussen und von **Napoleon**. Auch Schriften des Staatsschreibers Gottfried Keller und des berühmten Gelehrten Einstein wurden uns gezeigt.

NB: Der in Bern wohnende Einstein war nach Zürich gewählt worden, und da er kein Geld hatte, bat er den Staat Zürich ihm die Kosten des Umzugs nach Zürich zu bezahlen!

Interessant sind die **Anreden und Schlussformeln** auf Dokumenten, die zwischen den einzelnen alten Orten verschickt wurden. Sie blieben durch Jahrhunderte immer gleich: „Getreue, liebe Eidgenossen...“ zu Beginn und am Schluss: „Wir benützen auch diesen Anlass, Euch samt uns dem Machtschutz Gottes (oder Gottes Gunst und Schutz) zu empfehlen.“

Herr Suter las uns auch vor **aus alten und neueren Gerichtsprotokollen**. Da wurde uns klar, wie die Zeiten sich geändert haben. In alten Zeiten bekam einer Krach mit seinem Nachbarn. Er erschlägt ihn, raubt ihn aus und wirft ihn in den Katzensee. Ihm sollen Arme, Beine und der Rücken an ganz bestimmten, genau beschriebenen Stellen gebrochen werden, so dass er aufs Rad geflochten werden kann.

Auch alte **Ratsprotokolle** wurden den neuesten gedruckten Kantonsratsprotokollen gegenübergestellt, die stets viele hundert Seiten zählen. Das älteste im Staatsarchiv gelagerte Dokument ist die **Gründungsurkunde des Fraumünzlers vom Jahr 853**.

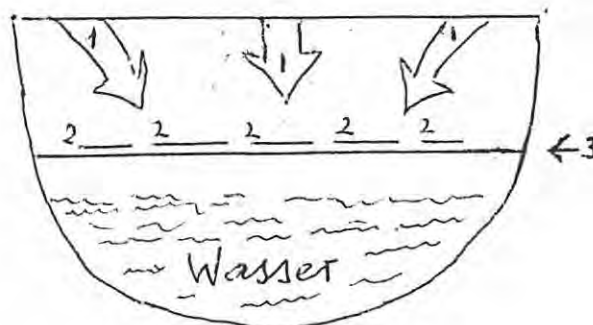
In einem der verschiedenen Untergeschosse des kantonalen Staatsarchivs erklärte uns Herr **Caminati** die verschiedenen Schäden, die vor allem durch Feuchtigkeit an Dokumenten entstehen können, wie z.B. Schimmel, Zusammenkleben von Seiten, durch Insekten herausgefressene Löcher, etc.

Es stehen grosse, leistungsfähige und moderne Maschinen zur Verfügung, und doch ist es nicht möglich, in nützlicher Frist mit nur drei Fachleuten, die fünf Kilometer Dokumentationsmaterial zu konservieren, zu flicken und zu kopieren, wie dies dringend nötig wäre. Es müssen also Prioritäten gesetzt werden.

Besonders eindrücklich ist das Flickern von Löchern und das Ergänzen von abgerissenen Ecken und Seitenrändern in der grossen Maschine.

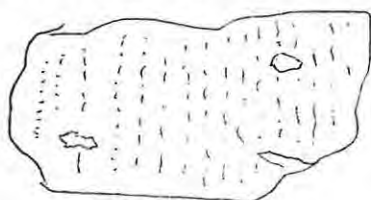
Das Prinzip der Papierergänzung

In die etwa einen Quadratmeter grosse Wanne fliesst von oben das Wasser, in dem Zellulose aufgelöst ist. (1) Die mit neuem Papier zu ergänzenden Dokumente (2) liegen auf einem feinen Sieb (3).

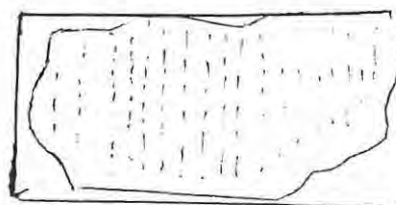


Das Zellulose enthaltende Wasser

füllt Lücken und ergänzt fehlende Ränder mit neuem Papier. Aus den Fragmenten kann wieder ein schönes Buch gebunden werden.



Vorher



Nachher

Wertvolle Dokumente werden auch Seite um Seite fotografiert und kopiert. Mikrofilme werden hergestellt etc. etc.

„**Wenn Bettelmönche bauen**“ (Die Prediger in Zürich). Die ref. Kirchgemeinde Dietikon hatte auf Freitag, 23. April 1999, 17 bis 19 Uhr, nach Zürich zu einer kompetenten Führung eingeladen. Um 16 Uhr 15 trafen sich etwa zwanzig Interessenten,* von denen ich vor allem Frau und Herrn Pfr. Rothfahl, C. Schaffner und Wullschlegers kannte.

Vom Bahnhof Stadelhofen begaben sich die Besucher der drei Ausstellungen zuerst zur „Helferei“ beim Grossmünster, wo die Führerin - leider weiss ich nichts von ihrem Namen, nichts von ihrem Beruf und nichts von ihrer Ausbildung - an Hand eines grossen Plans der Innenstadt darlegte, dass Zürich im Mittelalter eine **Kirchenstadt voller Klöster** war.

Mit vielen Tabellen, Texten und Bildern werden die verschiedenen Orden, die Dominikaner (=Prediger), die Franziskaner, die Klosterfrauen, die Mönche und die Beginen ausführlich und anschaulich geschildert. Im oberen Stock kann sogar die Zelle einer Nonne in ihrer ganzen Ärmlichkeit besichtigt werden.

Ein versierter Herr der **Stadtarchäologie** führte die Gesellschaft aus Dietikon nach der Besichtigung in der Helferei zur **Predigerkirche** und schliesslich zum **Haus zum Rech**. Unterwegs bei den zusammengebauten Häusern „Obere-“ und „Untere Zäune“ fragte man sich, woher diese Strassenbezeichnung kommen könnte. Hier befand sich ja keine Stadtmauer, und doch war das Gebiet eingezäunt, wahrscheinlich zum Schutz der hier wohnenden Frauen, der **Beginen**. Mehrere solche Frauenquartiere können in der Altstadt von Zürich nachgewiesen werden. Sie sind vor allem in Belgien bekannt.

* am Bahnhof Dietikon

Beim **Staatskeller** sahen wir einen noch erhaltenen Teil vom Kreuzgang des ehemaligen **Franziskanerklosters** und gleich daneben, westlich des Neumarkts, war einst das **Dominikanerkloster**. Im Mittelalter befanden sich diese beiden grossen Klöster am nördlichen Rand der Stadt, von der sie das Bauland unter einer eigenartigen Bedingung erhalten hatten.

Diese Bedingung lautete, die Mönche müssten als Gegenleistung für das Gratisland nicht nur ihre Klöster, sondern für die Stadt auch noch nördlich ihres Areals die **Stadtmauer** errichten. Und tatsächlich, die Klösterleute bauten die damalige Stadtmauer vom Gebiet des heutigen Kunsthauseis längs des heutigen Seilergrabens bis zu Zentral.

Der Pfarrer der **Predigerkirche** schilderte uns in einem ausführlichen Vortrag die Unterschiede zwischen den Franziskanern und den Dominikanern. **Dominikus** war ein **Prediger gegen Irrlehren**, der 1216 seinen Orden stiftete. Die Dominikaner (oder Prediger) in ihrer weissen Tracht waren keine Mönche, wie man sie sich vorstellt. Sie blieben nicht in ihren Klöstern, nein, sie zogen hinaus um zu predigen. So kamen sie 1229 von Strassburg her auch nach Zürich, wo sie ihre Predigten vor allem an die oberen Schichten der Bevölkerung richteten. Wenn sie auch „Bettelmönche“ waren, so verfügte ihr Orden doch über grossen Reichtum, so dass sie die riesige Predigerkirche bauen konnten. Kurz, sie hatten in Zürich ganz gewaltigen Erfolg. Wichtig waren ihnen Orte der Begegnung mit einflussreichen Leuten.

Nach **Franz von Assisi** (1182 bis 1226) nennen sich die **Franziskaner**, die den ersten „Bettelorden“ gründeten. Sie bekennen sich zur Armut, zur Weltflucht und zur Askese, konnten aber doch dank der Schenkung Zürichs auf dem erhaltenen Grundstück ihr Kloster (und ihren Teil der Stadtmauer) bauen.

Auch in der Predigerkirche sind im Zusammenhang mit der gegenwärtigen Ausstellung Stellwände mit Bildern und Texten zum Thema „Mittelalterliches Zürich“ aufgestellt

Unser Führer von der **Stadtarchäologie** führte uns neben der „Kantorei“ am Neumarkt in sein eigentliches Reich, wo sich ein riesengrosses, wunderschönes **Modell der Stadt Zürich um 1800** befindet. Dies Gebäude der Stadtarchäologie mit verschiedenen Ausstellungen kann täglich von 08 bis 18 Uhr besucht werden.

Während die meisten Teilnehmer an der hier geschilderten Besichtigung nun in der „Kantorei“ zum Nachtessen einkehrten, begab ich mich ganz gemütlich auf den Weg zum Hauptbahnhof, wurde aber auf halbem Weg von Frau Pfarrer Rothfahl eingeholt, die offensichtlich einen ganz bestimmten Zug erreichen wollte. Wir beschleunigten daher unser Marschtempo. Wenn ich allein gewesen wäre, hätte ich mein normales Marschtempo beibehalten. Es verkehrt ja um diese Zeit immer noch alle 15 Minuten ein Zug.

Vielleicht glaubte aber auch Frau Rothfahl, **ich** wolle den früher verkehrenden Zug erreichen. Sie schlug vor, im Laufschrift von der Mitte des Limmatquais bis zum Bahnhof zu rennen, was ich wohl oder übel mitmachte. Als wir zum Bahnhof gelangten, fehlten gerade noch zwei Minuten bis zur Zugsabfahrt. Ich keuchte ganz ordentlich, gab aber mit der Hoffnung, der Zug habe ein wenig Verspätung, nicht auf.

Frau Rothfahl bewies ihre Sportlichkeit und rannte immer schneller durch den nun riesengross erscheinenden Hauptbahnhof. Als wir zur Rolltreppe gelangten, erblickten wir unten den zur Abfahrt schon bereitstehenden Zug und rannten so schnell als möglich die Treppe hinunter. Es wäre wirklich ärgerlich gewesen, wenn er uns vor der Nase abgefahren wäre.

Wir stiegen ein, und schon bevor wir Atemlose einen Sitzplatz gefunden hatten, setzte sich der Zug in Bewegung. Von der Station Hardbrücke an konnten wir auch wieder einigermaßen normal atmen und reden, denn unsere ausgelüfteten Lungen hatten sich inzwischen wieder beruhigt. Da sich unser Gespräch auch mit dem Ortsmuseum Dietikon befasste, und da die Frau Pfarrer dieses gar nicht kannte und auch noch nie besucht hatte, warfen wir im Vorbeiweg einen Blick hinein.

Meine Niederschrift interessanter Ereignisse unterblieb, weil ich in den letzten Wochen mit „**Malerarbeiten**“ beschäftigt war. Zuerst strich ich mit dunkelbrauner Farbe die *Fensterläden*, nicht aber im obern Stockwerk meines Hauses an der Holzmattstrasse 15 in Dietikon den Rollläden. Ich wagte es nicht, mit Farbe und Pinsel in der Hand aufs Dach über der Stube zu steigen.

Dann mischte ich ein hübsches Hellgrün und behandelte *Gartenstühle, Gartenbank und Gartentisch* vorn und hinten, oben und unten. Mit Metallschutzfarbe frischte ich alle Metallteile der Gartenmöbel auf, und, um diese Kunstharzfarbe aufzubrauchen, beschäftigte ich mich tagelang mit der verrosteten „*Wöschhäcki*“, mit dem *Zaun und Geländer* beim Kellerhals und mit den *Drähten* längs der Ostseite des Hauses und weitem rostgefährdeten Metallgegenständen.

Jetzt kann ich meine Malutensilien, die Pinsel, die Spachteln, das Glaspapier, die Farbbüchsen und den Kunstharzverdünner wieder wegräumen. Da die kleinen Farbreste bis zur nächsten Malaktion eingetrocknet sein werden, entsorge ich sie jetzt schon.

Vom 28. bis 30. Mai 1999 dauerte das verlängerte **Volkstanzwochenende**, das die „Nordische Volkstanzgruppe Zürich“ im Sportzentrum Filzbach, Kerenzberg, durchführte. Da ich diese Gruppe vor 16 Jahren in Zürich aufbaute und lange Zeit leitete, und da ich derer erstes Ehrenmitglied bin, fuhr ich mit meinem V-W-Golf am Freitagnachmittag bei schönstem Wetter hinauf ins Glarnerland.

Das Zweibettzimmer teilte ich mit **Erik Egloff**, dem gegenwärtigen Präsidenten der nordischen Tanzgruppe, die einen der besten schwedischen Spiel Männer und den Volkstanzlehrer **Thomas Pilkrona** in die Schweiz eingeladen hatte. Viele Jahre lang besuchte und leitete ich Sing- und Volkstanzwochen im Ferienhaus „Lihn“ unmittelbar unterhalb des riesigen Sportzentrums. Dieses Zentrum ist viel grösser als man denkt, denn es ist mit seinen Turnhallen, seiner Schiessanlage, mit seinem grossen Hallenbad, seinen Laufbahnen, Sport- und Tennisplätzen sehr geschickt in die Landschaft hineingebaut.

Vor vielen Jahren, als wir im „Lihn“ schöne Ferientage verbrachten, besuchte ich ein einziges Mal das Hallenbad, die übrigen Luxus-Sportanlagen blieben mir aber bis zum 28.5.1999 unbekannt. Ich hatte also viel zu staunen, und zwar nicht nur über die gepflegten Anlagen, sondern auch über die geschickten Kunst-Radfahrer, die wie wir in einer der grossen Turnhallen ihre Kunststücke einübten.

Während bei uns in der Schweiz laufend neue **Tanzfiguren** erfunden und auf neue Art kombiniert werden, pflegen die Schweden vor allem ihre verschiedenen **Polska- und Hamboschritte**. In der Regel tanzt die Tänzerin einen etwas andern Schritt als der Tänzer, so dass es schon wegen der raschen Drehung der Paare unmöglich ist, die Schrittfolge nachzutanzten, ohne sie vorher sorgfältig erlernt zu haben.

Die verschiedenen Schritte übten wir in den folgenden nordischen Volkstänzen: Lilla Julia, Ränningen, Schottisch fran Jdre, Kehraus, Dubbel fyrtur fran Allerun, Skansk slängspolska, Attamannadans fran Ödsmal, Attatur fran Kullabygden, Bingsjöpolska, Windmüller, Snurreboken fran Medelpad, Langsomma Gjartel, Menuet (Skansk & Dansk), Västgöta-Polska, etc. Da mir die schwedischen Sonderzeichen fehlen, sind die Tanzbezeichnungen wohl nicht ganz korrekt geschrieben.

Während viele der Teilnehmer nachts nach Schluss des offiziellen Tanzunterrichts (um 22 Uhr) noch bis nach Mitternacht oben im Restaurant an der Durchgangsstrasse plauderten und Musik des hochbegabten Spielmanns anhörten, begab ich mich jeweils sofort zur Ruhe. Ich schlief so gut, dass ich von Eriks Rückkehr ins Zimmer gar nichts hörte. Am folgenden Tag war ich dann aber gut ausgeruht und aufnahmefähig.

Früh morgens geschah jeweils das Umgekehrte. Wie zu Hause in Dietikon stand ich pünktlich um halb sieben Uhr auf, ohne den noch tief schlafenden Erik zu wecken. Bei schönstem Wetter unternahm ich einen kleinen Spaziergang durch die weitläufigen Sportanlagen.

Am Sonntagnachmittag um 16 Uhr 30 wurde das wohlgelungene Treffen beendet. Ernst Müller aus Hombrechtikon, ein schon etwas älteres Vereinsmitglied, das von Anfang an mit seiner Frau und andern Verwandten in der nordischen Tanzgruppe mitarbeitet, hatte mir die traurige Tatsache verraten, dass Yvonne und Markus Steinmann-Gerber nun getrennt voneinander leben! Yvonne Gerber war sehr beliebte Lehrerin im Schulhaus Fondli, Dietikon, heiratete Markus und lebt nun mit ihren beiden Töchtern, welche die erste und die vierte Klasse besuchen, „alleinerziehend*“ an der Hürstholzstrasse 8 in 8046 Zürich-Affoltern.

Glücklicherweise hatte ich all dies rechtzeitig erfahren, so dass ich ohne diese unglücklichen Verhältnisse im Gespräch ungeschickt anzuschneiden, Yvonne im Auto mit nach Zürich nehmen konnte. Ich stellte sie in der Nähe ihrer Wohnung ab und fuhr durch den Gubristtunnel heim nach Dietikon. Yvonne's Mutter, Barbro Gerber, tanzte übrigens von 1982 an bis zu ihrem Wegzug nach Basel auch in der nordischen Volkstanzgruppe Zürich.

Ortschronist Karl Heid

(1896 bis 1968)

In den Dreissigerjahren bestand die **Heimatkundekommission Dietikon** „theoretisch“ aus drei Personen, aus Karl Heid, einem Abgeordneten des Gemeinderats und aus einem Viertklasslehrer.

„Praktisch“ aber bestand diese Kommission aus Karl Heid ganz allein. Er amtierte als Kommissionspräsident, Forscher, Sammler, Ortschronist, Aktuar, Kassier und Materialverwalter, erstellte jedes Jahr einen Tätigkeitsbericht für den Gemeinderat und bekam daraufhin eine bescheidene finanzielle Unterstützung.

Ein freiwillig und ehrenamtlich mitarbeitender **Viertklasslehrer** konnte nicht gefunden werden, obwohl die Behandlung der Wohngemeinde damals zum Stoffplan der vierten Primarschulklasse gehörte. (5. Klasse Kanton Zürich; 6. Klasse Schweiz; Oberstufe Europa, Erdteile und Weltall). Da Karl Klenk 1934 an der Bahnhofstrasse 12, in Dietikon einzog, d.h. in unmittelbarer Nähe von Karl Heids Wohnung, ergaben sich nachbarschaftliche Gespräche, und der junge Sekundarlehrer konnte als Mitglied des Verkehrsvereins und der Heimatkundekommission Dietikon gewonnen werden.

Karl Heid jedoch besorgte alle heimatkundlichen Arbeiten immer noch ganz allein. Einmal im Jahr lud er den Sekundarlehrer zu einer Sitzung in seine Wohnung ein, zu welcher aber nie ein **Vertreter der Gemeinde** erschien, da ja alles auch ohne diesen ganz reibungs- und problemlos verlief. Auch der Vertreter der Lehrerschaft hatte nichts anderes zu tun, als von Karl Heids verschiedenen Tätigkeiten, von seinen Ausgrabungen, Funden, Anschaffungen, Zeichnungen und Texten Kenntnis zu nehmen.

Es war eine grosse Gnade und Ehre für die Lehrkraft, als Karl Heid seinem „Mitarbeiter“ einen rötlichen Stein in die Hand drückte und dabei bemerkte: „Dieses Beil aus der Steinzeit können Sie behalten. Es hat für mich keinen Wert mehr, da ich nicht mehr weiss, wo ich es fand.“

Einige Jahre später bekam Karl Klenk eine Abschrift von Karl Heids **Sammlung der Dietiker Flurnamen**, besprach die teils recht sonderbaren Bezeichnungen von Ländereien mit seinen Schülerinnen und Schülern und bat sie, bei ihren Eltern und Grosseltern nach Erklärungen zu forschen. So kam der Stoff zusammen für das Büchlein „**Sagen aus dem Limmattal**“, das 1947 im Verlag Oskar Hummel als Sonderdruck aus dem „Limmattaler“ erschien.

Da Sagen ein unpersönliches und nicht geschütztes Volksgut sind, wurden die besten von Klenk formulierten Texte immer wieder wörtlich abgeschrieben. Sie tauchten auf in Schulbüchern der Stadt Zürich und in verschiedenen später erschienenen Sagensammlungen, auch in der von Karl Heid. (Neujahrsblatt von Dietikon 1967).

12. Juni 1999

Karl Klenk

Entwurf geschrieben für die neue Ausstellung im Ortsmuseum Dietikon, ab Ende Sept. 1999.
K. K.

Dietikon. Randbemerkungen zur Projektwoche „Jung und Alt“ im Schulhaus Fondli.

Einträge in Karl Klenks Tagebuch.

In der Woche vom ^{31.} bis 4 Juni 1999 führte die Lehrerschaft des Schulhauses Fondli eine sorgfältig vorbereitete Projektwoche zum Thema „Jung und Alt“ durch. Die Schüler blieben dabei nicht in ihrem gewohnten Klassenverband. Von der zweiten bis zur sechsten Klasse waren sie in altersmässig gemischte Gruppen eingeteilt, zu denen je eine Seniorin oder ein Senior gehörte. Da ich nun auch ein Senior bin, wurde ich zum Erzählen aus vergangenen Zeiten und zum Diskutieren mit den Schülerinnen und Schülern eingeladen.

Ganz am Schluss der interessanten Veranstaltungen erlebte ich einen sonderbaren Schock, von dem ich verschiedenen Bekannten erzählte, die alle hell herauslachten und mich drängten, die Sache auch dem „Limmattaler Tagblatt“ zu erzählen. Als ich mich von den Schülerinnen und Schülern verabschiedete, kam auch ein Mädchen zu mir her und sagte hocheifrig: „Sie, Herr Klenk, meine **Grossmutter** ging auch zu Ihnen in die Sekundarschule!“ So etwas hatte ich in meinem ganzen Leben noch nie gehört! Obwohl ich mir immer gleich jung oder gleich alt vorkomme, wurde mir bei diesem Ausspruch wieder einmal überdeutlich bewusst, dass ich nun tatsächlich alt bin.

Natürlich wollten die um mich versammelten Kinder nun ganz genau wissen, wie alt ich eigentlich sei. Ich sagte: „Geboren 1912 in Meilen am Zürichsee. Ihr könnt ja rechnen und mein Alter selber herausfinden!“ Ein kleiner Dreikäsehoch streckte sofort die Hand auf, schnalzte mit den Fingern und rief: „Siebenunddreissig!“ Man lernt, dass für Kinder jeder alt ist, der dreissig oder mehr Jahre zählt. Hartnäckig, wie die Kleinen sein können, wollten sie auch noch meinen Geburtstag wissen. Auf diese Frage wusste ich schon im aktiven Schuldienst, seit 1934, eine für den Fragenden interessante Aufgabe: „Es ist der gleiche Tag und Monat, an dem auch der Dichter Gottfried Keller seinen Geburtstag feierte!“

Dass Kinder von ehemaligen Schülern nach längerer Zeit in meinen Klassen auftauchten, daran hatte ich mich längst gewöhnt. Dass sich aber nun sogar die Enkelin einer meiner Schülerinnen bei mir meldete, das war aussergewöhnlich. Ich fragte die Kleine: „Wie hiess denn deine Grossmutter, als sie bei mir die Sekundarschule besuchte?“ Die Antwort lautete: „Elsi G., jetzt heisst sie aber nicht mehr G., und ich heisse noch einmal anders!“ Da ich mich recht gut an Elsi G. erinnern kann, liess ich dieser Grossmutter einen recht freundlichen Gruss ausrichten.

Wenn jeweils Söhne meiner Schüler zufällig meiner neuen Klasse zugeteilt wurden, war der Fall viel einfacher: Gleicher Familienname, gleiches Aussehen, gleiches Benehmen. Da das Erinnerungsbild mit dem neuen Anblick verschmilzt, hatte ich oft das Gefühl „de bar Alt“ sitze wieder da.

Ganz anders wars bei gewissen Mädchen. Während der Probezeit wagten sie noch nicht, etwas zu sagen. Sie schauten mich nur gelegentlich verschmitzt an. Als sie dann die schwere Zeit überstanden hatten, tauten sie auf und wagten es,

«Rüstungskontrolle ist interessantes Experiment»

Bernhard Brunner, Leiter des AC-Laboratoriums Spiez, sprach in Thun über ABC-Waffen im Irak

Die Rüstungskontrolle im Irak, in einem Land, das sich dagegen wehre, bezeichnete Bernhard Brunner als grosse Erfahrung und multinationales Experiment. Der Leiter des AC-Zentrums Spiez und Mitglied der Unscm, sprach auf Einladung der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft (NGT) vor einem interessierten Publikum.

Beat Straubhaar

Die jüngsten Zwischenfälle mit der Unscm, der Spezialkommission der UNO, und dem Irak machten den Vortragsabend der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft mit ihrem Gast *Bernhard Brunner*, dem Leiter des AC-Labors in Spiez, hochaktuell.

Zurückhaltende Aussagen

Der grosse Kenner der irakischen Arsenale an ABC-Waffen – Brunner weilte bereits mehrmals im Lande *Saddam Husseins* – gab bereits zu Beginn seiner Ausführungen klar zu verstehen, dass er keine politischen Gewichtungen machen werde. Die momentane Situation machte ihn zurückhaltender als auch schon, die heutige Lage um die Unscm sei «sehr kom-

plex». Eindrücklich zeigte der Referent die Aufrüstung des Iraks seit dem Amtsantritt von Hussein im Jahre 1979 auf und bezeichnete dessen Land als Schulbeispiel für den atomaren, biologischen und chemischen Waffenbau.

Atomwaffen zerschlagen

Mit gutem Gewissen könne heute gesagt werden, dass das Atomwaffenprogramm der Iraker zerschlagen sei, nicht zuletzt auch «von guten Schweizer Sprengmeistern». Aber die Köpfe, die es aufgebaut hätten, seien immer noch dort, betonte Brunner. Weiter ausholend erklärte er die Entwicklung der heute bekannten Nerven- und Hautgifte, die ein Produkt der «intelligenten deutschen Naturwissenschaftler» aus der Zeit des 2. Weltkriegs seien. Brunner bezeichnete diese nicht zufälligen Entwicklungen als «Missbrauch der Naturwissenschaften».

Schwierige Exportkontrolle

Der Leiter des AC-Labors zeigte weiter auf, wie schwierig eine Exportkontrolle ist. Die Bestandteile zum Bau der C-Bomben seien im freien Markt erhältlich und den Chemikalien selber sehe man nicht an, ob sie für Arzneimittel oder zur Herstellung von Kampfstoff eingekauft würden. Bei der Offenlegung der Massenvernich-



Bernhard Brunner (rechts) und Karl Klenk, Präsident der NGT, bei der abschliessenden Diskussionsrunde. (Bild: Beat Straubhaar)

tungswaffen sei zum Beispiel vom August 1995 bis September 1997 von den Irakern eine Verzehnfachung der biologischen Kampfstoffe ausgewiesen worden. Er kriege noch heute Hühnerhaut, wenn er daran denke, dass dieses Potential bereits im Golfkrieg einsatzbereit gewesen sei. Über die Arbeit der

Unscm äusserte sich Brunner zurückhaltend – bei der Ausübung dieser Tätigkeit sei Intelligenz gefragt, was schnell als Spionagetätigkeit ausgelegt werden könne. «Freiwillig wird nichts preisgegeben», meinte er. Die Rüstungskontrolle in einem Land, das sich dagegen wehrt, ist eine grosse Er-

Spiezer AC-Mitarbeiter: «Standby» in Bahrain

bsh. Der Pressesprecher des AC-Labors in Spiez, *Hansruedi Indermühle*, bestätigte, dass sich noch ein Mitarbeiter aus Spiez in der zurzeit vom Irak nicht mehr erwünschten Spezialkommission der UNO (Unscm) befinde. Der Leiter der Chemikergruppe sei, wie die anderen Mitglieder der Kommission auch, in Bahrain zur «Untätigkeit» gezwungen. Die Gruppe sei mit den verschiedenen Auswertungen der letzten Inspektionen beschäftigt.

Gemäss Indermühle wird der Spiezer Mitarbeiter seine Arbeit in der Unscm auf den 7. Februar beenden, unabhängig davon, ob den internationalen Spezialisten die erneute Aufnahme ihres UNO-Auftrages zur Entwaffnung des Iraks ermöglicht werde oder nicht.

fahrung, aber auch ein wahnsinnig interessantes, multinationales Experiment. Er erachte es deshalb auch nicht als Drama, falls dies scheitern sollte. Die Schweiz biete aber weiterhin ihre guten Dienste an, denn die Sicherheitspolitik der Landes dürfe nicht an ihren Grenzen aufhören.

mir zu verkünden, ihre Mutter habe auch bei mir die Sekundarschule besucht. Ich musste dann nachfragen, wie diese Mutter damals geheissen habe, und die Antwort brachte dann des Rätsels Lösung.

In der spannenden Projektwoche „Jung und Alt“ hatte ich mich zum „Erzählen und Diskutieren“ gemeldet. Durch die Fragen der Schüler erwachte längst Vergessenes, so z.B. die Planung eines Schwimmbads in der Grunschen, die Entstehung und Einweihung der Badanlage im Fondli mit Kindersinfonie und Volkstanz, das Duschen der Schüler im Zentralschulhaus, als viele Kinder im Winter zu Hause noch keine Badegelegenheit hatten, die Entstehung der Schulzahnklinik und der Musikschule, die strengen Sparmassnahmen in den Dreissigerjahren und vieles mehr.

Bevor sich in Dietikon die Schule mit der Gesundheit der Schülerzähne befasste, erlebte ich oft in meinen Sekundarschulklassen Schülerinnen und Schüler, die wegen Zahnschmerzen ihre dick geschwollenen Wangen mit warmen, wollenen Tüchern um den Kopf verbunden hatten.

Ein hübscher Knabe mit lockigem und blondem Haar sass in der vordersten Schulbank. Sobald er den Mund öffnete, sah man eine Art grausiger Tropfsteinhöhle aus lauter rechts und links angefaulten Zähnen. Ich fragte den Ärmsten, ob er seine Zähne nicht flicken lassen dürfe. Seine Eltern bekämen bestimmt Unterstützung von der Sekundarschulpflege (damals noch „Dietikon.-Urdorf“). Da sagte der Junge mit treuherzigem Augenaufschlag: „Herr Klenk, das hat bei mir keinen Sinn, denn zur Konfirmation wurde mir ein Gebiss versprochen.“

Viel Gesprächsstoff lieferten auch die Schulreisen, z.B. die mit rund hundert Schülern der ersten Sekundarklasse von Wettingen hinauf zum Gebensdorfer Horn, hinunter zur römischen Arena von Vindonissa, hinauf zur Habsburg, hinunter ins Birrfeld, hinauf auf den Kestenberg und über den Grat zum Schloss Wildegg und schliesslich am späten Abend noch durchs Tal der Bünz und durch den dunkeln Wald zur Bahnstation Othmarsingen. Damals musste, was eine richtige Schulreise sein wollte, früh morgens mit dem ersten Zug ab Dietikon beginnen und durfte erst mit dem letzten am späten Abend enden. Nach dem langen Marsch, der heute keinem Schüler mehr zugemutet werden könnte und der damals von vielen Knaben barfuss zurückgelegt wurde, radelten die Urdorfer Schüler noch um Mitternacht zurück nach Hause. (Weitere Einzelheiten siehe „Limmattaler Tagblatt“ vom 29. Mai 1997).

Ein anderes sehr ergiebiges Thema war auch das Sparen in den Dreissigerjahren. Federhalter wurden mit Draht geflickt, wenn die Stahlfeder in ihrer Halterung wackelte, über brennende Lampen musste Buch geführt werden. Wenn im Winter nach acht Uhr noch ein Licht brannte, musste dies mit technischem Zeichnen oder andern Tätigkeiten, die viel Licht erfordern, begründet werden. Vollgeschriebene Rechenhefte wurden ein zweites Mal von hinten nach vorn zu Schreibübungen verwendet.

Auch die Zustände und Vorkommnisse während der Kriegszeit gaben viel zu erzählen und all das, was noch fehlte: Schulhäuser, Telefon, Radio, Fernsehen, Computer, etc. Ich glaube, die Schülerinnen und Schüler begriffen, wie schön sie es heute haben.

«Sie, Herr Klenk, meine Grossmutter ging auch zu Ihnen in die Sekundarschule»

Dietikon Randbemerkungen zur Projektwoche «Jung und Alt» im Schulhaus Fondli – Einträge im Tagebuch

In der Woche vom 31. Mai bis zum 4. Juni führte die Lehrerschaft des Schulhauses Fondli eine sorgfältig vorbereitete Projektwoche zum Thema «Jung und Alt» durch (das LT berichtete). Die Schüler blieben dabei nicht in ihrem gewohnten Klassenverband. Von der zweiten bis zur sechsten Klasse waren sie in altersmässig gemischte Gruppen eingeteilt, zu denen je eine Seniorin oder ein Senior gehörte. Da ich nun auch ein Senior bin, wurde ich zum Erzählen aus vergangenen Zeiten und zum Diskutieren mit den Schülerinnen und Schülern eingeladen.

Ganz am Schluss der interessanten Veranstaltungen erlebte ich einen sonderbaren «Schock», von dem ich verschiedenen Bekannten erzählte, die alle hell herauslachten und mich drängten, die Sache auch im Limmattaler Tagblatt zu erzählen. Als ich mich von den Schülerinnen und Schülern verabschiedete, kam auch ein Mädchen zu mir und sagte hocherfreut: «Sie, Herr Klenk, meine Grossmutter ging auch zu Ihnen in die Sekundarschule!» So etwas hatte ich in meinem ganzen Leben noch nie gehört! Obwohl ich mir immer gleich jung oder gleich alt vorkomme, wurde mir bei diesem Ausdruck wieder einmal überdeutlich bewusst, dass ich nun tatsächlich alt bin.

An Gottfried Kellers Geburtstag

Natürlich wollten die um mich versammelten Kinder nun ganz genau wissen, wie alt ich eigentlich sei. Ich sagte: «Geboren 1912 in Meilen am Zürichsee. Ihr könnt ja rechnen und mein Alter selber herausfinden.» Ein kleiner Dreikäsehoch streckte sofort die Hand auf, schnalzte mit den Fingern und rief: «Sie-



Karl Klenk

benunddreissig!» Man lernt, dass für Kinder jeder alt ist, der dreissig oder mehr Jahre zählt. Hartnäckig, wie die Kleinen sein können, wollten sie auch noch meinen Geburtstag wissen. Auf diese Frage wusste ich schon im aktiven Schuldienst, seit 1934, eine für den Fragenden interessante Aufgabe: «Es ist der gleiche Tag und Monat, an dem auch der Dichte-

ter Gottfried Keller seinen Geburtstag feierte.»

Dass Kinder von ehemaligen Schülern nach längerer Zeit in meinen Klassen auftauchten, daran hatte ich mich längst gewöhnt. Dass sich aber nun sogar die Enkelin einer meiner Schülerinnen bei mir meldete, das war aussergewöhnlich. Ich fragte die Kleine: «Wie hiess denn deine Grossmutter, als sie bei mir die Sekundarschule besuchte?» Die Antwort lautete: «Elsi G., jetzt heisst sie aber nicht mehr G., und ich heisse noch einmal anders.» Da ich mich recht gut an Elsi G. erinnern kann, liess ich dieser Grossmutter einen recht freundlichen Gruss ausrichten.

«De bar Alt»

Wenn jeweils Söhne meiner Schüler zufällig meiner neuen Klasse zugeteilt wurden, war der Fall viel einfacher: Gleicher Familienname, gleiches Aussehen, gleiches Benehmen. Da das Erinnerungsbild mit dem neuen Anblick verschmilzt, hatte ich oft das Gefühl «de bar Alt» sitze wieder da. Ganz anders war es bei gewissen Mädchen. Während der Probezeit wagten sie noch nicht, etwas zu sagen. Sie schauten mich nur gelegentlich verschmitzt an. Als sie dann die

DONNERSTAG, 17. JUNI 1999
LIMMATTALER TAGBLATT

1805

schwere Zeit überstanden hatten, tauten sie auf und wagten es, mir zu verkünden, ihre Mutter habe auch bei mir die Sekundarschule besucht. Ich musste dann nachfragen, wie diese Mutter damals geheissen habe, und die Antwort brachte dann des Rätsels Lösung.

Erzählen und diskutieren

In der spannenden Projektwoche «Jung und Alt» hatte ich mich zum «Erzählen und Diskutieren» gemeldet. Durch die Fragen der Schüler erwachte längst Vergessenes, so zum Beispiel die Planung eines Schwimmbads in der Grunshen, die Entstehung und Einweihung der Badanlage im Fondli mit Kindersinfonie und Volkstanz, das Duschen der Schüler im Zentralschulhaus, als viele Kinder im Winter zu Hause noch keine Badegelegenheit hatten, die Entstehung der Schulzahnklinik und der Musikschule, die strengen Sparmassnahmen in den dreissiger Jahren und vieles mehr.

Bevor sich in Dietikon die Schule mit der Gesundheit der Schülerzähne befasste, erlebte ich oft in meinen Sekundarschulklassen Schülerinnen und Schüler, die wegen Zahnschmerzen ihre dick geschwollenen Wangen mit warmen, wollenen Tüchern um den Kopf verbunden hatten.

Gebiss zur Konfirmation

Ein Knabe mit lockigem und blondem Haar sass in der vordersten Schulbank. Sobald er den Mund öffnete, sah man eine Art grausiger Tropfsteinhöhle aus lauter rechts und links angefaulten Zähnen. Ich fragte den Ärmsten, ob er seine Zähne nicht flicken lassen dürfe. Seine Eltern bekämen bestimmt Unterstützung von der Sekundarschulpflege (damals noch «Dietikon-Urdorf»). Da sagte der Junge mit treuherzigem Augenaufschlag: «Herr Klenk, das hat bei mir keinen Sinn, denn zur Konfirmation

wurde mir ein Gebiss versprochen.» Viel Gesprächsstoff lieferten auch die Schulreisen, zum Beispiel die mit rund hundert Schülern der ersten Sekundarklasse von Wettingen hinauf zum Gebensdorfer Horn, hinunter zur römischen Arena von Vindonissa, hinauf zur Habsburg, hinunter ins Birrfeld, hinauf auf den Kestenberg und über den Grat zum Schloss Wildeggen und schliesslich am späten Abend noch durchs Tal der Bünz und durch den dunklen Wald zur Bahnstation Othmarsingen.

Damals musste, was eine richtige Schulreise sein wollte, früh morgens mit dem ersten Zug ab Dietikon beginnen und durfte erst mit dem letzten am späten Abend enden. Nach dem langen Marsch, der heute keinem Schüler mehr zugemutet werden könnte und der damals von vielen Knaben barfuss zurückgelegt wurde, radelten die Urdorfer Schüler noch um Mitternacht zurück nach Hause (zu weiteren Einzelheiten vgl. LT vom 29. Mai 1997).

Buch führen über Licht

Ein anderes sehr ergiebiges Thema war auch das Sparen in den dreissiger Jahren. Federhalter wurden mit Draht geflickt, wenn die Stahlfeder in ihrer Halterung wackelte, über brennende Lampen musste Buch geführt werden. Wenn im Winter nach acht Uhr noch ein Licht brannte, musste dies mit technischem Zeichnen oder andern Tätigkeiten, die viel Licht erfordern, begründet werden. Vollgeschriebene Rechenhefte wurden ein zweites Mal von hinten nach vorn zu Schreibübungen verwendet.

Auch die Zustände und Vorkommnisse während der Kriegszeit gaben viel zu erzählen, und all das, was noch fehlte: Schulhäuser, Telefon, Radio, Fernsehen, Computer, etc. Ich glaube, die Schülerinnen und Schüler begriffen, wie schön sie es heute haben. *Karl Klenk, Dietikon*

Am Montag nach dem verlängerten „nordischen“ Volkstanz - Wochenende fand im Schulhaus Fondli, Dietikon, und auf Ausflügen die auf den Blättern 1803 bis 1805 (Zeitung) beschriebene **Projektwoche** statt. Schon am darauf folgenden Samstag, 5. Juni 1999, reiste ich im VW nach Steffisburg. Der flüssige Verkehr war sehr dicht. Ich fuhr in einer beinahe ununterbrochenen Autokolonne. Bei den vielen und langen Baustellen war Tempo 80 vorgeschrieben, woran sich alle Fahrer genau hielten.

Zu Beginn einer solchen **Baustelle** stand unter einem traurigen „Smily“: „Noch 12 Kilometer! 😞 Sorry!“ Später, als zu lesen stand: „Noch 6 Kilometer!“ war der Mund des „Smilys“ 😞 bereits horizontal. Schliesslich lachte unser „Smily“: „Noch ein Kilometer“, und am Ende der Baustelle 🚫 las der Fahrer: „Geschafft! Gute Reise!“

Aufschlussreich ist auch die Mitteilung am Rande der Fahrbahn: „Seit xy 11000 Bussen ausgesprochen wegen Geschwindigkeitsüberschreitung.“ Haben die vielen Verkehrssünder die erlaubte Höchstgeschwindigkeit auch nur minim mit 8 bis 10 Km/h überschritten, dann ergibt dies für das Verkehrsamt eine Einnahme von rund anderthalb Millionen Franken. Da die Raser aber eher schneller als 90 Km/h fahren, ist anzunehmen, dass bei diesen Baustellen zwei Millionen oder mehr einkassiert wurden.

In Steffisburg, wo ich um halb zwölf Uhr eintraf, erzählte ich Mirjam von der schon geschilderten Projektwoche. Nacheinander trafen auch Karl, Adrian und Joel mit Freundin Jacqueline ein.

Am Abend nach dem Nachtessen durfte ich mit Mirjam und Karl Vorprobe und **Konzert des Orchestervereins Konolfingen** unter der Leitung von Dieter Loosli besuchen. Die „Trauermusik“ für Solobratsche und Streichorchester von Paul Hindemith (1895 bis 1963) erzeugte einen wirklich ausserordentlich eigenartigen, durchs ganze Stück einheitlichen Klang.

Gut zu diesem Werk passend sang Dirigent Loosli anschliessend mit Orchesterbegleitung ein langes Klagegedicht von John Dowland (1562 bis 1626), worauf das Orchester die Reflexionen über dieses Lied von Benjamin Britten (1913 bis 1976) spielte, wieder mit interessanter Solobratsche.

Im zweiten Teil des Konzerts folgten Werke von Bernhard Henrik Crusell (1775 bis 1838) und Wolfgang Amadeus Mozart (1746 bis 1791).

Nach diesem sehr schönen Konzert traf ich einige mir bekannte Mitwirkende: Lotti Berger-Wey und deren Schwester Ursi, sowie Simon Brauens jüngere Schwester, die 1999 im „Laudinella“-Volkstanzkurs in St. Moritz die benötigte Musik spielen wird. Auch Annelies Brauen, jetzt Kellenberger, und Simon Brauen waren anwesend.

Am Sonntagmorgen, 6. Juni 1999, fuhr ich nach Köniz, wo in der Dreifachhalle des Oberstufenzentrums seit dem Samstagnachmittag das schweizerische **Frühlingstreffen der Volkstanzkreise** im Gang war. Auch hier konnte ich viele Bekannte begrüßen. Vor allem wichtig war mir aber die Teilnahme an der jeweils nach dem Mittagessen stattfindenden Sitzung der Kreisvertretungen.

Besprochen wurden die „Ansprüche an eine Tanzleiterausbildung“, die zukünftige Gestaltung der Frühlingstreffen und die Einrichtung einer Internetseite über die verschiedenen Volkstanzkreise. Die Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise geht offensichtlich mit der Zeit!

Auch meine Heimfahrt von Köniz nach Dietikon mit der neuen Kupplung im Auto verlief ganz problemlos.

François Joseph Gossec

(1734 - 1829)

Gossec stammte aus dem späteren Belgien, geboren am 16.2.1734 in Hennegau. Er wurde nach Sängerknabenjahren zunächst als **Geiger** ausgebildet, gründete in Paris das „Concert d'amateurs“, leitete 1773 bis 77 auch die „Concerts spirituels“ und richtete 1784 die „Ecole royale de chant“ ein, aus der 1795 das „**Conservatoire**“ hervorging.

Als bekannter Geiger gehörte er mit Cherubini, Lesueur, und einigen andern Spezialisten einer Kommission an, die eine von Chanot neugeschaffene, gitarrenförmige Geige beurteilen musste.

*Ein geigenbauender Winzer namens **Chanot** ist der Stammvater einer bedeutenden auch in London wirkenden französischen Geigenbauerfamilie.*

***François Chanot** aus dieser Familie studierte damals an der „Ecole polytechnique“ in Paris und wurde Schiffsingenieur. Er liess sich frühzeitig pensionieren, um in Paris in der Werkstatt seines Vaters zu arbeiten.*

*Neben **Savart**, aber ideenmässig unabhängig von diesem, versuchte er, den Geigenbau auf wissenschaftliche Grundlagen zu stellen. Nach seiner Ansicht waren alle Ecken der Schwingung abträglich, und so gelangte er zu einer gitarreähnlichen Form, der er auch Schalllöcher anpasste, indem er sie ohne Verzierung ziemlich nahe an die Ränder legte und parallel zu ihnen führte. Durch eine solche Konstruktion versuchte er, die Eingriffe in das Deckenholz auf ein Minimum zu reduzieren und eine möglichst grosse Zahl von möglichst langen Holzfasern für die Schwingung intakt zu halten.*

*Eines seiner Instrumente, das er 1817 der „Académie des Sciences“ vorlegte, wurde im Vergleich mit einer Stradivarius erprobt und von der Kommission mit **Gossec** als überlegen beurteilt.*

Auf der Stradivarius wurden in einem benachbarten Zimmer dreimal die gleichen Stücke im Vergleich zur Violine von Herrn Chanot gespielt, und jedesmal wurde zugunsten der neuen Chanotvioline entschieden! Diese verlor aber bald an tonlicher Qualität und blieb ohne jede Nachwirkung.

Mr.Leclair l'ainé, Gaviniès, Leduc und Gossec teilten sich von 1773 bis 1777 in die Geschäfte der französischen Schule im Geigenspiel, die leider 1790 / 91 in den Wirren der Französischen Revolution unterging.

Schon 1791 beantragte die Regierung die Errichtung einer „**Ecole de musique militaire**“ und im Jahr darauf beschloss der Stadtrat von Paris die Errichtung der Schule, an der 120 Schüler unentgeltlich unterrichtet werden sollten., allerdings nur Söhne von Mitgliedern der Nationalgarde, wobei jedes der 60 Bataillone das Recht hatte, zwei Schüler vorzuschlagen.

Der Ausbildungsplan sah zwei Wochenstunden Solfège, drei Stunden Instrumentalunterricht und ausserdem Dienst im Musikkorps vor. Ziel war die Ausbildung von Nachwuchs für die Aufstellung von Musikkorps der an die Front abgehenden Regimenter. In dieser Zeit war der **Komponist Gossec** Leutnant und Musikmeister, und der beachtliche Komponist für sein Instrument **Devienne** war Feldweibel. Sarrette, Lesueur, Méhul, Kreutzer und Rode entwickelten die Schule weiter, bis schliesslich 115 Professoren 600 Schüler unterrichteten.

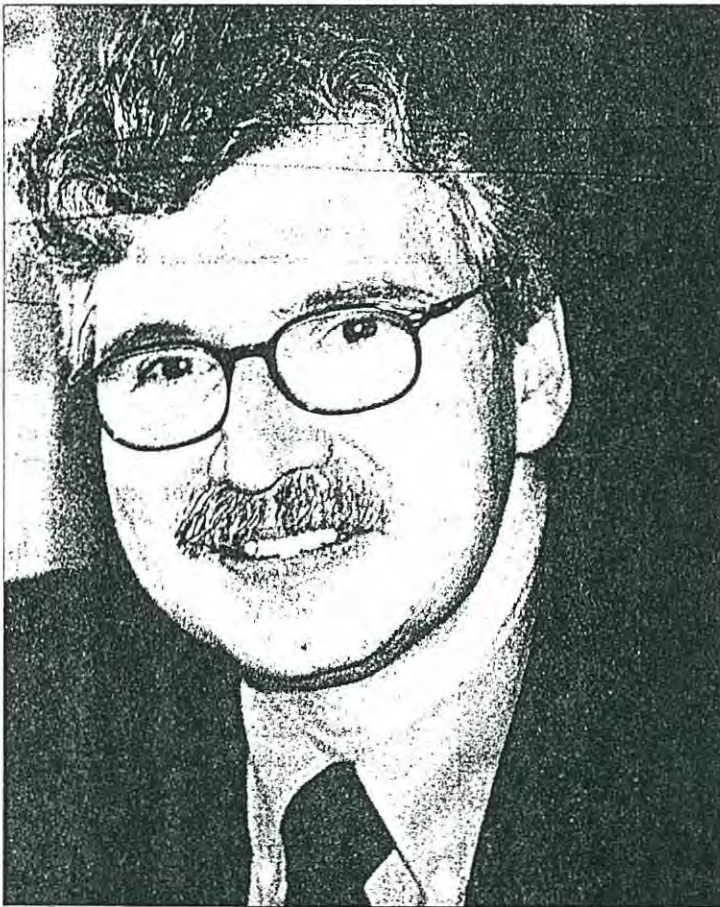
Gossec vertonte auch **Gesänge der Revolutionszeit**. In der Instrumentalmusik, dem Schwergewicht seines Schaffens (Simfonie), lehnte er sich an die ältere Mannheimer Schule (Stamitz) an. Auch als **Lehrer** spielte er eine bedeutende Rolle. Er starb am 16.2. 1829 in Passy bei Paris.

(Aufgeschrieben am 1.Juli 1999 von Karl Klenk nach Angaben im Lexikon und nach Stellen im „Buch der Violine“ von **Walter Kolneder**, Atlantis-Verlag.)

Brüder { Johann (Walzerkönig) } Unterhaltungs-
 { Josef } unternehmen
 { Eduard } "Strauss", von
 der Mutter
 geleitet

Entkitschter Walzerkönig

Der König ist tot, es lebe der König! In seiner Heimat Wien sowie überall auf der Welt wird dieses Jahr der 100. Todestag des Walzerkönigs Johann Strauss gefeiert. Der «Brückenbauer» hat zum Jubiläum mit seinem Ur-Grossneffen Eduard Strauss über den legendären Musiker gesprochen.



Eduard Strauss setzt alles daran, dass die Geschichte seiner Familie endlich wahrheitsgetreu aufgezeichnet wird.

Bild Eric Langner

Die Familie Strauss feiert dieses Jahr gleich mehrere Jubiläen. Zum 100. Mal jährt sich der Todestag von «Walzerkönig» Johann Strauss, zum 150. Mal der Todestag von Johann Strauss Vater, der heute vor allem als Komponist des «Radetzky-marschs» in Erinnerung ist. Im Zentrum der Feierlichkeiten steht jedoch ganz klar der grosse Johann

Strauss Sohn. Die österreichische Hauptstadt Wien hat sich deshalb ganz besonders herausgeputzt und feiert ihren berühmten Sohn das ganze Jahr hindurch mit zahlreichen Konzerten und Veranstaltungen. Grund genug, um dem Mythos Johann Strauss etwas näher auf die Spur zu gehen. Dazu organisiert der «Brückenbauer» nicht nur eine Leserreise nach Wien (siehe Seiten 80 bis 85), sondern hat sich im Vorfeld auch mit Johann Strauss' Grossneffen Eduard Strauss in Wien zu einem Gespräch getroffen.

«Brückenbauer»: Haben Sie das Talent ihres berühmten Ur-Grossonkels geerbt?

Eduard Strauss: Nein, ich bin Richter von Beruf. Ich habe es mir nicht angetan, Musiker zu werden, weil ich es miterlebt habe, wie schwer es mein Vater in diesem Beruf hatte. Auch meine beiden Söhne haben den Walzer scheinbar nicht im Blut. Ich konnte beide nur «mit Gewalt» davon überzeugen, in ihrer Freizeit Musik zu machen.

Wie ist Ihr Verhältnis zu Ihrem legendären Vorfahren?

Nun, ich versuche, die Geschichte meiner gesamten Familie zu entkitschen und historisch richtig darzustellen.



tersucht. Um dies zu ändern, bin ich mit allen Strauss-Gesellschaften, die es weltweit gibt, in Kontakt und bin selbst Präsident des Wiener Instituts für Strauss-Forschung. Es geschieht langsam etwas, aber es ist noch zu wenig, um von einer umfassenden Strauss-Forschung sprechen zu können. *Interview Eric Langner*

Ist denn das Bild, das wir von Strauss haben, falsch?

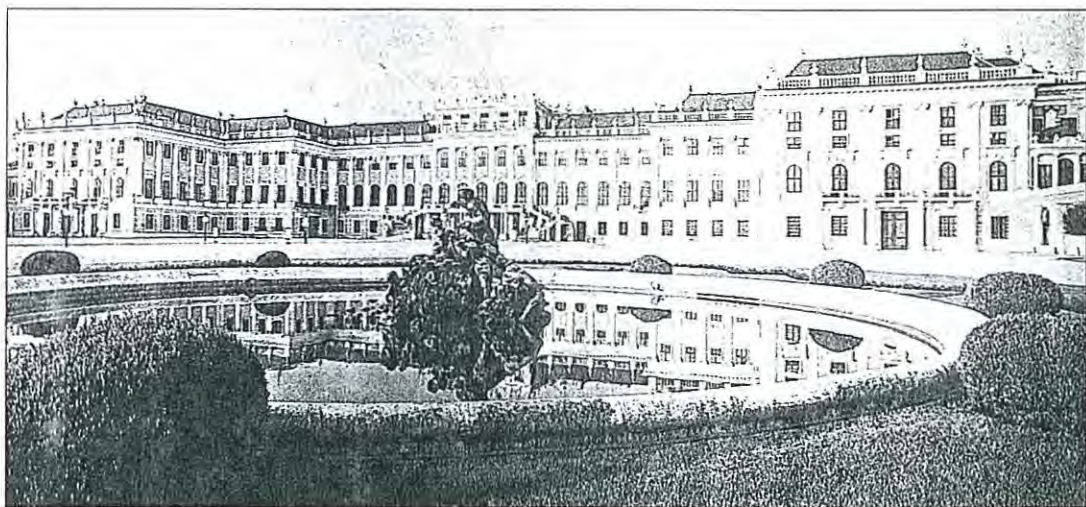
Ja. Es gibt viele Klischees, die man berichtigen muss. Strauss war zum Beispiel nicht der unbekümmerte, lebensfreudige Lebemann und Frauenheld. Privat war er ein ernster und zurückgezogener Mann. Vernachlässigt wird meist aber auch der entscheidende Einfluss, den Johanns Brüder Josef und Eduard auf den Mythos Strauss hatten. Alle drei Brüder hatten ihren festen Platz im «Unterhaltungs-Unternehmen Strauss». Und über allem stand die Mutter der drei Strauss-Brüder, die das Geschäft managte.

Wie wollen Sie das falsche Image korrigieren?

Durch eine ernsthafte Strauss-Forschung. Seine Musik wurde lange als U-Musik abgehandelt und somit gar nicht wissenschaftlich un-



In diesem Jahr jährt sich der Todestag von Johann Strauss zum 100. Mal. Ganz Wien steht im Zeichen der Strauss-Dynastie. Doch nicht nur in der Heimatstadt Wien feierte der virtuose Komponist, Geiger und Dirigent seine Triumphe: Mit seinen Konzertreisen durch die ganze Welt sorgte er bereits dazumal für die Verbreitung der mit Wien untrennbar verbundenen Begriffe Walzer und Operette.



Erinnerung
an imperiale Zeiten:
Das Schloss Schönbrunn
in Wien.

Werner Bucher beschreibt in seinem neuesten Roman kirchliche und andere Unruhen in Zürich und im Freiamt. Auseinandersetzungen mit einer in ihren Strukturen erstarrten katholischen Kirche machen die Sache nicht einfacher.

Werner Bucher ist seit vielen Jahren Herausgeber der **Literaturzeitschrift „Orte“**. Er gab verschiedene Romane und Gedichtbände heraus und war längere Zeit auch als Sportjournalist tätig.

Ein junger katholischer Pfarrer kommt ins Freiamt, nach Abtwil am Lindenberg. Sein Vorgänger, Pfarrer Meinrad Abel, ist offenbar in allem sicher, während der fortschrittliche „Neue“ insgeheim manches an der altertümlichen katholischen Kirche in Frage stellt. In seiner volkstümlich - modernen Art wird der junge Pfarrer vom Kirchenpräsidenten, der Bauer und Friedensrichter ist, unterstützt, während die Pfarrköchin und andere „gute“ Katholiken nicht verstehen können, dass sich der neue Pfarrer mit andern jungen Leuten in grossen Demonstrationen für das „autonome Jugendzentrum Zürich“ einsetzt und prompt dabei mit seinem Freund verhaftet wird.

Um die Leute seiner Pfarrei kennen zu lernen, besucht der neue Pfarrer auch die beiden Dorfbeizen, das „Kreuz“ und die „Metzg“. Er ist offensichtlich ganz anders als sein Vorgänger und wird dadurch auch bald in andern Kirchgemeinden des Freiamts bekannt, so dass viel zu viele Leute zu ihm in den Beichtstuhl kommen, was ihn überfordert, besonders, wenn ihm auch noch Todesfille und anonyme Briefe zu denken geben.

Bei vielen gilt er als Sympathisant des kommunistischen Russlands, als Umstürzler bei den Zürcher Chaoten und als Prediger der freien Liebe. Ganz gewaltig kommt er bei den Leuten ins Gerede, als er Linda, die es im Künstlerhaus Boswil nicht mehr aushält, zu sich ins Pfarrhaus holt!

Freund Albert kommt wegen einer Schiesserei ins Gefängnis und Linda stirbt. Da hält es der junge Geistliche in Abtwil nicht mehr aus. Er unternimmt mit seinem Hund eine unendlich mühsame Wallfahrt nach Ars in Frankreich. Bei meist schlechtem, kaltem Wetter stets zu Fuss unterwegs erlebt er eine Enttäuschung nach der andern, leidet unter Hitze, Kälte, Regen, Schnee und Blasen an den Füßen, lernt aber auch eine sympathische Studentin kennen, die ihn zwei Tage lang begleitet.

Das Interessanteste an diesem gegen das Ende etwas „langfädigen“ Roman sind stets die Gedanken, die sich der junge Geistliche zu den verschiedenen auftauchenden Problemen macht.

Kirchliche und andere «Unruhen» im Freiamt

«Unruhen» Der neue Roman von Werner Bucher ab heute im LT

«Unruhen», ein Wort, das in unserem Leben auf vielerlei Art Platz finden könnte. Autor Werner Bucher, der im appenzellischen Zelg-Wolfhalden auch mal den Zechprellern nicht religiöser Art auf die Finger schaut, hat in seinem neuesten Buch jene Unruhen beschrieben, die ein keineswegs weltfremder Pfarrer erlebt, der im aargauischen Freiamt seine Sonntagspredigten hält und die Schäffchen beruhigt. Ein Buch von epischer Breite und grosser Menschlichkeit ist Bucher gelungen. Menschen werden porträtiert, Menschen, die wir auch zu kennen glauben.

Der im Freiamt lebende Pfarrer wird täglich mit den Geschehnissen im Dorf konfrontiert. Auch ein Geistlicher ist da mal überfordert, und manchmal hilft auch das Beten wenig. Auseinandersetzungen mit einer in ihren Strukturen erstarrten Kirche machen die Sache nicht einfacher. Aber wo Schatten ist, da ist auch Sonne, und die Kraft zum Leben kommt manchmal von unerwarteter Seite.

Werner Bucher ist seit vielen Jahren unermüdetlicher Herausgeber der



Literaturzeitschrift «Orte», die immer wieder neue Entdeckungen an der Literaturfront zulässt. Er hat verschiedene Romane und Gedichtbände publiziert und hat auch schon einmal einen «Gang durch die schönsten Ostschweizer Beizen und die Wege zu ihnen» beschrieben. Längere Zeit war er auch als Sportjournalist tätig. (hs)

Enkel und Grossvater.(Zwei Briefe).

Soeben bekam ich von meinem Enkel Adrian Klenk (geb. 27.1.1979), der sich im Kanton Bern zum Lehrer ausbilden lässt, einen aufschlussreichen Dankbrief. Ich hatte ihm zum Geburtstag einen kleinen Geldbetrag geschickt. Es war Ende ~~Februar~~ 1999 schwierig, den Brief des Enkels zu entziffern, denn seine Handschrift ist gegenwärtig wieder einmal ganz „künstlerisch“.

Unter anderem lese ich da: „Lieber Grossvater. Obwohl ich Dein Geburtstagsgeschenk vorgestern in irgend eine Bergbahngesellschaft investiert habe, hoffe ich, dass es noch nicht zu spät ist um zu danken. Darum jetzt oder nie: Einmal recht herzlichen Dank!!“

Zur Zeit erfahre ich gerade **die Freuden und Leiden des Lehrerberufes** in einem Praktikum mit Neuntklässlern. Gestern Freitag unterrichtete ich sie in Französisch, Deutsch und Lebenskunde. Leider sind mehr als die Hälfte der Schüler / innen schon völlig demotiviert, und so war ich am Mittag recht frustriert.

Nächste Woche habe ich mit der gleichen Klasse noch mein Wochenpraktikum. Hoffentlich habe ich dort noch ein Erfolgserlebnis! Vielleicht kannst du mir ja einmal ein paar Tips geben, wie man vierzig Jahre lang mit Freude vor einer Klasse stehen kann!

Es grüsst dich dein Grosssohn (neue Schreibweise) und baldiger Berufskollege

Adrian“

Ich antwortete Adrian „postwendend“.

„Lieber „Grosssohn und baldiger Berufskollege“ Adrian. Herzlichen Dank für deinen (neue Schreibweise) in ausgesprochen origineller Charakterschrift abgefassten Brief.

Wenn ich ein Kreuzworträtsel löse, dann empfinde ich beim Herausfinden jedes einzelnen Lösungsworts ein wohltuendes Glücksgefühl. Genau diese angenehme Befriedigung erlebte ich beim Entziffern deiner „Hieroglyphen“.

Bei deinen Berufserfahrungen scheinen nicht die „Freuden“, sondern eher die „Leiden“ zu überwiegen., schreibst du doch, mehr als die Hälfte deiner Schüler sei „völlig demotiviert“. Mit einer solchen Klasse ist tatsächlich nicht viel Rechtes zu erreichen. Ich bewunderte daher stets die Real- und die Oberstufenlehrer, die sich mit Erfolg, mit grosser Freude und riesigem Einsatz um solche Schüler bemühen.

Mit Schülerinnen und Schülern dieser Art hätte ich es nicht ein **halbes Jahrhundert** (von 1934 bis 1984) ausgehalten. Ich hatte immer vorwiegend interessierte, einsatzfreudige und begabte Schülerinnen und Schüler, nur ganz selten und nur kurze Zeit einen „Querkopf“. Während beinahe meiner ganzen Amtszeit als Sekundarlehrer waren noch die alten Gesetze in Kraft, mit denen ein Schüler wegen **ungebührlichem Betragen** oder **beharrlichem Unfleiss** aus der Sekundarschule weggewiesen werden konnte.

Erst gegen das Ende meiner Amtszeit durften nur noch Mangelhaftbegabte weggewiesen werden, Freche und Faule mussten wir in der Klasse behalten, wenn sie intelligent genug waren und die verlangte minimale Leistung erbrachten.

Die Real- und die Oberstufenlehrer hatten mit der Unterstützung der „linken“ Politiker neue Gesetze erzwungen, welche aus allen Schülern bevorzugte „Sekundarschüler“ machen sollten. Der schon bald siebzig Jahre alte Streit um die „gegliederte Sekundarschule“ gegen die „dreiteilige Oberstufe“ geht bei uns auch heute noch munter weiter. Die Berufswelt soll aus einem Schülerzeugnis möglichst nicht erkennen können, ob der Inhaber des Zeugnisses ein guter, fleissiger und motivierter Sekundarschüler, ein anständiger und eher praktisch begabter Realschüler oder eben ein wenig begabter und daher nicht motivierter Oberschüler ist. Es soll eben auf Teufel komm raus jeder ein Sekundarschüler sein, der in jedem Hauptfach mit andern ähnlich gut oder schwach Begabten unterrichtet wurde. Man hofft durch diese Auflösung der Klassen an jedem Schüler ein Fach zu finden, in dem er etwas Brauchbares leistet, so dass man ihn trotz allem als Sekundarschüler bezeichnen kann.

Eins ist klar, wenn ich nicht vorwiegend angenehme und lernwillige Klassen gehabt hätte, dann hätte ich meine Arbeit als Sprachlehrer nicht ein halbes Jahrhundert lang ausgehalten. In den letzten fünf Jahren, von 1979 bis 1984, war es in meiner Schule am allerschönsten, und ich hätte es noch lange ausgehalten. Ich unterrichtete nur noch Freifächer, vor allem Englisch, und hatte daher in der Sekundar- und in der Gewerbeschule lauter Schülerinnen und Schüler, die wirklich diese Weltsprache lernen **wollten**.

x März.

Vorher musste ich fürs Französischlernen, vor allem bei den Knaben, die Motivation zuerst aufbauen. „Ich will ja einen Maschinenberuf erlernen, und mit meinen Maschinen muss ich doch nicht französisch reden“. Solches und ähnliches musste ich hören. Viele Knaben sträubten sich gegen den Französischunterricht.

Daher begann ich erst gar nicht damit, sondern zettelte einen Klassen- und Schülerbriefwechsel mit einer Schule in St. Nazaire (ausserhalb Nantes am Meer) an. Als die Buben dann von den gleichaltrigen Französinnen und Franzosen Briefe bekamen, diese verstehen und beantworten wollten, da war die Situation für Französischunterricht gekommen. Miteinander schrieben wir Klassenbriefe, lernten die benötigten Vokabeln und Wendungen, übersetzten Texte, die wir erhalten hatten und betrieben „nebenbei“ die nötige Grammatik.

Die Klasse aus St.Nazaire kam mit ihrem Lehrer für zwei Ferienwochen in die Schweiz, und seine Schüler wurden in den Dietiker Familien aufgenommen. Daher entstanden neben dem Klassenbriefwechsel noch viele „private“ Kontakte, die zum Teil bis heute weitergehen.

Auch in der Gewerbeschule unterrichtete ich, und zwar Englisch, Deutsch für Fremdsprachige und Schweizermundart. Das war stets sehr angenehm, weil die Teilnehmer lernen **wollten**, eifrig mitmachten, Fragen stellten und erfreuliche Fortschritte erzielten.

Sobald jemand motiviert ist und lernen will, dann kommt er auch vorwärts. Knaben, die zwei Jahre lang nur ungenügende Sprachnoten bekommen hatten und sich für einseitig mathematisch begabt hielten, erfuhren beim Berufsberater, wo sie sich erkundigten, wie man Pilot bei der Swissair werden könnte, dass gute Sprachkenntnisse dringend nötig wären. Und siehe da, im dritten Sekundarschuljahr wurden sie Schritt für Schritt gute Sprachschüler und erzielten sogar im Französisch ganz ordentliche Noten.

Auch an diesem Beispiel siehst du, dass die **Motivation**, das Lernenwollen, in jedem Schulfach von ausschlaggebender Wichtigkeit ist.

Ich sah auch, dass in den meisten Berufen bei gleichem Fachwissen und Können stets der mit den bessern Sprachkenntnissen er Überlegene ist und besser vorwärts kommt.

Also hier mein von dir gewünschter Tip: Zuerst für genügend Motivation sorgen, und zwar für jede einzelne Lektion.

Im Steueramt Dietikon las ich einen andern nützlichen Grundsatz, der ungefähr so lautet: **Gib stets dein Bestes, dann bist du zuletzt selbst der Beschenkte.**

Herzliche Grüsse dir und der ganzen Familie.
Dein Grossvater.

23.3.1999



Lieber Gregor

obwohl ich dein Geburtstag
am Samstag in Prag
eine Bergbahn gefahren
investiert habe, hoffe ich,
dass es noch nicht zu spät
ist, um zu danken.

Darum, jetzt oder nie:

einmal mehr herzlichsten Dank
zur Zeit erfahre ich gerade
die Freuden & Leiden des
Lehrerberufes in einem Prakti-
kum mit Neuntklässlern. Jeden
Freitag unterrichte ich Sie

in Französisch, Deutsch &
Lebenskunde. Leider sind mehr
als die Hälfte der Zuhörer (innen
schon) völlig desorientiert &
so war ich im Mittag immer
frustriert. Nächste Woche habe
ich mit der gleichen Klasse
noch einen Wochenspraktikum.
Hoffentlich habe ich dort noch
ein erfolgreiches Leben!

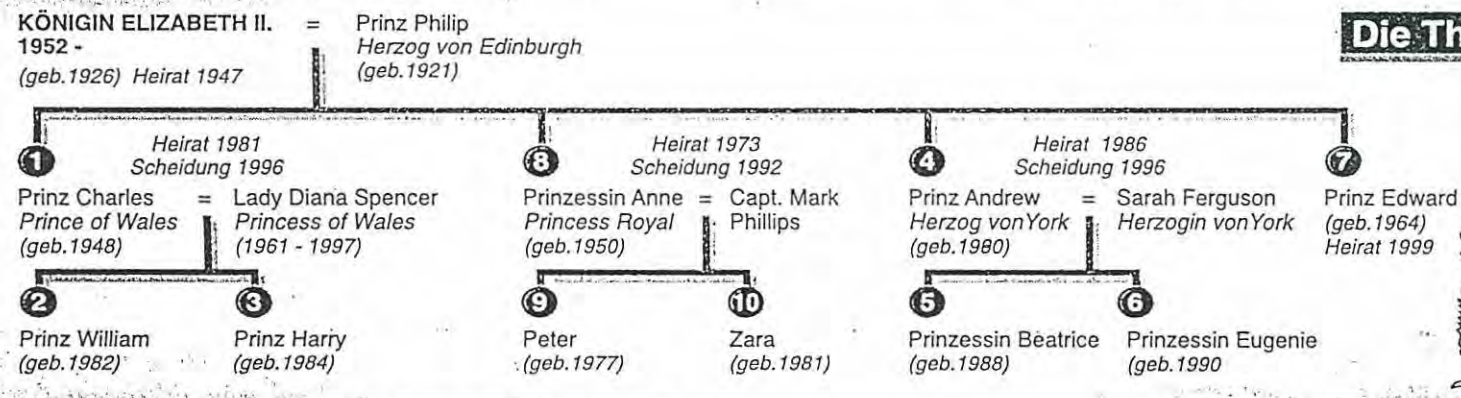
Vielleicht kannst du mir
ja einmal ein paar Tipps
geben, wie man vierzig
Jahre lang mit Freude
vor einer Klasse stehen
kann!

Neue
Rechtschreib.

es grüßt dich dein Großvater
& früherer Berufskollege

Zurück

Die Thronfolge



Quelle: Burke's Peerage, The Royal Web Site, Windsor Castle Official Guide

SGN

11 81

Leider kann ich nicht alle **Wanderungen** beschreiben, die ich zum Glück trotz meines Alters mit den Dietiker Senioren noch mitmache. Die vom 30. März 1999 ist allerdings wegen ihrer Rekordbeteiligung durchaus erwähnenswert. Sie führte ins **Grenzgebiet zum Elsass**. Von Basel-Heuwage fuhren wir mit der Birsigtalbahn nach Flüh im Kanton Solothurn, wo wir um 8.58 Uhr eintrafen.

Der übliche kurze Kaffeehalt fand im Restaurant „Rose“ statt. Ich verzichte zwar seit vielen Jahren auf Kaffee, der mir Herzklopfen erzeugt, und trinke stets warme Ovomaltine.

Dann stiegen wir hinauf zur **Ruine Landskron**. Beim Grenzstein 112 hatten wir bereits französischen Boden betreten. Es war erstaunlich zu hören, wie alle Wanderer sofort auf die französische Sprache wechselten. Auf der Ruine angekommen, orientierte unser Wanderleiter Dr. Bruno Maier über die Bedeutung dieses einstigen wohlhabenden Sitzes. Leider erlaubte der noch graue Himmel nur wenig Fernsicht.

Beim Grenzstein 124, bei Heulen, betraten wir wieder den Schweizerboden. Die Route führte weiter entlang der Grenze bis Usserholz, dann nach Metzleren und über Felder an den Fuss der **Burg Rotberg**. Sie ist heute dank kräftiger Unterstützung von Sponsoren neu aufgebaut worden und wird als Jugendherberge (SJH) benützt.

Nach einer Wanderzeit von dreieinhalb Stunden erreichten wir im Sonnenschein den **Wallfahrtsort Mariastein**, wo im Restaurant „Lindenhof“ ein ausgezeichnetes Mittagessen auf uns wartete. Ich schätze die Tatsache, dass ich einmal nicht selber kochen muss!

Am Nachmittag hatten wir Gelegenheit, das Kloster Mariastein, dessen Grabstätten und die reich geschmückte Kirche zu besichtigen. Die Anlage wurde 1434 gegründet, und sie wird noch heute von einigen wenigen Patres betreut. Die Kirche wurde vom „Apostolischen Stuhl“ zur Basilika erhoben und das Gnadenbild vom päpstlichen Nuntius feierlich gekrönt. Noch heute ist Mariastein ein beliebter und gern besuchter Wallfahrtsort für viele Pilger.

Nach der Wanderung zurück nach Flüh fuhren wir auf gleicher Route nach Dietikon zurück, wo wir um 18.02 Uhr eintrafen.

Die Wanderung vom 29. Juni 1999 führte von St. Agatha bei **Thusis** über den alten **Schynweg** auf die **Lenzerheide**. Dieser alte Säumerweg führt durch schauerliche Schluchten an riesigen Felswänden entlang und durch einen nassen und dunkeln Tunnel nach Muldain, wo wir im „Junkerhaus“ freundlich empfangen wurden.

Das Wetter begünstigte diese sehr schöne Wanderung. Auf einem steinigen, der Sonne zugekehrten Abhang blühten viele wunderschöne und riesengrosse **Feuerlilien** (*Lilium bulbiferum*).

Nach dieser grossen und anstrengenden, meist leicht, einmal aber auch stark bergauf führenden Wanderung waren Sauna und warmes Bad angebracht!

Toni Zimmermann folgt auf Eugen Guidi

Dietikon/Alp Horben Generalversammlung des Verkehrsvereins mit Präsidentenwechsel

L.T. 12.5.99



Wechsel Toni Zimmermann (r.) löst Eugen Guidi ab. FOTO: OH

Zur diesjährigen Generalversammlung lud der Verkehrsverein Dietikon auf die Alp Horben. Toni Zimmermann wurde zum neuen Präsidenten gewählt, am 8.5.1999.

Seit 28 Jahren verbindet der Verkehrsverein Dietikon (VVD) seine Generalversammlungen mit einem Halbtagesausflug. Traditionsgemäss sind Baudenkmäler Ziele der Reise. Heuer stand Schloss Heidegg LU auf dem Programm. Die statutarischen Geschäfte waren in die Alpwirtschaft Horben verlegt worden. Das Reiseziel fand grossen Anklang, denn 115 Personen hatten der Einladung des VVD Folge geleistet.

Interessante Historie

Das in eine einzigartige, reizvolle Landschaft mit Wald, Reben und See eingebettete, gut erhaltene Schloss ist das Wahrzeichen des Seetals und besitzt das einzig anerkannte Museum des Amtes. Speziellen Wert wird auf ein lebendiges Nebeneinander von Museumsbetrieb und kulturellen Anlässen gelegt. In Gruppen besichtigten die Limmattaler exklusive Sehenswürdigkeiten wie die Schlossanlage mit Rosengarten, den geschichtsträchtigen Schlossbau, das originale Inventar mit historischen Möbeln und Bildern sowie das Museum.

Nach gut zwei Stunden bestieg man die drei Cars zur Weiterfahrt nach Horben, wo der Präsident der Alpgemeinschaft die Reisegesellschaft in Empfang nahm und über Pionierzeit sowie heuti-

ge Nutzung informierte. Man erfuhr beispielsweise, dass 42 Bauern Miteigentümer der auf 800 Meter Höhe gelegenen Alp Horben sind, welche jährlich mit rund 230 Rindern bestossen wird.

Die schriftlich abgefassten Jahresberichte des VVD sowie der «Kommission für Heimatkunde» wurden von der Versammlung genehmigt. Gerne nahm man zur Kenntnis, dass die in dieser Periode organisierten Aktivitäten guten bis sehr guten Anklang gefunden hatten. Attrak-

tive Anlässe wie Bundesfeier oder Weihnachtsmarkt stehen weiterhin neben Projekten wie Verkauf von Wander- und Velokarten, Ortsplänen und Wanderbüchlein. Ausserdem sollen Ruhebänke instandgestellt beziehungsweise neue an attraktiven Standorten erstellt werden. Und selbstverständlich will man die Bevölkerung wieder mit dem Adventska-

lender in den Fenstern der Stadtbibliothek sowie mit einem Neujahrsblatt erfreuen.

Die «Kommission für Heimatkunde» plant unter anderem am 25. September eine Sonderausstellung zum 200-Jah Jubiläum des «Limmatübergangs der französischen Massena-Armee» und ist dabei, an geeigneten Stellen Kulturwegweiser zum Ortsmuseum zu montieren.

Drei Vakanzten besetzt

Unter dem Traktandum «Wahlen» galt es, verschiedene Ämter neu zu besetzen. Ruedi Gebhard ersetzt den zurücktretenden Revisor Fredy Kugler. Lukas Neft rutscht für Toni Zimmermann nach, der seinerseits die Nachfolge des bisherigen VVD-Präsidenten Eugen Guidi antritt. Die drei Nominierungen wurden von der Versammlung einstimmig bestätigt. Als Anerkennung für seine 10jährige Tätigkeit erhielt Guidi ein passendes Abschiedsgeschenk: Einen Reprint – es existieren lediglich 200 Stück – der ursprünglich in 14 Exemplaren gedruckten Sammlung der Urkunden des Klosters Wettingen aus der Zeit von 1227 bis Ende des 17. Jahrhunderts. Und Toni Zimmermann überreichte dem scheidenden Präsidenten «zur Versüssung des Abschieds» eine Packung feinsten Prälimen.

Nach dem gemütlichen Beisammensein bei Speis und Trank trat die Reisegesellschaft um 19 Uhr die Heimfahrt an. (mst)

«Einwohner sollen sich hier zu Hause fühlen»

Dietikon Der scheidende VVD-Präsident Eugen Guidi zieht Bilanz

Vor zehn Jahren übernahm Eugen Guidi das Präsidium des Verkehrsvereins Dietikon. In dieser Zeit konnten verschiedene wichtige Projekte realisiert werden: 1990 erstellte man unter der N20 eine Rollbrettbahn, 1991 erfolgte die aufgrund starker Bautätigkeit notwendig gewordene Überarbeitung des Dietiker Stadtplans, 1992 Überarbeitung der Wanderkarte unter Ergänzung von Velowegen, 1994 Premiere des seither bereits dreimal durchgeführten Grenzanges, Statutenrevision der aus dem Jahr 1913 stammenden Urfassung, neue Strukturen mittels drei Kommissionen (Heimatkunde,

Neujahrsblatt, Feste). Folgende Arbeitsschwerpunkte wurden gesetzt: Organisation der auswärtigen Generalversammlungen, Herausgabe des traditionsreichen Neujahrsblattes, Organisation der Bundesfeier mit 20köpfigem Helfer-Team. Seit 1995 beteiligt sich der Verkehrsverein am Weihnachtsmarkt, 1996 ist das Debüt des ersten Adventskalenders an den Fenstern des alten Stadthauses.

Viele Ziele erreicht

Eugen Guidi hält fest, dass die «Kommission für Heimatkunde» zu einem wichtigen Eckpfeiler des VVD geworden sei. Diese arbeitet weitge-

hend selbständig und wird von der Bürgerlichen Abteilung mit jährlich 50 000 Franken subventioniert. Die von Bruno Meier geführte Kommission betreut das Ortsmuseum, organisiert Ausstellungen und leistet so einen Beitrag zur Dokumentation der geschichtlichen Entwicklung Dietikons. In den vergangenen zehn Jahren konnte der VVD zahlreiche Ziele erreichen. Der Verein habe sich auf die Fahnen geschrieben, die «Wohlfühlatmosphäre des Wohnortes Dietikon zu verbessern», erklärt Guidi. «Mir lag es stets am Herzen, dass sich die Einwohner bei uns richtig daheim und zu Hause fühlen.» (mst)

Gelesen: Von **Milena Moser; Die Putzfraueninsel**. Dieser Fortsetzungsroman erschien vor einiger Zeit, wahrscheinlich 1998, im „Limmattaler Tagblatt“. Milena Moser, geboren 1963 in Zürich, fühlte sich zu den Büchern hingezogen und absolvierte daher eine Buchhändlerlehre. Während eines Aufenthalts in Paris schrieb sie ihre ersten Romane. Es interessierte sich zwar damals kein Verleger dafür. Sie arbeitete dann fürs Radio (zum Beispiel „Schreckmümpfeli“) und für verschiedene Zeitschriften.



Milena Moser

Die Putzfrau **Irma** in Milena Mosers Roman hatte sich schon damit abgefunden, nicht auf der Sonnenseite des Lebens geboren zu sein. Mit kleinen Bosheiten gegenüber ihren jeweiligen „Herrschaften“ versucht sie ihr Dasein etwas interessanter zu gestalten. Ganz unerwartet stösst sie dann aber auf ein Unrecht, das an einer alten Frau begangen wird. Die alte Dame, Frau Dr. Schwarz, ehemalige Rechtsanwältin, wird in einem Keller eingesperrt. Zu dritt - Irma, die alte Dame und ein junger Bursche - setzen wie Racheengel die Demaskierung einer Familie in Szene. Nach gelungener Tat sind Ferien fällig, die das Trio auf der „Putzfraueninsel“ verbringt.

Der stellenweise etwas phantastische Roman erschien zunächst im Krösus-Verlag, Zürich, vermochte aber so gut zu gefallen, dass er von Rowohlt ins Programm aufgenommen wurde.

Als ich in Meilen die Primarschule besuchte, besass noch kaum jemand ein Radio. Erst **1924**, als ich zwölfjährig war, wurde von Radiotüftlern in Zürich eine private „**Radiogenossenschaft**“ gegründet, die heute „Radio- und Fernsehgenossenschaft“ heisst. Sie nimmt eine Brückenfunktion ein zwischen Programm und Zuhörerschaft.

Meine erste Begegnung mit dem Radio machte ich in der Violinstunde beim betagten Fräulein Mathilde Bunn in Männedorf. Diese Berufsmusikerin bastelte selbst mit einem Kristall einen Empfänger, der es ermöglichte, mit einem Kopfhörer Musik und Sprache abzuhören. Mit einer spitzen Nadel tasteten wir, statt Geige zu üben, den Kristall ab, bis wir die günstigste Stelle für den Empfang gefunden hatten. Wir staunten ganz gewaltig über die Tatsache, dass es möglich war, ohne Leitung, also drahtlos, Sendungen zu empfangen.

Inzwischen hatte auch die im Haus an der Seestrasse Nr. 500 in Meilen in der Wohnung unter uns lebende Hausbesitzerfamilie Spillmann einen kistenförmigen Radio angeschafft, und die etwa zwanzig Jahre alte Fräulein Lisi himmelte gelegentlich ganz gewaltig von der herrlichen Musik, die sie spät in der Nacht gehört habe.

Mein 87ster **Geburtstag** am Montag, 19. Juli 1999, wurde gebührend gefeiert. Schon am vorangehenden Sonntag begann der Anlass in Meilen, wo Uelis ganze Familie wieder beisammen ist.

Brigitte ist aus dem Spital zurückgekehrt und erholt sich von ihrer Operation. **Ueli** half mir, eine weitere Portion der Blautannen-Holzstücke ausladen, die ich in Dietikon nicht verwerten kann. **Daniela**, die drei Monate lang in England weilte, zeigte mir viele Erinnerungsfotos von Exeter, von Bath, von Stonehenge und andern Orten in Devon, Dorset und Somerset, d.h. in Cornwall, aber auch in Wales, wohin interessante Ausflüge führten. Natürlich fotografierte Daniela auch ihre Kurs-Kameradinnen und Kameraden aus aller Welt, sowie ihre Gastgeberfamilie. **Barbara** hat das kürzlich begonnene Kindergärtnerinnen-Studium wieder abgebrochen und arbeitet nun zu Hause, wo ihre Hilfe hoch willkommen ist. Brigitte muss sich ja noch einige Wochen lang schonen und erholen.

In Meilen hat auch das **Internet** Einzug gehalten, so dass leicht mit den neuen Bekannten in andern Erdteilen Verbindung aufgenommen werden kann.

Heute, 19.7.1999, stand ich schon um 05.00 Uhr auf. Als das „Limmattaler Tagblatt“ eingetroffen war, studierte ich die Lokalnachrichten und begab mich sofort ins Ortsmuseum, um die fälligen **Datensätze** im Computer zu erstellen.

Inzwischen war auch die **Briefpost** mit Geburtstagsgrüssen des Orchesters, Dr. Boessingers und anderer eingetroffen. Diese Briefe werde ich, so weit dies nötig ist, in den Sing-, Musizier- und Volkstanzwochen, d.h. in Wildhaus und in St. Moritz, beantworten.

Karl telefonierte und erzählte mir von seiner Wanderung mit Mirjam von Luzern über Flüeli-Ranft und Brünig zurück zum Wohnort Steffisburg. Auch **Trudi Wyler** meldete sich am Telefon. Sie berichtete von ihren Carreisen und von den Schwierigkeiten, die ihr Bruder Paul im Altersheim mit seinen Hörgeräten hat.

Um 10.00 Uhr fuhr ich dann zum Einkaufszentrum nach Spreitenbach, um mir **neue „Jeans“ als „Geburtstagsgeschenk“** zu besorgen. Beim „PKZ“ erhalte ich an meinem Geburtstag eine Ermässigung von 10%. Das nützte mir zwar nichts, denn die meisten Artikel waren ohnehin 10, 25 oder gar 50 % ermässigt angeschrieben.

Da mein **Waschküchenboden** aufgefrischt werden muss, besorgte ich im „Do it yourself - Laden“ einige dazu benötigte Sachen und füllte für die bevorstehende Reise nach Wildhaus den Tank meines Autos.

Da am 19. Juli 1999 schönes Wetter herrschte, konnte ich meinen **Knoblauch** ausgraben. Am Ende des Beets erwischte ich einige Knollen, die viel tiefer im Boden steckten, schmaler und höher waren als die andern. Ich stutzte und erinnerte mich, dass hier im letzten Frühling Montreux-Narzissen geblüht hatten! Sofort verpflanzte ich diese Blumenknollen an einen günstigeren Standort und freute mich über diese hübsche Geburtstagsüberraschung. Doch, es sollten noch weitere folgen.

Anschliessend pflückte ich sehr schöne rote und weisse **Johannisbeeren**. Viele verspeiste ich an Ort und Stelle, denn was gegessen ist, muss schon nicht mehr eingekocht werden. Im Keller konnte ich bald drei weitere Gläser voll Kompott zu den fünfzehn schon vorhandenen stellen, in denen sich Stachelbeeren und Himbeeren befinden.

So lange noch heisses Sommerwetter über Dietikon lag, bis etwa 16 Uhr, blieb ich im kühlen Haus und spielte **schwedische Volksmusik**, von der ich vier dicke Bände mit total 1495 Stücken besitze. Die Stücke heissen meist „Polska“, seltener „Vals“, „Brudmarsch“, „Visa“, „Psalm“ oder „Vallad“. Dies eigenartige, hier zuletzt genannte Wort hängt wahrscheinlich mit „vallfärda“= pilgern, also wandern, zusammen.

Mit dem dritten Band dieser Schwedenmusik bin ich beinahe zu Ende. Ich spielte sämtliche Stücke, allerdings nicht in der angegebenen Geschwindigkeit. Tempo „Viertelsnote = 152“ ist mir viel zu schnell! Den vierten Band muss ich erst noch aufschneiden. Eigentlich sollte man diese schönen wissenschaftlichen Bücher vom Buchbinder fachmännisch binden lassen.

Die Stücke wurden nach Musikanten geordnet, die zum Teil auch abgebildet sind, und es ist oft auch angegeben, wie die Spielleute ihre Instrumente stimmen: meist von oben E-A-E-A. Das interessante vierbändige Werk hatte ich 1939 in Dalarna gesehen und nach der Schwedenreise bei einem Musikverlag in Stockholm bestellt. Ich erinnere mich an den Brief, den ich kurz darauf bekam, und in dem ich lesen konnte: „Wir senden Ihnen das Werk, sobald wir Ihren Scheck (XY Kronen) *bekommt habt*“.

Als es am spätern Nachmittag etwas kühler geworden war, arbeitete ich im Garten gemütlich weiter, wo es viel zu jäten gibt. Zwischen meinen Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern wuchs ganz von selbst eine **riesige Distelstaude**, die wunderschön blühte. Da sie in recht gutem Boden vegetieren durfte, wurde sie zu einem Ungeheuer von über zwei Metern Höhe! Heute nun sah ich ganz plötzlich mehrere grosse weisse Samenbüschel. Die sehr kleinen Samen fliegen an sternförmig ausgebreiteten etwa zwei Zentimeter langen Haaren zu Tausenden davon. Das durfte ich trotz Geburtstag nicht zulassen.

Der Stengel in der Mitte dieser „gemeinen Kratzdistel“ (wahrscheinlich *Cirsium vulgare*) war unten gut sieben Zentimeter dick, so dass ich ihm mit der Säge zu Leibe rücken musste. Das ganze stachlige Riesengebilde zerlegte ich in kleine Stücke und brachte sie kübelweise auf den Kompost. Das war eine mehr als zwei Stunden dauernde Geduldarbeit.

Das Portmonee (neue Schreibweise) erzeugte an diesem 87sten Geburtstag Aufregung, Angst und Hektik, aber zum Schluss auch grosse Erleichterung und Freude. Als ich am Zerlegen der Riesendistel war, stoppte bei der Einfahrt ins Quartiersträsschen „Am Grendel“ das weisse Spitexauto. Frau Kubli trotz frisch operiertem Knie stieg rasch aus und rief, sie habe vorhin bei mir an der Haustüre geklopft, im Gartenhaus keine bereitgelegte Meldung gefunden und mich natürlich nicht auch noch hinter dem Haus gesucht. Sie sei froh, dass sie mir die bestellte Mahlzeit nun doch noch bringen könne.

Ich rannte ins Haus, holte die acht Franken und nahm am Wohndielenfenster die vegetarische Mahlzeit in Empfang. Als ich sie im Kühlschrank verstaut hatte, zog ich meine Gartenschuhe wieder an, um hinterm Haus an der Distel weiterzuarbeiten.

Während der Arbeit memorierte ich das soeben erhaltene Menü: Kartoffelstock, Karotten, Kohlraben mit Basilikum und Ananas-Joghurt (oder neu „Jogurt“). Da fiel mir auf, dass das Spitex-Auto immer noch neben meinem Garten an der Einfahrt zum Grendelsträsschen stand. Frau Kubli rumorte in ihrem Wagen, stieg schliesslich aus und sagte zu mir: „Ich war doch nur ganz kurze Zeit mit der Mahlzeit an Ihrer Haustüre, und schon hat mir jemand das **Portemonnaie aus dem Wagen gestohlen!** Als ich die acht Franken von Ihnen versorgen wollte, konnte ich den Geldbeutel im ganzen Wagen nirgends finden.“

Ich sagte, das sei doch ganz unwahrscheinlich; sie habe ihn sicher in der Eile an einem unüblichen Ort versorgt. Da aber nach Frau Kublis Ansicht im Spitex-Auto alle Fächer und der ganze Boden auch unter den Sitzen durchsucht waren, liess sie sich nicht von ihrem Verdacht abbringen. Sie hatte auch gesehen, dass **zwei verdächtige Burschen** die Holzmattstrasse hinuntergingen.

Rasch und aufgeregt überquerte sie nun die Strasse, um bei Meiers zu fragen, ob vielleicht jemand der Familie die beiden Kerle erkannt habe. Die Ärmste erzählte Meiers ausführlich den Verlust ihres Geldbeutels, in dem sich offenbar eine recht grosse Geldsumme befand, die ihr nicht selber gehörte.

Ich strengte mein Gehirn an. Könnte das Portemonnaie vielleicht zwischen meiner Haustüre und dem Gartenhaus ins ziemlich hohe Gras gefallen sein, oder blieb es aus Versehen auf einem meiner frisch gestrichenen Gartenstühle liegen? Es kommt ja immer wieder vor, dass man einen Gegenstand irgendwo hinlegt, während man bereits an etwas ganz anderes denkt.

Da Frau Kubli in meinem Garten noch nicht gesucht hatte, rannte ich ins Gartenhaus, und siehe da, ein grosses schwarzes Leder-Portemonnaie lachte mir von der hellgrünen Gartenbank entgegen! Ich rannte damit auf die Holzmattstrasse hinaus und rief laut zu Meiers hinüber: „**Ich habs!**“

Frau Kubli kam sofort hochofrennt aus Meiers Garage hervor und war sichtlich erleichtert, als sie das vermisste Geld entgegennehmen konnte. Sie fragte mich, ob ich in ihr dickes Portefeuille hineingeschaut hätte. Doch dazu hatte ich keine Zeit gehabt. Sie öffnete es und zeigte mir die vielen schön sortierten Hunderter-, Fünziger- und Zwanziger-Banknoten.

Dass ich das vermisste Geld finden und der „Eigentümerin“ zurückgeben konnte, war für mich **eine grosse Geburtstagsfreude!** Der Riesenbetrag gehört natürlich der Spitex-Organisation. Wäre er verloren worden, hätte er wahrscheinlich von Frau Kubli aus ihrer Privatkasse ersetzt werden müssen!

Der Geburtstagsabend endete mit ein wenig Fernsehen. Ich sah, was mein Videorekorder im Lauf des Tags für mich aufgenommen hatte: die neuesten Nachrichten und eine Gesundheitssendung.

Dietikon, 20.Juli 1999

Karl Klenk

Soeben kamen mir in einer Zeitschrift Bilder der **Sinai-Bergketten** und des Katharinenklosters unter die Augen, was mich an unsere Israelreise vom Oktober 1977 erinnerte.

Herr Pfr. Dr. Hans Walter Maurer, Zürich-Albisrieden, den wir aus unsern Volkstanzwochen kannten, hatte uns überredet, die Reise seiner Kirchgemeinde mitzumachen. Maria und ich, wir brachten viele schöne und interessante Eindrücke zurück, und ich verfasste auch unmittelbar nach der Rückkehr einen ausführlichen Reisebericht.

Zwar ist die genaue Lokalisierung des biblischen Berges Sinai noch immer umstritten, doch die Pilger zieht es schon seit Jahrhunderten in die Gegend, weil sie glauben, dass es sich um den berühmten Berg handelt, von dem Moses die Gesetzestafeln herunterbrachte.

Bereits im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung trafen Asketen in der Gegend des Mosesbergs ein, um sich in der Abgeschiedenheit ganz ihren Gedanken zu widmen. Im sechsten Jahrhundert gab der byzantinische Kaiser Justinian I. Weisung, am Fusse des Bergs ein festungsartiges Kloster zu errichten, um solche Einsiedler zu schützen, und um die römische Präsenz in dieser Gegend zu gewährleisten.

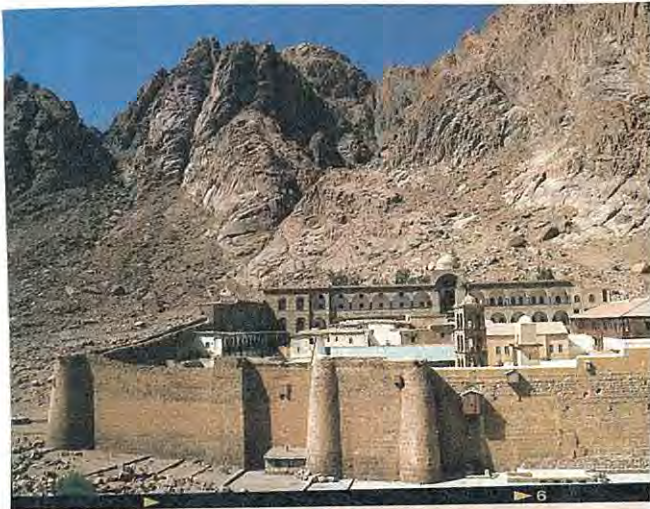
In diesem Kloster, dem **Katharinenkloster**, übernachteten wir 1977, um früh am nächsten Morgen den „**Mosesberg**“ zu besteigen. Nachts zwei Uhr, in grosser mondloser Dunkelheit, marschierten wir los, stolperten hastig über die Steine, um den Anschluss an unsern Führer nicht zu verlieren. Ich zog Maria, die nicht so schnell folgen konnte, vorwärts. Wir hatten kaum Zeit, den einmaligen, glasklaren Sternenhimmel zu bewundern, denn erst nach und nach gewöhnten sich unsere Augen an die Dunkelheit. Wir erklimmen die steilen 750 Steinstufen der Treppe, die zum „Dschebel Musa“, was „Mosesberg“ bedeutet, hinauf führen.

Nach längerem, anstrengenden Aufstieg begann die Morgendämmerung. Die umliegenden Berge wurden wunderschön gelbrot, und als die Sonne aufging, warfen wir riesige Schatten auf die Felswände.

Auf dem Gipfel des Berges steht eine kleine Kirche. Die Aussicht ist grossartig, denn die Luft ist hier ganz trocken und klar, weit und breit keine Wolke, kein Nebel! Wir liessen unsern Blick über die Reihen von rötlichen Granitbergen schweifen, die sich jenseits der mit Steinen übersäten Ebene in der Ferne verlieren. Im Südwesten ragt der „Dschebel Katherin“, der Katharinenberg auf, der mit 2637 Metern die höchste Erhebung in diesem Gebiet ist.



Das Bild unten auf der vorhergehenden Seite zeigt die Ebene „er-Raha und den Ras es-Safsaf“, der zur gleichen drei Kilometer langen Bergkette gehört wie der Mosesberg. Dieser Berg ist der nördlichste der Bergkette und nicht ganz so hoch wie der Dschebel Musa.



Der Dschebel Musa und das Katharinenkloster

Das **Katharinenkloster** gilt als eines der wichtigsten Bauwerke der Christenheit. Es wird von einigen griechisch-orthodoxen Mönchen bewohnt und ist nicht nur wegen seiner Lage berühmt, sondern auch durch seine **Ikonen** und seine **Bibliothek**.

Das Kloster war die meiste Zeit seiner Geschichte so isoliert, dass die Ankunft eines Besuchers ein seltenes und willkommenes Ereignis war. Die Mönche umarmten den Gast, küssten ihn herzlich und wuschen ihm sogar die Füße. Ein Gast durfte sich in den verschachtelten Gebäuden hinter den 14 Meter hohen Klostermauern völlig frei bewegen.

„Bleibe eine Woche, einen Monat, so lange, wie du willst“, so lautete die immer wieder geäußerte Aufforderung der Mönche. Heute jedoch wird die Gastfreundschaft der etwa ein Dutzend verbliebenen Mönche gewaltig überstrapaziert. Bis zu 50 000 Besucher kommen jährlich, um das Kloster zu besichtigen.

Wegen diesen Menschenmassen ist das Kloster nur an fünf Tagen in der Woche jeweils drei Stunden geöffnet, und den Touristen ist nur ein kleiner Teil des Klosters zugänglich - ein Hof mit dem Mosesbrunnen (von dem die Überlieferung sagt, Moses habe hier seine zukünftige Frau getroffen), die Verklärungskirche (sie soll die älteste ununterbrochen genutzte Kirche der Welt sein) und ein Verkaufsraum für Bücher.

Den Touristen wird auch die Kapelle des „Brennenden Dornbuschs“ gezeigt. Die Mönche erzählen, es handle sich um den heiligsten Ort der Erde, um genau die Stelle, an der Moses Zeuge der Gegenwart Gottes wurde.

Wir waren durch eine schmale und niedrige Öffnung ins Innere der Anlage gelangt und hatten unsere Reisetaschen auf die uns zugewiesenen primitiven und schmutzigen Pritschen gelegt, auf denen wir bis halb zwei Uhr früh schlafen sollten. Nach langen und schwierigen Verhandlungen wurde uns sogar erlaubt, einen Blick in die normalerweise nicht zugängliche Bibliothek zu werfen, welche 4500 Werke in griechischer, arabischer, syrischer und ägyptischer Sprache enthält. Hier befand sich auch der unschätzbare **Codex Sinaiticus**.

Der deutsche Bibelgelehrte Konstantin von Tischendorf entdeckte im letzten Jahrhundert diesen Codex, eine griechische Bibelhandschrift aus dem vierten Jahrhundert, im Katharinenkloster. Tischendorf wollte dieses, wie er sich ausdrückte, „unvergleichliche Juwel“ veröffentlichen und schlug den Mönchen vor, die Handschrift dem russischen Zaren zu überlassen, der als Protektor der griechisch-orthodoxen Kirche seinen Einfluss zugunsten des Klosters geltend machen könnte.

An der Klostermauer ist die englische Übersetzung eines von Tischendorf zurückgelassenen Briefes zur Schau gestellt, in dem er versprach, die Handschrift unbeschädigt und gut erhalten der Bruderschaft des Berges Sinai zurückzugeben.

Tischendorf hatte jedoch das Gefühl, die Mönche würden es weder zu würdigen wissen, dass die Handschrift immens wichtig war, noch, dass sie unbedingt veröffentlicht werden musste. Sie wurde dem Katharinenkloster nicht wieder ausgehändigt.. Die Mönche nahmen zwar schliesslich von der russischen Regierung 7000 Rubel für die Handschrift entgegen. Es ist verständlich, dass sie bis auf den heutigen Tag sehr misstrauisch sind, wenn Gelehrte die Klosterschätze sehen wollen.

Der Codex Sinaiticus kam letztendlich ins Britische Museum, wo man ihn heute besichtigen kann.

Bedeutsamerweise wurden 1975 unter der Nordmauer des Katharinenklosters 47 Kisten mit Ikonen und Pergamenten entdeckt. Zu dem Fund gehören auch über ein Dutzend fehlende Blätter des Codex Sinaiticus. Nur einem sehr kleinen Kreis von Gelehrten sind diese Blätter zugänglich, nicht aber der Allgemeinheit.

Bevor wir das interessante Kloster verliessen, besichtigten wir ausserhalb der Mauern auch noch das **Beinhaus**. Dort türmen sich die Knochen von Generationen von Mönchen und Einsiedlern, getrennt in Beinknochen, Armknochen, Schädel und so weiter. Die Schädel reichen beinahe bis zur Decke. Weshalb kann hier ein so schaurigen Ort betrachtet werden? Die Mönche besitzen nur einen winzigen Friedhof. Wenn also jemand stirbt, ist es üblich, die Gebeine aus dem ältesten Grab zu entfernen, um Platz für eine neue Bestattung zu schaffen. Jeder Mönch rechnet damit, dass seine Knochen eines Tages zu denen seiner Gefährten im Beinhaus gelegt werden.

Heute ist **Walter Joos** Präsident der „**Radio- und Fernsehgenossenschaft**“. Er sagt, diese sei am 16. Februar 1924 nicht aus kommerziellen oder politischen, sondern aus rein technischen Gründen ins Leben gerufen worden. Die Initianten wollten lediglich Radiowellen verbreiten und empfangen.

Von Anfang an zeigten Stadt und Kanton Zürich Interesse am Radio und zeichneten Genossenschafts-Anteilscheine. Der Kanton stellte sogar Räume für das erste Studio zur Verfügung. Beim Start empfingen etwa 1000 Bastler Radio Zürich, eineinhalb Jahre später waren es bereits 24000. Nach Genf und Lausanne war Zürich die dritte Schweizer Station. 1925 folgten Radio Bern und ein Jahr später Radio Basel.

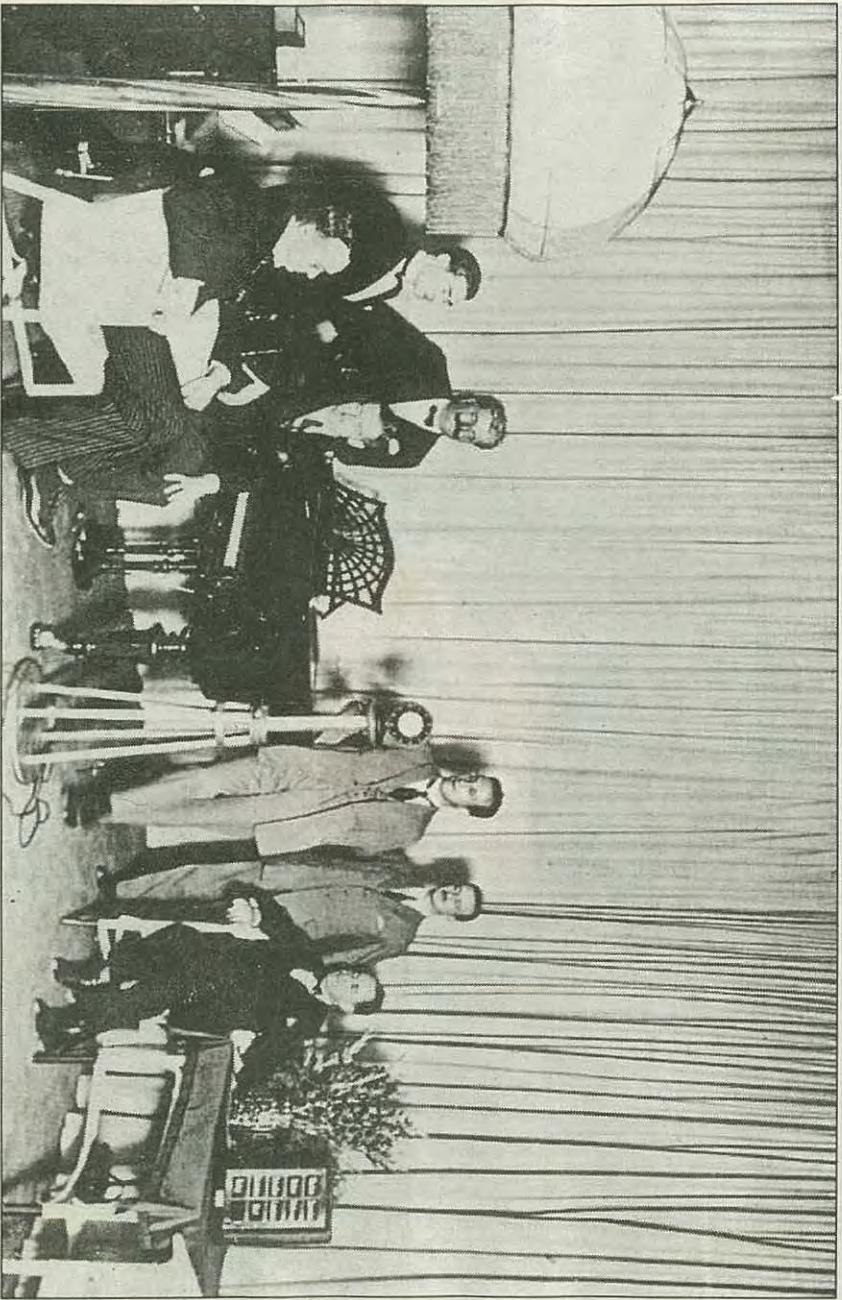
Mit dem Zusammenschluss der Radios von Zürich, Basel, Bern, Genf und Lausanne und der Gründung der „Schweizerischen Rundfunkgesellschaft (SRG)“ im Jahr 1931 änderten sich auch die Funktionen der „Radiogenossenschaft Zürich“. Nach dem Start des Landessenders **Beromünster** gab sie den eigenen Sender in Zürich-Höngg auf, und die Studios in Zürich, Basel und Bern produzierten von nun an ein eigenes Programm.

Die Radio- und Fernsehgenossenschaft Zürich kann also 1999 ihr 75-Jahr-Jubiläum feiern.

In den Jahren 1924 und 1925 durfte ich bei **Fräulein Bunn in Männedorf** Violinstunden besuchen. Es hatte mir in der Primarschule Meilen bei Herrn Vögelin ausserordentlich gut gefallen, wenn dieser Lehrer unsern Schülersang auf seiner Geige mit einer zweiten- oder gar mit einer Oberstimme begleitete.

Wahrscheinlich hatte ich zu Hause davon geschwärmt und den Wunsch geäussert, auch so schön musizieren zu können! Ich bin noch heute meinen Eltern dankbar, die trotz angespannter Finanzlage - von der ich damals als Zwölfjähriger nichts ahnte - meinen Wunsch zu erfüllen suchten.

Ich weiss, dass sie mit Herrn Vögelin das Problem besprachen. Dieser alte Herr erklärte ihnen, das Violinspielen sei sehr schwierig und in Meilen und Umgebung existiere auch kein Violinlehrer.



Pioniere Das Studio von Radio Zürich nach seiner Eröffnung im Jahr 1924.

ARCHIVFOTO: PD

Wahrscheinlich kam mein Violinproblem auch an einem Weihnachtsfest in Zürich-Altstetten bei „Onkel“ Jenny, dem Schwarztee-Importeur, zur Sprache, denn er allein, und ausser ihm gar niemand in der Verwandtschaft, spielte ein Streichinstrument. Es ist mir bis heute ein Rätsel, wie meine Eltern für mich eine Dreiviertelsgeige auftreiben konnten, auch weiss ich nicht, wohin sie später wieder verschwand.

Durch die Violinstunden in Männedorf erlebte ich das in den Zwanzigerjahren zaghaft aufkommende **Radioproblem**, denn **Fräulein Bunn** war eine eifrige Bastlerin.

Statt langweilige Etüden zu spielen, durfte ich mit Kopfhörern gelegentlich Musik aus Fräulein Buns selbstgebasteltem Radio anhören. Ihr Wunderapparat bestand aus einem zackigen Kristall, den sie mit einer Nadel abtastete, bis die richtige Stelle gefunden war. Wir staunten dann ganz gewaltig über die unbegreifliche Tatsache, dass wir in Männedorf hören konnten, was zu gleicher Zeit von einem Orchester in Paris gespielt wurde!

Es hatte wahrscheinlich in Zukunft kaum mehr einen Sinn, durchschnittlich Geige zu spielen, wenn doch mit dem Radio die beste und virtuoseste Musik ganz leicht überall hin verbreitet werden konnte! So dachten wir damals, und erst viel später reifte die Erkenntnis, dass die selbstgespielte Musik einen ganz gewaltigen Eigenwert besitzt. Später, in Dietikon, arbeitete ich zielstrebig auf die Gründung einer Musikschule hin, siehe Neujahrsblatt von Dietikon, 1987.

Henri Staub, der in meinem Alter war, wohnte auf der Hürnen in Meilen, im Einfamilienhaus neben uns. Er erlernte den Beruf des Feinmechanikers bei „Trüb-Täuber“, erst in Hombrechtikon, später in Zürich. Mit Henri unternahm ich Berg- und Skitouren. Auch er war ein geschickter Radiobastler, und manchmal durfte ich ihm in seiner Werkstatt zusehen und helfen. Das „Radiofieber“ ging tatsächlich in den Zwanzigerjahren um.

Alle, die es sich leisten konnten, kauften sich in jener Zeit einfache Radiokästchen, so auch Spillmanns, bei denen wir an der Seestrasse Nr. 500 in Meilen wohnten, bevor unser Haus auf der Hürnen erbaut war. **Lisi Spillmann** schwärmte immer wieder in den höchsten Tönen von den Sendungen, die sie meist spät in der Nacht gehört hatte. Nachts war offenbar der Empfang viel besser als tagsüber.

Viel Neues stürzte auf uns herein! Immer häufiger befuhren **Automobile** die damals noch nicht geteerte Seestrasse, und sie wirbelten bei schönem Wetter ganz beträchtliche Staubwolken auf! Man war gezwungen, im Dorf die Durchgangsstrasse mit klebriger Lauge aus der Gerberei zu benetzen. Dadurch konnte der Staub eine Zeitlang gebunden werden. Für uns barfuss laufende Kinder war es ein grosser Spass, dem Lauge verspritzenden Wagen nachzurrennen, um uns die Füsse mit dem braunen Nass abkühlen zu lassen.

Das **Telephon** verbreitete sich auch in Privathäusern mehr und mehr. Ich jedoch wurde beinahe zwanzig Jahre alt, bis ich dies Wunderwerk zum ersten Mal benützen musste, und zwar, um während einer Wanderung mit Max Frei von Thusis nach Avers zu telefonieren.

Wie ich zum ersten Mal das **Fernsehen** erlebte, sei auch noch kurz erwähnt. In Zeitungen hatte man zwar Berichte aus Amerika gelesen, konnte sich aber nichts Rechtes darunter vorstellen. Man dachte fälschlicherweise an ein verbessertes Fernrohr.

Ich wirkte damals schon einige Jahre in Dietikon und war Mitglied der Bezirks-Jugendkommission. An einer Sitzung dieser Kommission nahm auch eine Sozialarbeiterin teil, die längere Zeit in Amerika gewesen war. Sie erzählte uns, dass in Übersee die Leute jeden Tag stundenlang in ihren Fernsehkasten hineinschauen und so die Zeit vergeuden. Wir alle hofften, dies Unding komme nie nach Europa.

Wichtig

für den Vorstand und die Tanzleitung des VTKZ.

Ich erfuhr, dass die neue Tanzleitung des **Kantonal Zürcher Trachtenverbands *)** in Zukunft **nicht mehr gewillt ist**, in den Tanzleitertreffen der Trachtengruppen des Kantons die Tänze unseres Volkstanzballs vorzubereiten, wenn weiterhin unsere Tanzleiterinnen und Tanzleiter nicht zu den offiziellen Aus- und Weiterbildungskursen der Trachtenvereinigung erscheinen, d.h. die neuerdings beliebten und in den Trachtengruppen verbreiteten Schweizertänze nicht erlernen. *(Zu diesen Tänzen gehören z. B. s'Wunder, Eigernordwand,, Derborence, Herbstzyt, etc.).*

Es wäre bedauerlich, wenn die Trachtengruppen nicht mehr von der kantonalen Tanzleitung zum Besuch unseres festlichen Balles vorbereitet und aufgemuntert würden.

Wenn wir das Verhältnis zur Schweizerischen Trachtenvereinigung und zum Zürcher Kantonalverband der Trachtenvereinigung nicht verbessern, dann können wir nicht erwarten, dass diese Leute unsern teuren Ball besuchen.

Tanzleiterinnen, Tanzleiter und weitere Mitglieder des VTKZ sollten daher vermehrt die preisgünstigen Fortbildungskurse und Tanzsonntage der Trachtenvereinigung besuchen, die künftig vor allem freitags, aber gelegentlich auch am Di., Mi. oder Do. in der Sporthalle Greifensee stattfinden werden. Jedes Jahr werden auch zwei Tanzsonntage organisiert, einer in Aesch (bei Birmensdorf) und einer in Buchs (an der Lägern). Bisher traf man an diesen Veranstaltungen meines Wissens nur gelegentlich Utigers und Gattikers.

Früher legten unsere Tanzkreise viel grössern Wert auf harmonische und **freundschaftliche Zusammenarbeit mit den Trachtenleuten**, die ASV auf eidgenössischer, der VTKZ auf kantonaler Ebene, wobei beide Seiten profitierten. Hier ist in letzter Zeit durch den Wechsel der verantwortlichen Tanzleitungen auf beiden Seiten ein „Defizit“ in der Zusammenarbeit entstanden.

Ich bitte Euch, über die neue Situation nachzudenken.

Karl Klenk, Dietikon,
15.8.1999.

Karl Klenk

**) V. u. H.-J. Huber, Leigobenstr. 14. 8805 Richterswil.*

Der Hambo in der Schweiz

Im Sommer 1939, kurz vor Kriegsausbruch, unternahmen die Schweden einen letzten, verzweifelten Versuch, den drohenden Krieg zu verhindern. Sie setzten ihre Hoffnung auf die Jugend, die sich ja leicht für alles Gute begeistern lässt. Tanz- und Folkloregruppen aus Ost und West, Süd und Nord wurden zu einem grossen **Verbrüderungstreffen** nach Stockholm eingeladen. Flammende Reden forderten die Jugend Europas auf, über alle Grenzen hinweg Freundschaften zu schliessen und dadurch den drohenden Krieg zu verhindern.

Die Schweiz delegierte den Volkstanzkreis Zürich, der damals als einzige Tanzgruppe fähig war, Tänze aus allen Teilen der Schweiz vorzuführen. Die damalige Leiterin des Zürcher Tanzkreises, **Klara Stern**, hatte ihre Tanzgruppe mit schweizerischen und ausländischen Volkstänzen auf ein anerkannt künstlerisches Niveau gebracht. In den Tanzpaaren wurde sorgfältig auf gleiche Grösse der Partner und auf absolut korrekte Haltung bis zu den Zehenspitzen geachtet. Die Tänzerinnen trugen die Trachten der Region der Schweiz, zu der sie eine Beziehung hatten, und die Tänzer präsentierten sich in der nach alten Vorbildern geschneiderten Wehntalertracht, allerdings damals noch ohne Kittel oder Frack. Sie reisten nur mit ihrer roten Weste, benötigten daher ausserhalb der eigentlichen Auftritte eine nicht zur Tracht gehörende Jacke.

Auf vielen Strassen und Plätzen der Stadt Stockholm tanzten die Engländer, die Schotten, die Franzosen, die Deutschen, wir Schweizer, die Italiener, die Oesterreicher, die Polen, Esten, Letten, Litauer, Rumänen, Russen, Finnen, Norweger, etc. friedlich und fröhlich ihre schönen Nationaltänze aber auch leichte Tänze miteinander. Jeder Teilnehmer an diesem prächtigen Riesenfest kam mit allen anwesenden Nationen in Berührung.

Schon vor unserer Abreise nach Skandinavien hatte uns Klara Stern gesagt, es existiere im Norden ein ganz spezieller Tanzschritt, **der Hambo**, und wir waren sehr gespannt, diesen kennen zu lernen. Im Stockholmer Freilichtmuseum, dem Vorbild für unsern Ballenberg, sahen wir die schönen „grossen“ Tänze, den schwedischen **Webertanz** (Väva vadmal) und erstmals als Schlussfigur des **Daldans** auch den beschwingten Hambo. Wir waren alle hell begeistert von dessen Schönheit und Leichtigkeit, und als wir im „goldenen Saal“ des Stockholmer Stadthauses die Gelegenheit hatten, mit den Schwedinnen und Schweden Hambo zu tanzen, da wunderten wir uns gewaltig über die komplizierte Schrittfolge, die wir trotz aller Anstrengung und trotz sorgfältigster Beobachtung nicht nachmachen konnten.

Am Abend in der Turnhalle, wo wir im Massenlager übernachteten, verkündete hocheifrig ein hervorragender Tänzer unserer Gruppe namens Zschokke, er habe endlich herausgefunden, wie der Hambo getanzt wird. Der Hambo sei eine Art Walzer, bei dem mit drei Schritten nicht eine halbe, sondern eine ganze Paardrehung ausgeführt werde, und die Tänzerin beginne die drei Schritte etwas später als der Tänzer. Wir bewunderten den geschickten Herrn Zschokke, doch ach, das half uns auch nicht weiter.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als nach unserer Schwedenreise die schwedische Sprache noch besser zu erlernen und in der offiziellen nordischen Volkstanzliteratur der geheimnisvollen Sache genauer auf den Grund zu gehen. Doch ach, die im Friedensvertrag von Versailles (1918) gedemütigten Deutschen, unterstützt von Rüstungsindustrie, Kapital und Hitlerpolitik, hatten inzwischen den Zweiten Weltkrieg ausgelöst. Schon kurze Zeit nach unserer Rückkehr aus dem sonnigen Norden, mitten in unsere schöne „Landesausstellung Zürich“ hinein, brach das Kriegsunheil los. Auch die schweizerischen Volkstänzer verbrachten Jahre im Aktivdienst und die Volkstänzerinnen strickten ihnen weiche, warme Socken.

Kurz nach dem Krieg traf sich der Volkstanzkreis Zürich mit einer schwedischen und einer französischen Volkstanzgruppe in **Joncy**, Burgund. Weil wir dort mit den durch ihre Berufstätigkeit selten und nur abends abkömmlichen Franzosen wenig Kontakt hatten, tanzten wir tagsüber umsomehr mit den Schweden, und siehe da, deren Tanzleiter, **Bertil Lundberg**, brachte uns neben vielen schwedischen Tänzen geduldig und gründlich auch den schönen Hambo bei.

Hambo wird zu einer meist recht langsamen, **Polska** genannten, schwedischen Mazurkamusik getanzt. Auf zwei stark vorwärtsgerichtete **Dalschritte** folgt im „Anlauf“ zum Rundtanz ein zierlicher **Dreitritt**. Dieser soll keinesfalls als Laufschrift ausgeführt werden..

Die erste Hambodrehung in noch zu beschreibender spezieller Paarfassung ist nur eine Dreivierteldrehung. Mit den vier darauf folgenden weitem Hamboschritten wird immer eine ganze Drehung im Uhrzeigersinn ausgeführt. Und nun die Tanzfassung: Es ist nicht die gewöhnliche, normale, geschlossene, sondern eine **Ellbogen-Oberarmfassung**. Nach dem offiziellen schwedischen Volkstanzbuch ist es die geschlossene Fassung Nummer 2: „*Hambofatning. Lika med fatning nr. 1 men med den skillnaden att kavaljeren hållar sin vänstra arm starkt krökt, handen uppatriktad och öppen. Damen lägger sin högra armbage i kavaljerens vänstra hand och sina händer på kavaljerens överarmar.*“ = Hambofassung: Gleich wie die geschlossene Tanzfassung Nr. 1, aber mit dem Unterschied, dass der Tänzer seinen linken Arm stark beugt und die Hand nach oben öffnet. Die Tänzerin legt ihren rechten Ellbogen in des Tänzers linke Hand und ihre Hände auf des Tänzers Oberarme.

Die für eine Paardrehung im Uhrzeigersinn benötigten drei Schritte sind: R = Körpergewicht auf dem rechten Fuss, L = Gewicht auf dem linken Fuss, und B = Gewicht auf beiden Füßen oder Tufftritt rechts. Tänzerin und Tänzer beginnen mit ihren Schritten gleichzeitig, aber um einen Dritteltakt verschoben:

Er: R - L - B ; R - L - B ; R - L - B ; R - L - B ; ... Sie gleichzeitig:

Sie: L - B - R ; L - B - R ; L - B - R ; L - B - R ; ...

Er beginnt also die Drehung rechts vorwärts und sie gleichzeitig links rückwärts, wobei der erste Schritt der ersten Drehung gegen die Wand des Tanzlokals gerichtet ist, alle folgenden aber genau in Tanzrichtung.

Es kommt aber auch vor, dass der Tänzer den oben beschriebenen Schritt der Tänzerin tanzt und seine Partnerin gleichzeitig einen um einen weiteren Dritteltakt verschobenen Schritt, also: B - R - L ; B - R - L : B - R - L ; ... Dieser Tanzschritt heisst **Delsbopolska**. Es werden im Norden ausserdem noch verschiedene weitere „Hamboarten“ getanzt, auch solche mit Linksdrehung, d.h. mit Drehung im Gegenuhrzeigersinn.

Als wir mit der oben erwähnten schwedischen Volkstanzgruppe in Joncy unsere Sommerferien verbrachten, beschäftigte uns bereits der von der „Schweizerischen Trachtenvereinigung“ erhaltene ehrenvolle Auftrag, für das bevorstehende *Jubiläums-Unspunnenfest von 1955 (bei Interlaken)* neue möglichst bühnenwirksame Schweizertänze zu erfinden.

Da passierte es eines Abends, kurz vor Mitternacht, auf dem Heimweg in unsere Unterkünfte (die Burschen in einer Bäckerei - die Mädchen im Kloster), dass wir fröhlich im Vollmondschein mit den Schweden tanzten. Auf der Hauptstrasse des Dörfchens Joncy zeigten sie uns eine Art von vorwärtsführendem „offenem“ Hambo, der individuell, d.h. nicht in Paarfassung getanzt wird. **Klara Stern** flüsterte: „Diese Figur können wir sehr gut für unsern neuen Zürcher Mazurkatanz brauchen.“ Wir beschäftigten uns nämlich damals in unsern Tanzproben zu Hause bereits intensiv mit der „Limmatwelle“, mit dem „Hirschengräbler“ (Das Schulhaus Hirschengraben Zürich ist unser Übungsort), mit dem „Unspunner Föiftritt“ und mit einem noch namenlosen Mazurkatanz. **Inge Baer** erfand zu jener Zeit einen spektakulären „Kreuztanz“ für zwölf Paare, den Hannes **Wirth** später für acht Paare vereinfachte, und der **Ballettchoreograph des Stadttheaters Zürich** versuchte, uns in zwei Tanzproben einen Walzer beizubringen, in dem die Tänzerinnen in die Höhe geworfen werden mussten. In einer andern Figur dieses geplanten neuen Zürchertanzes, spielten auch bunte Tüchlein eine Rolle. Diese mussten in einem genau bestimmten Moment so gehalten werden, dass es - wie der Tanzmeister sagte - aussah, „*als ob man sich dahinter küsst.*“ Zum Glück für den Volkstanz erkrankte der Ballettmeister, und aus seinen Plänen wurde nichts.

Die schwedische **Slängpolska** - überliefert seit 1820 - jedoch wurde geschickt in unsern neuen Zürcher Mazurkatanz eingebaut, und wir nannten diesen Tanzteil von Anfang an unter uns „**Swiss-Hambo**“. Klara Stern erfand dafür aber wohlweislich schweizerische Bezeichnungen: Die beiden Dalschritte nennt sie „**Schleifhops**“, die individuellen

Hambodrehungen „Zweischritthüpfer“. Der mit Hamboelementen angereicherte Mazurkatanz gefiel uns von allen unsern neu erfundenen Zürchertänzen am allerbesten.

Kurz vor dem **Unspunnenfest 1955** trat ganz überraschend die Schweizerische Trachtenvereinigung mit der Bitte an uns heran, einen der neuen Zürchertänze den Graubündnern zu überlassen, die damals selbst noch keinen eigenen neuerfundenen Tanz vorzuweisen hatten. Schweren Herzens überliessen wir ihnen unsere Mazurka und nannten sie „**Giuvens Grischuns**“. Die beliebte „Wunderfigur“ wird im Refrain, Takt 17 bis 32, als sogenannte „**Schwing-Mazurka**“ getanzt.

Als Dank für dieses „Geschenk“ durften wir, da wir ja auch allein den „Giuvens“ beherrschten, am denkwürdigen Unspunnenfest 1955 mit diesem Tanz als Bündner in Engadinertracht auftreten. Unsere Tänzerinnen mussten sich unter dem Unspunner Tanzpodium, auf dem das Programm mit Getrampel weiterging, in Windeseile von Zürcherinnen in Engadinerinnen und nach unserm Auftritt wieder zurück in Zürcherinnen verwandeln. Leider konnten sie nur kurze Zeit in den wunderschönen Trachten durchs Festareal spazieren. Die teuren Engadinertrachten hatte die Schweizerische Trachtenvereinigung für unsere Tänzerinnen gemietet.

Von diesem dubiosen Vorgang durfte natürlich nicht öffentlich gesprochen werden, obwohl die Sache im Grund gar nicht so falsch war, hatten wir doch damals auch echte Bündnerinnen in unserer Tanzgruppe, z.B. Dora Badrutt und Giacomina Arquint.

Auf solchen Schleichwegen gelangte der Hambo in die Schweiz.

Nicht nur im „Giuvens Grischuns“, auch in neuen Tänzen von **Annelis Aenis** finden sich zaghafte Versuche mit Hamboschritten, so z.B. in der „Neuen Mazurka“ und anderswo.

Inzwischen hatten ausser dem Volkstanzkreis Zürich auch andere schweizerische Tanzkreise, die ja alle „international“ tanzen, mit schwedischen Gruppen Kontakt aufgenommen, Besuche in Skandinavien gemacht, Gruppen von dort bei sich empfangen und wie Zürich Hambofreuden erlebt. Die schweizerischen Trachtengruppen jedoch sind ausländischen Tänzen gegenüber äusserst zurückhaltend oder gar ablehnend eingestellt. Sie beschränken sich „streng“ auf echtes schweizerisches Volkstanzgut. Für viele Gruppen ist jedes Tanzen eines ausländischen Tanzes eine „Sünde“, obwohl die Wissenschaft genau weiss, dass ausser der Volksmusik und den Volksliedern auch die Volkstänze seit je alle Grenzen überschreiten.

Vor Jahren staunte man sehr, als der im ganzen Land beliebte schweizerische Volkstanzleiter **Hannes Wirth**, der aus dem Volkstanzkreis Zürich kommend als Nachfolger Louise Witzigs an die Spitze der Trachten-Tanzleitung gewählt worden war, eines Tages an einem offiziellen Anlass der Trachtenvereinigung die **Sternpolka** tanzen liess. Über diese Polka, die nach unsern Begriffen ein Schottisch ist, wurden von Fachleuten grosse Aufsätze geschrieben. Die Sternpolka stammt aus Oesterreich, gelangte über Amerika in die Tschechoslowakei, bekam dort den Namen „Doudlebska Polka“ und ist heute international bekannt. Ähnlich wird es auch dem Hambo ergehen.

Im Mai 1992 flögen viele schweizerische Trachtenleute nach Schweden. Die Trachtenvereinigung hattel eine sehr schöne Nordlandreise organisiert, die so grossen Anklang fand, dass sie gleich zweimal durchgeführt werden musste, das erste Mal von Stockholm über Drottningholm, Uppsala, Borlänge, Rättvik, Falun, Schloss Läckö, Göteborg nach Kopenhagen und gleich anschliessend noch einmal in umgekehrter Richtung von Kopenhagen nach Stockholm.

Als bei dieser Gelegenheit in Borlänge ein festliches Treffen mit gemeinsamem Tanz durchgeführt wurde, da zeigten wir den Schweden unsern „Bernermutz“ und ähnliche Schautänze und tanzhten ein paar einfache Schweizertänze gemeinsam mit unsern Gastgebern. Der schwedische Tanzleiter sagte, als wir mit den Schweden tanzen sollten: „Wir haben in Dalarna einen einfachen, überall im Land bekannten Volkstanz, den Hambo. Er besteht aus zwei Dalschritten, einem Dreitritt, und dann tanzen wir **rundherum**“. Mit seiner Partnerin zeigte er schmunzelnd den Hambo vor, wohlwissend, dass niemand dieses wunderbare „Rundherum“ nachmachen kann. Die flotten jungen Schweden luden die schweizerischen Mädchen und Volkstanzleiterinnen zum Hambotanzen ein und amüsierten sich köstlich an der Tatsache, dass sie die Schweizerinnen völlig in die Höhe heben mussten, wenn sie ihnen nicht beständig auf die Füsse treten wollten.

Da ich genau wusste, wie das Geheimnis funktioniert, hatte ich mit meiner blonden Schwedin nicht das geringste Problem. Sie flüsterte beständig: „Fin, fin..“, das heisst

„schön, gut, fein,..“ Die Schweden waren aber doch so gnädig, anschliessend mit uns auch etwas zu tanzen, das einfach war und gut gelang, wie z.B. „Fjäskern“, „Svensk Maskerad und den „Familienwalzer“. Wir tanzten abwechselnd mit ihnen einfache Schweizertänze wie „Kettengalopp“ und „Marschwalzer“

Nur allzufrüh ging der gemeinsame Tanzabend mit Buffettfreuden und Trachtenvorstellung zu Ende. Anschliessend, nach Mitternacht, wurde uns in einer Kirche noch ein unvergessliches nordisches Volksmusikonzert mit viel Moll-musik geboten.

Seither wird in der Schweiz da und dort zaghaft bei Tanztreffen der Hambo versucht. Er klingt an einem sogenannten „offenenTanzen“ in Zürich, in der schweizerischen Volkstanzwoche „Laudinella“, St. Moritz, oder am alljährlich am dritten Samstag im Januar stattfindenden Volkstanzball im Kongresshaus Zürich zufällig beim freien Tanzen eine langsame Mazurka, dann tanzen sofort mehrere Paare den immer beliebter werdenden Hambo. Auch in der Familien-Sing-,Musik- und Volkstanzwoche Wildhaus und anderswo taucht er immer wieder und immer häufiger auf.

Schon seit 1945, wenn **Inge Baer** im Hirschengrabenschulhaus Zürich, meist als Abschluss einer Tanzprobe und als Höhepunkt des Abends, einen Hambo spielte, war stets die Freude gross. Wir sagten oft in unserer Begeisterung: „**Erst mit dem Hambo beginnt das wahre Tanzen.**“ Und in der Tat, beim gekonnten Hambotanzen geniessen die Tanzenden das Gefühl, vom Boden abzuheben und in einer höheren Tanzwelt zu schweben.

Dietikon, 14. August 1998

Karl Klenk

Karl Klenk.

Nachtrag für Hambolernende („Laudinella“, St. Moritz, 15.8.1999):
Es schleichen sich gerne die drei folgenden Fehler ein:

A. Die zwei Dalschritte zu Beginn werden statt (schräg) **vorwärts** zu sehr nach der Seite, d.h. ähnlich wie der Schwenkhops beim Rheinländer, ausgeführt.

B. Das Bein (der Fuss) wird bei der raschen Drehung fälschlicherweise nach hinten geschwungen, was mit Schuhen sehr gefährlich werden kann.

Man tanze also die zwei Dalschritte leicht schräg vorwärts, den nun folgenden ersten Dreitritt in die Tanzrichtung, den zweiten aber genau gegen die Wand des Tanzlokals und die vier Drehbewegungen beim „Rundherum“ beinahe anort und **mit kleinen Schritten**, d.h. alle Füsse bleiben bei der Drehung beinahe immer am Boden.

C. Der dritte Fehler betrifft die **Tanzhaltung**. Die Tänzerinnen klammern sich mit ihren Armen viel zu sehr an ihren Partner, d.h. sie vergessen die im obigen Text genau vorgeschriebene Fassung. Statt selbst zu tanzen, lassen sie sich von ihren Partnern herumdrehen, was für diese sehr anstrengend sein kann. (Hambo wird im Norden kilometerweit von Dorf zu Dorf getanzt!). Von einer Hambo tanzenden Schwedin spürt der Tänzer beinahe kein Gewicht, der ganze Ablauf vollzieht sich leicht und schwebend.

Zwei hübsche Varianten:

1. Der Tänzer dreht sich, statt den zweiten Dalschritt auszuführen, mit drei Schritten \curvearrowright unter den gefassten inneren Händen durch. Dies könnte auch die Tänzerin \curvearrowleft ausführen. Von beiden gleichzeitig ausgeführt sah ich dies nie, obwohl es möglich wäre.

2. Der Tänzer dreht sich mit dem ersten der beiden Dreitritte \curvearrowright . Das Paar muss dabei genau im Takt bleiben, dass der Schritt gegen die Wand beim „Wiederfinden“ im Rhythmus klappt. Dies kann auch die Tänzerin \curvearrowleft ausführen. Die zweite Variante sah ich auch von beiden gleichzeitig ausgeführt.

K.K.

Als ich am 5. September 1999 mit dem Seniorenorchester Baden am Jubiläum des Altersheims Zurzach mitwirkte, erfuhr ich den neuesten **Witz** aus dem Heim, den ich Euch nicht vorenthalten möchte.

Im Altersheim starb eine betagte Person und gelangte vor die Himmelstüre, wo sie erwartungsvoll anklopfte. Da sie in ihrem langen Leben weder geraucht noch zu viel getrunken und ausserdem stets viel Gutes getan, bescheiden und in jeder Beziehung korrekt gelebt hatte, erwartete sie, dass nun ein freundlicher Engel die Himmelspforte öffne und sie hereinbitte. Doch ach, es kam ein garstiger Teufel heraus. Die verstorbene Person erschrak ganz gewaltig, wich zurück, und wollte weglaufen. Sie war überzeugt, vor die falsche Türe geraten zu sein.

Satan jedoch beschwichtigte: „Beruhigen Sie sich und kommen Sie nur ganz ungeniert herein! Sie stehen vor der allein richtigen Türe! Wir haben nämlich vor kurzer Zeit **fusioniert!**

Wenn dies so ist, dann haben neuerdings alle Leute Aussicht in den Himmel zu kommen!

Ich schreibe hier gelegentlich Erinnerungen für meine Enkelkinder auf, obwohl ich nicht weiss, ob sie sich je einmal dafür interessieren. Heute ist ja vieles ganz anders als früher. Zur Zeit, als ich den Kindergarten besuchte, konnten wir Kleinen mit unsern Schuhabsätzen ganz ungeniert Löcher in die damals noch nicht geteerte Kantonsstrasse bohren, so dass es möglich war, das spannende, heute ganz vergessene "Kügelispiel" auszutragen. Höchst selten tauchte ein Staub aufwirbelndes Auto auf!

Jedes am Spiel teilnehmende Kind wagte z.B. zu Beginn der Runde drei „Chlüre“, d.h. drei kleine Ton- oder Glaskügelchen, die aus etwa zwei Meter Abstand mit Daumen und Zeig- oder Mittelfinger von der Startlinie aus ins Loch gespickt werden mussten. Landete ein Kügelchen im Loch, dann durfte es der Schütze behalten. Die vielen andern lagen nun alle zerstreut mehr oder weniger weit vom Loch entfernt.

In der ausgelosten Reihenfolge durfte nun jedes Kind versuchen, weitere der nun herumliegenden „Chlüre“ in der beschriebenen Weise mit Daumen und Mittelfinger ins Loch zu spicken. Mit einem nahe am Loch liegenden Kügelchen gelang dies meist ganz mühelos. Das betreffende Kügelchen war gewonnen. Dann durfte der Gewinner mit „Spicken“ eines zweiten, dritten.... Kügelchen weiterfahren, bis ihm ein Schuss misslang. Dann kam der nächste Spieler an die Reihe. So konnte es passieren, dass ein Kind das Spiel mit drei Kügelchen beginnt, aber mit sieben oder noch mehr beenden konnte. Ein anderes hatte von seinen drei „Chlüre“ eine, zwei oder gar alle verloren!

In der zweiten Runde durfte der Unglückliche wieder mitwirken. Er musste entweder drei weitere „Chlüre“ wagen oder beim „Spicken“ gegen das Loch seine Reihenfolge abwarten und sein Glück erneut versuchen.

Auf den Durchgangsstrassen können Kinder heute nicht mehr spielen. Weil die Zahl der Motorfahrzeuge so sehr zugenommen hat, werden ganz beträchtliche Steuergelder benötigt, um „Wohnstrassen“ und Kinderspielplätze einzurichten. Viele Quartierstrassen müssen zum Schutz der Kinder „verkehrsberuhigt“ werden. Sie sind aber geteert oder gepflästert, was das Kügelispiel verunmöglicht.

Es sieht heute so aus, als ob ich trotz meines hohen Alters auch die **Jahrhundertwende** noch erleben könnte.

Als Zweit- oder Drittklässler begann ich zu rechnen und sagte mir, dass ich das Jahr 2000 ganz bestimmt nicht mehr erleben werde. Damals wurden die Leute durchschnittlich etwa 60 Jahre alt. Das hatte uns Schülern der Herr Lehrer erklärt. Ich, 1922 zehnjährig, sagte mir, ich könnte also noch 50 Jahre lang weiterleben, d.h. bis etwa zum Jahr 1972.

Wenn ich vorsichtig wäre, immer vernünftigen Sport treiben und mich gesund ernähren würde, dann könnte ich, so hoffte ich, vielleicht sogar noch das Jahr 1980 erreichen! Und heute schreiben wir den 12. September 1999! Die Jahrtausendwende steht vor der Türe, und es geht mir immer noch recht gut. Ich bin dankbar und darf mich wirklich glücklich schätzen! Die grossen Seniorenwanderungen mache ich stets mühelos mit, obwohl ich jeweils der älteste Teilnehmer bin.

Während der Projektwoche „Jung und Alt“ der Primarschulklassen im Schulhaus Fondli, Dietikon, wollten die Kinder unter anderem von mir wissen, was für **Dummheiten** meine Schüler vor 60 Jahren gemacht hätten! Und ich erinnerte mich tatsächlich an einige:

1. Röbeli am Fenster. Eines Tages betrat ich während der grossen Vormittagspause mein Schulzimmer. Obwohl sich nun alle Schüler unten auf dem Pausenplatz befinden sollten, war Röbeli Müller noch im Klassenzimmer, das sich im dritten Stockwerk befand, geblieben. Er lehnte sich so weit zum Fenster hinaus, dass er mich nicht kommen hörte.

Ich sah, dass er mit der „Schwammbüchse“ der Wandtafel Wasser auf seine Kameradinnen und Kameraden hinunterschüttete, die eben das Schulhaus verliessen. Die Schulhaustüre befand sich genau senkrecht unter „Röbelis Fenster.“

Weil damals noch viel mit weissen und farbigen Kreiden an die Tafeln geschrieben wurde, ist anzunehmen, dass das Wasser in der Schwammbüchse, die Röbeli von der Tafel weggenommen hatte, nicht besonders sauber war! Nicht nur die Schulkameraden, auch die Schulhausfassade wurde doch durch Röbelis Unfug beschmutzt.

Leise schritt ich zum Sünder hin und pfefferte ihm mit meiner flachen Hand einen kräftigen Schlag auf seinen Hintern, den er mir weit hinauslehnend so schön darbot. Der erwischte Sünder erschrak gewaltig, kehrte sich ganz verdattert um, und ich sagte zu ihm: „Was für ein Blödsinn ist dir da eingefallen?! Was hast du davon, wenn deine Kameraden nass sind und wenn das Schulhaus beschmutzt wird!? Mach, dass du, wie die andern, auf den Pausenplatz hinunterkommst! Vorwärts! Steh nicht so blöd da! Versorge die Schwammbüchse dort, wo sie hingehört, schwinde und verbringe den Rest der Pause wie alle deine Kameraden!“

Wie ein geschlagener Hund verliess Röbeli das Klassenzimmer, und ich befürchtete Schwierigkeiten, denn schon damals war es ja verboten, Kinder in der Schule zu schlagen. Was konnte geschehen, wenn Röbeli die Geschichte seinem Vater, Robert Müller, erzählte, der damals ein hoher Offizier und Gemeindegutsverwalter, also eine Respektsperson, war?

Ohne vorher etwas anderes zu erledigen, eilte ich auf der Stelle, noch in der gleichen Schulpause, ins Gemeindehaus hinüber, um Röbeli zuvorzukommen, und um den Zwischenfall seinem Vater aus meiner Sicht darzustellen. Der „Inhaber der elterlichen Gewalt“ gab mir zum Glück recht. Er sagte: „Hoffentlich schlugen Sie kräftig genug zu, so dass die Strafe auch eine nachhaltige Wirkung hat.....aber passen Sie auf, **der schlägt zurück!**“

Von Zurückschlagen war aber keine Spur zu sehen gewesen! Ganz im Gegenteil, Röbeli hatte total verduzt und verdattert vor mir gestanden. Er war sichtlich froh, mit einem einzigen Klaps davongekommen zu sein.

Und geschadet hat ihm dies Erlebnis auch nicht. Er lebt heute, viele Jahrzehnte später als Dr. iur. in Biel.

2. Die Wandtafeln als Spielzeug. Als ich eines Tages morgens um sieben Uhr, bei Unterrichtsbeginn, mein Schulzimmer betrat, da lagen die beiden grossen Front-Wandtafeln am Boden. Die Klasse sass schockiert und schuldbewusst da. Kein einziger Blick wurde auf mich gerichtet.

Natürlich fragte ich: „Wie konnte das passieren?“ Doch aus keinem Schüler, aus keiner Schülerin, war ein Sterbenswörtchen herauszubringen. Die Klasse hatte offensichtlich vor meinem Eintritt ins Zimmer verabredet, die oder den Missetäter nicht zu verraten. Ich versuchte alles Mögliche, um herauszubringen, wie sich die Tafeln aus der obern Halterung gelöst hatten. Ich sagte auch, es sei wirklich flott, dass sichtlich alle bereit sind, so treu zusammenzuhalten, doch dies Zusammenhalten sei nur bei guten, nicht aber bei schlechten Taten angebracht.

Doch, ich blieb erfolglos. Ein allfälliger Verräter fürchtete die Rache des oder der Täter. Schliesslich schickte ich einen der Knaben zum Schulabwart, um auszurichten, unsere Wandtafeln seien aus der Halterung gekippt, er solle uns doch zu Hilfe kommen. Der Junge brachte Herrn Ungricht gleich mit, der sofort erkannte, dass die Tafeln zu stark nach unten gedrückt worden waren, so dass sie sich oben lösen konnten.

Mit vereinten Kräften drückten wir die tragenden Stangen nach oben und setzten die Tafeln wieder ein. Sie halten noch immer, ein halbes Jahrhundert später, gut in ihren Halterungen.

Vierzig Jahre nach diesem Zwischenfall, als ich eines Nachmittags auf dem Weg zur Schule war, holte mich auf der Poststrasse ein netter Herr ein. Er arbeitet in Zürich beim Kanton und war unterwegs zum Bahnhof. Nach einer kurzen Einleitung gestand er: „Das mit der Wandtafel - Sie erinnern sich bestimmt - das war ich! Wir Knaben spielten, indem wir uns auf die Schwammbüchse setzten oder uns auf sie stellten, und dann die Tafeln in die Höhe schoben. Es war lustig wie mit einem Lift nach oben und unten zu fahren. Zuletzt sausten die Tafeln beschwert mit meinem Körpergewicht so wuchtig nach unten, das das Gestell sich verbog, die Tafeln sich aus ihren Halterungen lösten und mit grossem Krach zu Boden stürzten!“

Vierzig Jahre lang hatte den Ärmsten das Gewissen geplagt, bis er sich endlich zu einem Geständnis aufrufen konnte!

3. Der fröhliche Zappelphilipp. Dieser lebhafte Schüler war stets in Bewegung. Hände und Füsse konnte er nur mit grösster Mühe ruhig halten, wozu auch sein Name bestens passte. Er hiess René Fröhlicher und war, wie es zu diesem Namen ausgezeichnet passt, auch stets gut aufgelegt und fröhlich. Während des Unterrichts wendete er sich bald nach hinten, bald zur Seite, denn er hatte mit seinen Kameraden ohne Unterbruch etwas zu verhandeln, was den Schulbetrieb natürlich oft ganz erheblich störte.

Eine gewisse Erleichterung waren für diesen Schüler die Turnstunden, in denen er sich nach Herzenslust bewegen konnte. Auch in den Mal- und Zeichenstunden bewegte man sich oft im Freien, aber auch im Klassenzimmer.

In einer Zimmerecke, beim Bränneli, wurde von Zeit zu Zeit sauberes Wasser geholt, in einer andern mussten die mit Pastellkreiden gemalten „Kunstwerke“ fixiert, d.h. mit einer klebrigen Flüssigkeit, mit „Fixativ“, besprüht werden. Dieser Betrieb gab Gelegenheit, um sich von Zeit zu Zeit zu bewegen.

Die Malschachteln mit den Wasserfarben durften zwar unter keinen Umständen am Bränneli des Zimmers ausgewaschen werden, schon wegen des Gedränges, das hier am Ende der Malstunde entstanden wäre. Ich hatte daher meinen Schülern beigebracht, die Farbknöpfe am persönlichen Sitzplatz mit dem Pinsel zu reinigen und diesen mit Daumen und Zeigefinger ins Wasserglas auszudrücken. Am Bränneli durfte nur von Zeit zu Zeit das Schmutzwasser ausgeleert und frisches geholt werden. Auch seine Hände durfte jeder am Wasserhahn waschen und am Handtuch abtrocknen. Wenn jeder alles richtig ausführte, dann konnte das Handtuch also nur nass, niemals aber voller Farbflecke werden, was die Schülerinnen und Schüler auch begriffen.

In einer solchen Mal- und Zeichenstunde platzte plötzlich eine faule Zwetschge an die Wandtafel, und ich sah, dass René, der Schütze, ganz verduzt zusammenzuckte. „Was fällt dir auch ein?!“ fuhr ich ihn an, „das geht nun wirklich zu weit!“ Der Sünder hatte offensichtlich einen Kameraden mit seinem Geschoss treffen wollen, diesen aber verfehlt. Schuldbewusst sorgte René für Ordnung, putzte die braune Zwetschgensauce von Wandtafel und Zimmerboden sauber weg und entschuldigte sich.

Da der Zappelphilipp ganz in unserer Nähe an der Bahnhofstrasse in Dietikon wohnte, wagte ich noch am gleichen Tag abends einen Besuch bei René's Eltern, denen ich zureden wollte. Vielleicht könnten diese etwas besänftigend und beruhigend auf ihren nervösen Sohn einwirken.

Bei Fröhlicher's wurde ich freundlich empfangen, und als ich schliesslich René's Leistungen lobte, aber seinen unbändigen Bewegungsdrang als oft störend darstellte, da verwarf Vater Fröhlicher seine Arme und Hände, fuchtelte ganz gewaltig in der Luft herum und meinte: „Regen Sie sich nur nicht auf! Das sind doch Kinder, die Auslauf und Bewegung brauchen! Das ist alles ganz natürlich!“

Als ich diesen zappeligen Vater gesehen und reden gehört hatte, da wusste ich genau, dass René sein auffälliges Benehmen nirgends gestohlen, sich auch nicht böswillig angeeignet, sondern ganz normal geerbt hatte. Er trug auch den einzig richtigen Namen. „René“ bedeutet doch „Der Wiedergeborene“! Das war er auch: „Der bar Alt!“

Wenig später zogen Fröhlicher's weg von Dietikon; wenn ich mich recht erinnere, nach Zürich, womit dieses Kapitel abgeschlossen ist.

4 .Das Trinkglas im Ausguss. Bei dieser Geschichte handelt es sich um eine ganz mysteriöse Sache. Es wäre wirklich perfid, wenn dieser Zwischenfall absichtlich herbeigeführt worden wäre.

Eines Tages lagen um 12 Uhr, ohne dass ich dies beachtete, einige Gläser und Becher im Bränneli. Ein Schüler hätte sie reinigen und wegräumen sollen, hatte aber pflichtvergessen alles liegen lassen und war heimgerannt. Ein anderer hatte wahrscheinlich noch rasch seine Hände gewaschen und gedankenlos den Wasserhahn nicht ganz zuge dreht.

Der Zufall - oder war es die Absicht eines Bösewichts? - wollte nun, dass ein umgestülptes Glas ausgerechnet so auf der Abflussöffnung lag, dass kaum Wasser abfliessen konnte.

In den anderthalb Stunden von zwölf bis halb zwei Uhr strömte nun so viel Wasser aus dem Hahn, dass schliesslich das Becken mit den Gläsern darin überfloss. Langsam aber ununterbrochen plätscherte dann das Nass auf den Schulzimmerboden hinunter und überschwemmte beinahe das ganze Zimmer.

Die ersten zum Nachmittagsunterricht im Schulzimmer eintreffenden Schülerinnen und Schüler stellten sofort das Wasser ab, sorgten für unbehinderten Abfluss, holten den Schulabwart zu Hilfe und begannen mit den Tafelschwämmen die nasse Bescherung aufzuputzen, was mit der Unterstützung der Abwärtsleute und grosser Putzlappen auch bald geschehen war.

Spuren dieses Ereignisses konnten leider noch jahrelang ein Stockwerk tiefer festgestellt werden, weil das Wasser in der Ecke beim Bränneli einen Weg durchs Mauerwerk hinunter gefunden hatte.

Nun kennen wir genügend „Schülerdummheiten“, obwohl noch einige ähnliche Stücklein zu erzählen wären! Früher, als ich die Primarschule besuchte, da war noch manches ganz anders als heute. Radio, Fernsehen und Computer waren unbekannt, und ein Telefon besaßen erst wenige Firmen. Wir Kinder von 1920 rannten in den letzten Kriegsjahren, die ich zum Teil in Heilbronn erlebte, voll Begeisterung auf die Strasse hinaus, wenn wir das Herannahen eines Propellerflugzeugs hörten.. Ein Flugzeug war damals eine riesengrosse Sensation! Heute sind sogar die grössten Düsenflugzeuge eine Alltäglichkeit.

Vom Aufkommen des Radios, das ich bei Fräulein Spillmann an der Seestrasse 500 in Meilen, bei Fräulein Bunn in Männedorf (während den Violinstunden) und beim bastelnden Nachbarn Henri Staub auf der Hürnen in Meilen erlebte, erzählte ich schon früher. Unaufhaltsam ist der technische Fortschritt, und die Kinder von heute glauben, es sei schon immer so gewesen, wie es jetzt ist.

Was wohl werden sie in hundert Jahren ihren Enkelkindern von der Zeit ums Jahr 2000 erzählen?

Wanderungen: 30.3.99: Flüh (im Jura bei Basel), Landskron, Heulen, Usserholz, Metzleren, Rothberg, Mariastein, Flüh.

27.4.99: Eptingen Dietisberg, Känerkinden, Sonnenberg, For, Ober Gisiberg, Sissach, Lausen.

29.6.99: St. Agatha (bei Thusis), Schynweg nach Muldain, Lenzerheide.

.....27.7.99: Heiligkreuz (Kurort ob Hasle), First, Heiligkreuz,
Schüpfheim.

31.8.99: Wildhaus, Thurwasserfälle, Unterwasser, Alt St.
Johann, Starkenbach, Stein, Germen, Nesslau.

28.9.99 Göschenen, Schöllenen-Schlucht, Talmuseum
Ursern, Andermatt, Hospental.

Die Wanderung von Göschenen am Suworow - Denkmal vorbei nach Hospental konnten ich leider nicht mitmachen. Ich hatte durch den **Zahnzwischenfall** recht viel Zeit verloren und musste Liegendebliebenes aufarbeiten.

Auf den 9.9.99 hatte mich Herr Zahnarzt Dr. Aepli zur **Zahnsteinentfernung** aufgeboten, die jedes Jahr zweimal durchgeführt wird. Anschliessend bekam ich zwecks Behebung einer „Kleinigkeit“ die Einladung zu einer weitem Konsultation am 28. 10.1999. Sieben Wochen später sollte ich also wieder vorsprechen, denn Dr. Aepli wollte in der Zwischenzeit seine Herbstferien verbringen.

Nach fünf Tagen jedoch verspürte ich links unten einen leichten Schmerz und sagte mir: „Ich hab' ja einen Termin. Bis dann ist die „Sache“ vielleicht auszuhalten, oder aber, der Schmerz verschwindet wieder so langsam, wie er gekommen ist.“

Dies waren jedoch ganz falsche Hoffnungen! Der Schmerz wurde von Tag zu Tag heftiger. Ich bekam links unten eine geschwollene Wange, konnte nachts trotz Schmerzmitteln nicht mehr schlafen, und der Eiterzahn brannte und zuckte unablässig.

Da fragte ich das in Dr. Aeplis Praxis anwesende Personal, was in einem solchen Fall zu tun sei, und mir wurde geraten, den Notfallzahnarzt Dr. Atac, am Schaffhauserplatz in Zürich, aufzusuchen. Telefonisch bekam ich einen Termin: Freitag, 24.11.1999, 15.15 Uhr.

An diesem Freitagmorgen musste ich trotz allem Zahnweh den fröhlichen Volkstanzlehrer spielen und den Pro Senectute - Tanzleiterinnen des Kantons Zürich im neuen Kirchgemeindehaus an der Glaubtenstrasse in 8046-Zürich eine hübsche schweizerische Mazurka instruieren. Auch dies überstand ich, ohne dass jemand meinen bedenklichen Zustand bemerkte.

In der noch zu überstehenden Mittagszeit verpflegte ich mich mit einem Apfel, den ich in meiner Mappe sauber verpackt, geschält und zerschnitten von zu Hause mitgenommen hatte, kaufte bei Musik-Hug die neue Wolf - Schulterstütze „Forte Secondo Violin“ für meine Geige und spazierte auf grossen Umwegen langsam zum Schaffhauserplatz, wo an der Weinbergstrasse 161 sechs Notfallzahnärzte einen riesigen Betrieb betreiben.

Endlich kam die vereinbarte Zeit, und ich wurde pünktlich aufgerufen. Der junge Zahnarzt - es war nicht der von Dr. Aepli empfohlene Dr. Atac - stellte zuerst eine Röntgenaufnahme der schmerzenden Stelle her, erkannte darauf nebeneinander zwei Eiterzähne, die er sofort öffnete und sorgfältig ausräumte. Leider konnte er die beiden Zähne nicht gleich provisorisch verschliessen, stopfte daher nur etwas Watte in die Löcher und bestellte mich auf Montag, 27.9.1999, 11 Uhr 30, zu einer zweiten Behandlung.

Auf dem Heimweg musste ich mein schmerzendes Kinn in der Hand halten. Schon die erste Einspritzung in die entzündete Stelle hatte **höllisch** weh getan. Von den übrigen Einspritzungen jedoch hatte ich nicht viel verspürt. Aber jetzt, im Tram und im Zug, und besonders auf dem Heimweg in Dietikon, wandelte ich, ohne einen Blick nach rechts oder links zu werfen wie im Traum die Poststrasse hinauf, nahm zu Hause eine Schmerzpille und legte mich hin. Etwa um halb neun Uhr abends endlich ging der Spuk langsam zu Ende, und seither ist alles gut.

Beim zweiten Besuch am Schaffhauserplatz mussten beide Zähne nochmals ausgeräumt, durchgespült und schliesslich provisorisch verschlossen werden. Der ganze „Spass“ wurde mit Fr. 405.- bar bezahlt, und ich bin gespannt auf das, was Dr. Aepli am 28.10.1999 sagen wird.

Ortsmuseum Dietikon

Schöneggstrasse 20

EINLADUNG

Zur Eröffnung der neuen Ausstellung im Ortsmuseum Dietikon

am Samstag, 25. September 1999, 10.30 Uhr

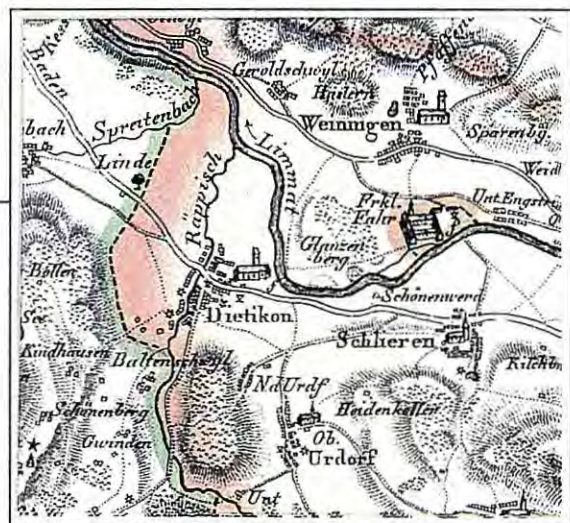
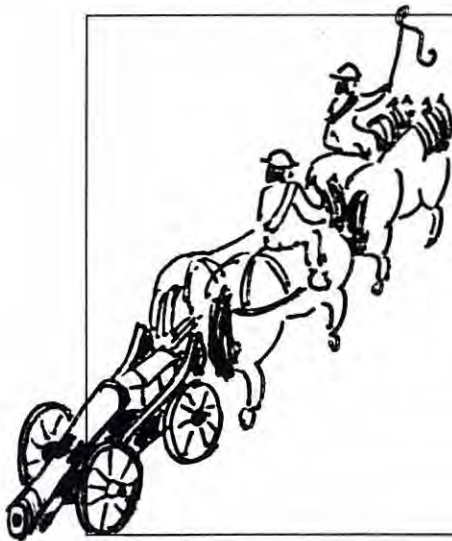
STRATEGIE

25. September 1799

Franzosen gegen Russen;
Brückenschlag über die Limmat

KARTOGRAFIE

Von Typhus, Hagel, Brand und Wasser –
Ein Streifzug durch die bunte Welt
der Landkarten



Wir freuen uns sehr auf Ihren Besuch

Freundliche Grüsse
Kommission für Heimatkunde
Ortsmuseum Dietikon

Öffnungszeiten: Sonntags 10.00 – 12.00 (ausser in den Schulferien)

Ein gewisser Hans Reinau, Oberwil, schreibt u.a. in einem Leserbrief zur gegenwärtigen **Rechtschreibreform**, es habe jahrhunderte lang gedauert, bis im deutschen immer mehr gross geschrieben wurde, und es werde wahrscheinlich wieder jahrhunderte lang dauern, bis die deutschsprachige bevölkerung begreift, dass **die gemässigte kleinschreibung** die einzig wirkliche und vernünftige reform wäre.

Als ich in den dreissigerjahren im lehrerverein erstmals von dieser gemässigten kleinschreibung hörte, war ich sofort überzeugter befürworter. Es genügt doch vollkommen, wenn ausser den satzanfängen wie im französischen, italienischen, englischen u.s.w. nur die eigennamen (länder, ortschaften personen, etc.) gross geschrieben werden.

Seit einiger Zeit wohnt „Am Grendel“ eine neue Nachbarsfamilie namens **Renno-Boccali**. Dies vernahm ich im September 1999 von Frau Schaeren, welche sagte, ihre beiden Kinder hätten nette neue Spielkameraden bekommen. Es seien dies die Kinder der soeben zugezogenen sehr musikalischen Familie Renno-Boccali. Beide Eheleute seien als Berufsmusiker Gitarrenlehrer, Frau Renno ausserdem noch Ärztin in Spreitenbach.

Am 29. September 1999 erschien im „Limmattaler Tagblatt“ eine gross aufgemachte Voranzeige mit einem Bild der jungen Künstlerin Renno-Boccali, und ich beschloss, am 2. Oktober das von ihr ganz allein bestrittene Konzert im Dietikoner Stadtkeller zu besuchen. Mit erstaunlicher Virtuosität und sehr einfühlsam spielte Mariam Renno etwa anderthalb Stunden lang völlig auswendig ein Stück nach dem andern, und ich glaube ohne weiteres Frau Schaeren, welche sagte, diese neue Nachbarin übe in letzter Zeit jeden Tag mindestens drei Stunden lang auf ihrer Gitarre..

Auch im Jahr 1999 besuchte ich die Singwoche in Wildhaus und die Volkstanzwoche in St. Moritz.

Die sehr gut besuchte **Familien- Sing-, Tanz- und Musizierwoche in Wildhaus** verlief ähnlich wie in den vorhergegangenen Jahren. Es war die achtzehnte im Zwinglizentrum Wildhaus und gleichzeitig die letzte. In der Zeit, als das Schicksal des Kurszentrum ungewiss war - bevorstehender Wegzug des Leiterpaars Schürch nach Finnland und Verkauf aller Liegenschaften an die Naturfreundevereinigung - sah sich die Singwochenleitung nach einer neuen Unterkunft um, die im **Tagungszentrum Leuenberg**, zwanzig Kilometer von Basel entfernt, gefunden wurde.

Schürchs kauften für Fr. 90 000.- in der Gegend, aus der Frau Schürch herkommt, an einem schönen See in Finnland, ein geräumiges Einfamilienhaus. Von ihrem neuen Wohnsitz in einem lichten Wald am Ufer, vom Um- und Ausbau ihres Hauses und von der näheren Umgebung des Besitztums, zeigten uns Schürchs ganz begeistert prächtige Lichtbilder.

In die Singwoche (53 Kinder und 65 Erwachsenen) fiel auch der 1. August, unser Nationalfeiertag, so dass mit den Kindern ein erlebnisreicher **Lampion-Umzug** gemacht werden konnte.

Die **Grossveranstaltung** für die Wildhauser Öffentlichkeit, der **Kinderabend** und der **Schlussabend** brachten zur Geltung, was alles im Lauf der Woche, Motto Reisen (Auto, Velo Karawane, Pilger, Ballon,...) erarbeitet worden war.

IM FLUG



Meine Reform

HEINZ LÜTHI

Nachdem die NZZ bekannt gegeben hat, das neue Regelwerk für den Schriftsatz der deutschen Sprache nur teilweise umzusetzen, ist es endlich an der Zeit, die Rechtschreibung des Deutschen endgültig an die Hand zu nehmen, denn in dieser Angelegenheit ist schon zu viel Zeit und Energie verthan worden; hier kann nur noch ein befreiender Rundumschlag zu einem guten Ende führen. Hier ist er:

1. Die Gross- und Kleinschreibung muss weg

was hat es für einen sinn, gewisse wörter aus einem schriftsatz herauszuheben. ein löli bleibt ein löli auch wenn man ihn klein schreibt.

2. die buchstaben-verdopplungen müssen weg

bei wegfallen der verdopplungen wird jeder text flüsig und leserlich.

3. dehnungen und schärfungen sind zu eliminieren

dis war bisher eine falgrube der rechtschreibung, vermutlich kan bereis mit dem wegfall der denungen und schärfungen die schulzeit um ein jar verkürzt werden.

4. di anzahl schriftzeichen mus verkleinert werden, ähnliche zeichen werden aufgehoben, also: i ersetzt j und y; p ersetzt b; t ersetzt d; v ersetzt f; s ersetzt z; x fällt weg

auv dise art hapen wir sipen seichen erset. der volkswirtschaftliche gewin ist gewaltig. computer können schneller und vor alem piliger gepaut werten, ti hipotekar-sinsen falen, das hochschul-stutium ist iest für iederman möglich und ti eingliterung der ausländer wirt spürpar erleichtert. unt nimantem kan ein igs für ein u vorgemacht werten. ich tenke, selpst chri-stov plocher türfte suvriten sein.

5. dis ist bereis der schlus meines revormvorschlags, nämlich der wegval der ä-, ö-, und ü-seichen. si können one weiteres mit nachgesteltem e erset werten

tank meinem vorschlag ist ti teutsche sprache klar und uepersichtlich geregelt. vile leter und korektoren atmen auv und ti tichter koenen sich entlich vol nd gans irer auvgape witmen, mit tem mittel ter sprache ti schoenheit tiser welt su pesingen one sich mit uepervluesigen seichen herumschlagen su müsen. tis ist auch vuer den leser ein gewin – mer noch: lestlich ein vortschrit vuer ti ganse sivilisation.

heins lueti aus weiningen, kanton suerich, schweis, ist schriftsteler und kabaretist.

Ein Soloabend für Gitarre

Dietikon Chällerkonzert mit Mariam Renno-Boccali

L.J. 29. 9. 1999

Im Rahmen der Chällerkonzerte im Stadtkeller steht diesmal ein Soloabend für Gitarre mit Mariam Renno-Boccali auf dem Programm.

Die in Paris geborene Künstlerin Mariam Renno-Boccali erhielt bereits mit sechs Jahren ihren ersten Gitarreunterricht bei ihrem Vater. Mit 15 Jahren trat sie in die Gitarrenklasse von Alberto Ponce vom Conservatoire National ein und besuchte danach die Ecole Normale de Paris. Beide Studien schloss sie mit Auszeichnung ab. Parallel zu ihrem Medizinstudium gewann sie zwischen 1979 und 1981 diverse Preise bei internationalen Gitarre-Wettbewerben. Sie belegte die Meisterkurse bei den Gitarristen und Komponisten Emilio Pujol und Maria Luisa Anido in Barcelona um sich weiter in die spanische Gitarren-Literatur zu vertiefen. Neben ihrer vielseitigen Konzerttätigkeit ist Mariam Renno-Boccali noch als Ärztin und Gitarrenlehrerin tätig.

Am kommenden Samstag, spielt sie Werke von Miachel Praetorius, Francisco Tarrega, Nikita Koshkin, Manuel Maria Ponce, Andres Segovia und Herbert Baumann.

Dietikon, Stadtkeller, Bremgartnerstrasse 20, Samstag, 2. Oktober, 19.30 Uhr. Vorverkauf: Buchhandlung Limmattal, 774 13 83.



Gitarristin Mariam Renno-Boccali gibt ein Konzert im Stadtkeller.

FOTO: ZVG

Leicht wie ein Lufthauch *L.T. 4.10.99.*

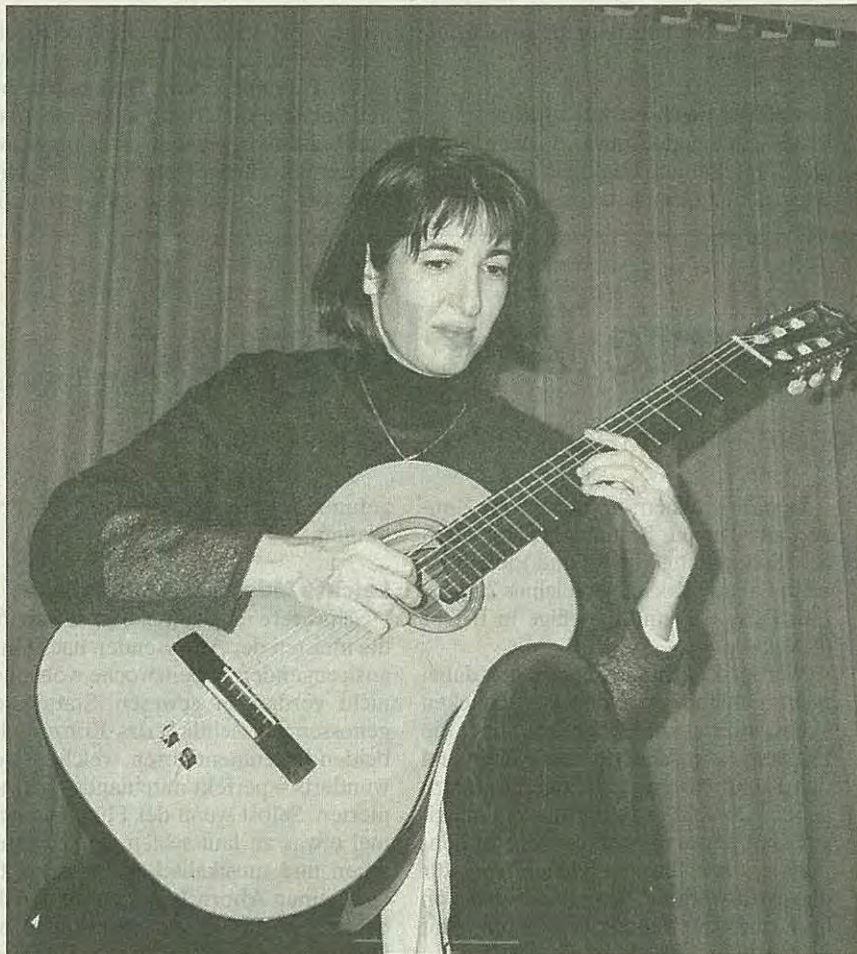
Dietikon Solo-Konzert der Gitarristin Mariam Renno-Boccali im Stadtkeller

Die Musikerin Mariam Renno-Boccali spielte sich mit virtuoser Leichtigkeit ins Herz ihres Publikums.

Gitarre ist einfach anders. Besonders, wenn sie von der Künstlerin Mariam Renno-Boccali gespielt wird. Sie wählte ein interessantes Programm von alten Stücken bis zu Interpretationen heute lebender Komponisten. Durch alle Vorträge hindurch war ihrem Spiel eine wunderbare Wirkung auf die Zuhörenden eigen.

Mariam Renno-Boccali setzte den Anfang ihres Konzertes anders als andere Musiker: Die Klänge bekamen eine andere Qualität, wie wenn eine sanfte Brise wehen würde, ohne dass genau zu definieren wäre, wann und aus welcher Ecke sie sich erhoben hat. Plötzlich bemerkte man angetan, dass das eigene Innere längst in einen Dialog mit Renno-Boccalis Spiel getreten war. Den Eigenwillen der Zuhörenden umgehend, verstand es die Gitarristin, durch jede Phrase, jeden Bogen hindurch das Publikum mitzunehmen auf ihr reiches musikalisches Feld. Nie forderte die Künstlerin die Aufmerksamkeit, sondern gewann sie mittels der aus ihrem Instrument geholten sanften Verspieltheit.

Mariam Renno-Boccali ist mit allen klassischen Richtungen bestens vertraut. Zu den modernen Komponisten hat sie eine besondere Beziehung. Ist bei den Grundklassikern die Interpretation grösstenteils bereits gelegt durch musikgeschichtliches Verständnis und vorgän-



Virtuos Gitarristin Mariam Renno-Boccali verzauberte ihr Publikum.

FOTO: NIB

gige Interpreten, so schätzt es die Musikerin, die zeitgenössischen Komponisten selber entdecken zu können. Die anspruchsvolle Suite «Les elfes» des

1956 geborenen Komponisten Nikita Koshkin erschloss die Künstlerin dem Publikum mit Virtuosität, Verspieltheit und voller Aussagekraft. (nib)

1833

Nächste Chällerkonzerte:

Samstag, 30. Oktober 1999, 19.30 Uhr

"Taralluce in Trioformation"

Klänge aus dem Süden Italiens. Eine Begegnung mit den Facetten neapolitanischer Volksmusik.

Samstag, 13. November 1999, 19.30 Uhr

"Im Garten von Freuden und Traurigkeiten"

Das Trio Abalon (Flöte, Viola und Harfe) und der Radiosprecher Andreas Müller-Crepon äussern sich durch Musik von Sofia Gubaidulina, Toru Takemitsu und Claude Debussy und Gedichten von Ingeborg Bachmann zur Wandlung der menschlichen Seelenzustände.

Organisation:

Neli Andrec, Dalia Banerjee, Rolf Imbach, David Kober,

Tobias Rothfahl

Kontakt: Stadthaus Dietikon, Maya Herzig, 8953 Dietikon

Chällerkonzert

Im neuen Stadtkeller, Bremgartnerstrasse 20

Dietikon

Samstag, 2. Oktober 1999, 19.30 Uhr

"Soloabend Gitarre"

mit

Mariam Renno-Boccali

Eintrittspreise: Fr.20.-/ mit Kulturabonnement Fr. 15.-

Kasse ab 19 Uhr oder Kartenverkauf in der

Buchhandlung Limmattal (Tel.: 774 13 83)

Bitte benützen Sie den Vorverkauf!

1833

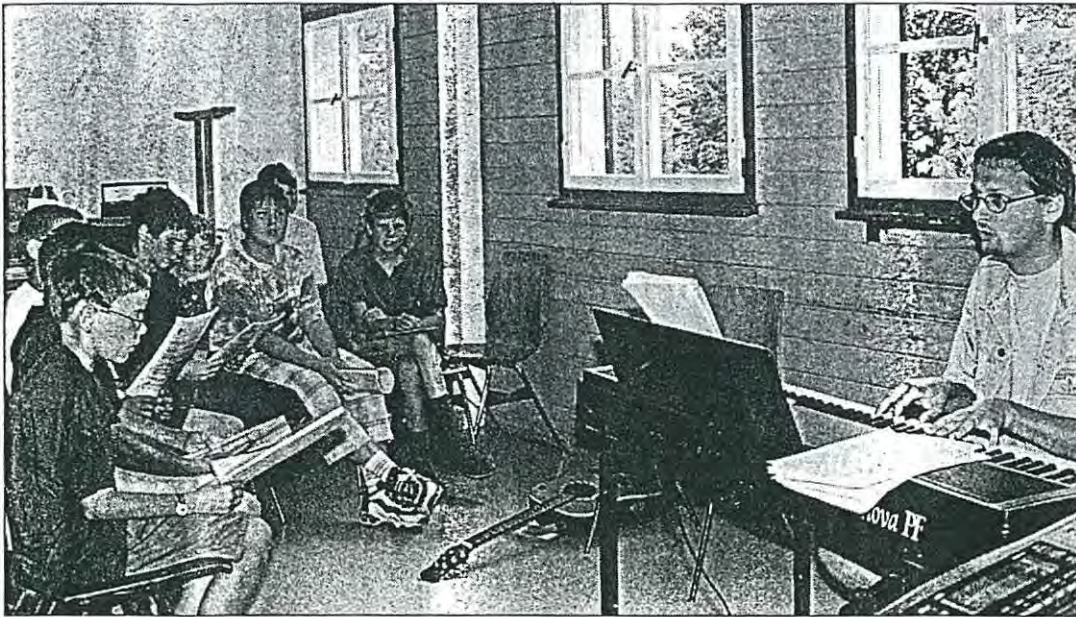
Mariam Renno-Boccali

wurde bei Paris geboren. Sie erhielt ihren ersten Gitarrenunterricht mit 6 Jahren bei ihrem Vater. Mit 15 Jahren tritt sie in die Gitarrenklasse von Alberto Ponce vom Conservatoire National ein und danach in die Ecole Normale de Paris. Beide Studien schliesst sie mit Auszeichnung ab. Parallel zu ihrem Medizinstudium gewinnt sie zwischen 1979 und 1981 diverse Preise bei internationalen Gitarren-Wettbewerben: 3. Preis Concours Madrid und Genf; 2. Preis Paris-Radio France; 1. Preis Concours Emilio Pujol. In der Folge besucht sie Meisterkurse bei den Gitarristen und Komponisten Emilio Pujol und Maria Luisa Anido in Barcelona um sich weiter in die spanische Gitarrenliteratur zu vertiefen. Neben ihrer vielfältigen Konzerttätigkeit ist Mariam Renno-Boccali noch als Ärztin und Gitarrenlehrerin tätig.

Programm

Michael Praetorius (1571-1621)	4 dances from Terpsichore: Courante I & II Ballet, La Volta
Francisco Tarrega (1852-1909)	Capricho árabe
Nikita Koshkin (1956-)	"Les Elfes" Suite Allegretto grazioso Tempo di valse Marciale energico Andante espressivo Vivo
<i>Pause</i>	
Manuel Maria Ponce (1882-1942)	Suite en la mineur: Preludio, Allemande Sarabande, Gavotte, Gigue
Andres Segovia (1893-1987)	Remembranza
Herbert Baumann	Toccata, elegia e danza (1970)

1834



Auch Jugendliche nehmen das Angebot der Familien-Sing-, Tanz- und Musizierwoche in Anspruch – wohl auch, weil nicht nur Schweizer Volkslieder gesungen werden.
Bild Sermin Faki

Eine Woche voll Musik, Singen und Tanzen

Zum 18. Mal im Zwingli-Zentrum Wildhaus

Seit 18 Jahren bereits können Musikinteressierte aller Altersklassen im Zwingli-Zentrum in Wildhaus nach Herzenslust singen, tanzen und musizieren. Auch diese Woche klingt es in den Häusern des Zentrums.

ser.- Die Familien-Sing-, Tanz- und Musizierwoche erfreut sich seit 18 Jahren reger Teilnahme aus der Schweiz und dem Ausland. Unter bewährter Leitung von musisch gelehrten Laien und Musikern können dort Anfänger, aber auch fortgeschrittene MusikerInnen in Gruppen Neues erproben und ältere Fähigkeiten festigen.

Hervorgegangen ist die Familien-Sing-, Tanz- und Musizierwoche aus der Sing- und Wandervogelbewegung, der die Pflege des wiederentdeckten Volksliedes ein Anliegen war. Bereits in den Dreissigerjahren wurden die ersten Singwochen für Erwachsene durchgeführt. Zum Singen kam allmählich der Volkstanz hinzu, und weil verstärkt ganze Familien Interesse zeigten an den Wochen teilzunehmen wurden zusätzliche Kurse für Kinder und Jugendliche angeboten.

Doch auch Einzelpersonen seien herzlich willkommen, betont Andreas Wirth aus dem Leitungsteam und auch diese könnten vom Erwachsenenprogramm profitieren. In diesem Jahr nehmen 120 Schweizer und Ausländer an der Singwoche teil. Vom kleinen Kind bis zum 87-jährigen Grossvater ist an Altersklassen und sozialer Herkunft alles vertreten: «Unter uns sind Apotheker, Ärzte, Lehrer, Handwerker, Pensionäre, Studenten und viele andere Berufsgruppen», so die Leitung.

In- und ausländische Musik

Das Programm umfasst Chorsingen, Musizieren in Gruppen, in- und ausländische Volkstänze für Erwachsene, Jugendliche und Kinder ab 4 Jahren. Die Zielsetzung ist, jeder Altersgruppe einen angepassten Tagesplan mit Singen, Tanzen und Musizieren zu bieten.

Doch nicht nur Schweizer Volksmusik steht auf dem Plan der Musikwoche. Auch Kirchenmusik, Volkstänze und Musicalstücke können erprobt und auf die Bühne gebracht werden. So fand gestern ein offener Sing- und Tanzabend statt, an dem die TeilnehmerInnen zeigen konnten, was sie seit dem vergangenen Donnerstag gelernt haben. «Wir wollen offen für alles

sein», erklärt Wirth die internationale Ausrichtung der Veranstaltung.

In der Woche gibt es auch verschiedene Workshops, in denen sehr spezielle Musiken und Tänze erlernt werden können, in diesem Jahr sind es unter anderem asiatische Volkstänze.

Auch zwischenmenschliche Kontakte sind in der Idee der Musikwoche als wichtiger Faktor enthalten. Zwischen und nach dem gemeinsamen Programm bietet die hauseigene Cafeteria Gelegenheit zum gemütlichen Schwatz und steht für verschiedenste Aktivitäten zur Verfügung, insbesondere auch für Tanz zu Live-Volksmusik.

Seit Juli 1997 steht der Veranstaltung ein Unterstützungsverein zur Seite, der gewährleisten soll, dass auch weniger vermögende Familien und Einzelpersonen an der Singwoche teilnehmen können. Der Verein ist überzeugt, dass damit in einer Zeit, in der bei der musischen Förderung immer mehr gespart wird, ein wichtiger Schritt gemacht wurde.

Im nächsten Jahr findet die Familien-Sing-, Tanz- und Musizierwoche im baslerischen Tagungs- und Studienzentrum Leuenberg statt. Nähere Informationen sind erhältlich unter www.singwoche.ch.

Musik und Tanz von Schweiz bis Fernost

Familien-Sing-, Tanz- und Musizierwoche verabschiedet sich mit einem Konzert von Wildhaus

Toggenburger Nachrichten 1999. 3. 8

mt. Mit einem offenen Sing- und Tanzabend im zwingli zentrum in Wildhaus verabschiedet sich die Familien-Sing-, Tanz- und Musizierwoche morgen Abend vom Toggenburg. Der Abend, der im Rahmen des Konzertzyklus des Kurvereins Wildhaus stattfindet, steht unter dem Motto «Vom Säntis bis zum Palmenstrand».

Bereits 18mal war die Familien-Sing-, Tanz- und Musizierwoche zu Gast im zwingli zentrum in Wildhaus. Weil man zum Zeitpunkt der Festlegung der Veranstaltung für das Jahr 2000 noch keine Gewissheit über die Zukunft des zwingli zentrums hatte, mussten sich die Organisatoren gezwungenermassen nach einer anderen Lokalität umsehen. Ab nächstem Jahr findet die Sing-, Tanz- und Musizierwoche für Erwachsene, Jugendliche und Kinder in Leuenberg im Baselbiet statt. Mit einem lachenden und einem weinenden Auge bereiten die wiederum rund 120 Teilnehmerinnen und Teilnehmer des diesjährigen Lagers derzeit ein Abschiedskonzert vor, das morgen Abend als offener Sing- und Tanzabend im zwingli zentrum, im Rahmen des Konzertzyklus' des Kurvereins Wildhaus, stattfinden soll. Mit einem lachenden Auge, weil auch dieses Jahr wieder Tanz und Gesang den Teilnehmern, egal ob Jung oder Alt, viel Spass bereiten, und mit einem weinenden Auge, weil sich das bewährte Leiterteam und auch viele treue Teilnehmer, die bereits mehrmals dabei waren, in Wildhaus mit seiner prächtigen Bergwelt rundherum stets wohlgeföhlt haben. Immerhin hofft man durch den Ortswechsel auch auf neue Impulse und neue, zusätzliche Teilnehmer.

Bodenständiges und Exotisches

Auf das morgige Abschiedskonzert hat man in der ersten Hälfte der La-



Auch die Jüngsten sind mit grossem Eifer dabei. Hier wird ein chinesischer Volkstanz einstudiert.

gerwoche Bodenständiges und Exotisches einstudiert. Das Motto des Abends lautet «Vom Säntis bis zum Palmenstrand» und verspricht viel Abwechslung. Die Veranstaltung findet gleichzeitig in zwei Lokalitäten des zwingli zentrums statt: am einen Ort liegt das Schwergewicht beim Einheimischen, Bodenständigen, am andern Ort beim mehr Exotischen, aber nicht minder Faszinierenden. Die Besucher sind frei, zwischen den zwei Sälen beliebig zu wechseln, hier und da mitzusingen und mitzutanzten oder auch nur mitzuhören. Auch kulinarisch wird etwas zum Thema Passendes angeboten.

Entstanden ist die Familien-Sing-, Tanz- und Musizierwoche aus der Sing- und Wandervogelbewegung, welcher die Pflege des wiederentdeckten Volksliedgutes ein grosses Anliegen war. In den 30er-Jahren wurden die ersten Singwochen für Erwachsene durchgeführt. Allmählich kam der Volkstanz dazu, und weil zunehmend ganze Familien teilnahmen, wurde nach und nach ein spezielles Pro-

gramm für Kinder und Jugendliche angeboten.

Heute ist das Leiterteam bestrebt, für jede Altersgruppe ab vier Jahren einen angepassten Tagesplan mit Singen, Tanzen und Musizieren anzubieten und dabei auch den verschiedenen Voraussetzungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer gerecht zu werden, das heisst sowohl Anfängern als auch fortgeschrittenen Sängerinnen und Sängern, Musikerinnen und Musikern, Tänzerinnen und Tänzern ein interessantes und abwechslungsreiches musikalisches Programm mit vielen Schattierungen und Stilrichtungen anzubieten.

Auch für minder Bemittelte

Um auch minder bemittelten Familien und Einzelpersonen eine Teilnahme zu ermöglichen, besteht seit 1997 ein politisch und konfessionell unabhängiger Unterstützungsverein. Ein wegweisender Schritt in einer Zeit, in der bei der musischen Förderung zunehmend gespart wird.

In der **St. Moritzer Volkstanzwoche** durfte ich auch dieses Jahr wie gewohnt die beiden Kontratänze vom kommenden Volkstanzball in Zürich und die Française instruieren. Neu kam dazu der dringende Hambowunsch einiger Kursteilnehmerinnen und Teilnehmer, für die ich drei Extralektionen anbot. Nach der Laudinellawoche schickte ich all diesen Hambotänzern meinen Aufsatz „Der Hambo in der Schweiz“. Vreni und Hans-Jörg Huber luden mich zu einem Mittagessen in die „Stüva“ ein, wobei ich erfuhr, dass Hans-Jörg u.a. in der Richterswiler Schulpflege mitwirkt.

Bald nach den beiden musischen Wochen folgte die von Alfons Kübler geleitete **Wanderung** von Wildhaus an den Thurwasserfällen vorbei nach Unterwasser, Alt St. Johann, Starkenbach und Stein bis nach Nesslau - Neu St. Johann. Wie schon während der Singwoche in Wildhaus blickte ich auch im ersten Abschnitt dieser anstrengenden sechsstündigen Wanderung immer wieder hinauf zu den „Churfürsten“. Der eleganteste Gipfel dieser Bergreihe ist für mich der Zustoll, den ich vor vielen Jahren als kleiner Schulbub ganz allein mit meinem Vater erklimmen durfte. Von der jenseits des Berges liegenden „Tschingla-Alp“ aus, wo wir einst die Sommerferien verbrachten, und wo Vater das Murmeitierchen einfing, stiegen wir zwei ohne Weg hinauf zum Passübergang, der zwischen dem Zustoll und dem westlich von diesem gelegenen Berg hindurch ins Toggenburg hinüber führt. Auf der Nordseite „unseres“ Berges krochen wir dann die steile Grashalde zum Gipfel empor, legten uns dort flach hin und schauten zum tief, beinahe senkrecht unter uns liegenden Walensee und zur „Tschingla.Alp“ hinunter.

Auf der Seniorenwanderung hatten wir bald keine Aussicht mehr auf die „Churfürsten“, auf die Berge voller Erinnerungen. Unser Weg führte uns steil in dunkle Schluchten hinunter, wo zwei Quellflüsse der Thur zusammenfliessen. Der nördliche stürzt - ich wusste dies gar nicht - als sehenswerte Naturerscheinung in zwei grossen schräg übereinander liegenden Wasserfällen tosend in die Tiefe, was man ganz aus der Nähe von unten besichtigen kann.

Am letzten Ferienwochenende, am 21 und 22. August 1999, übte der Orchesterverein Zürich-Albisrieden seine Musikstücke in der **Probstei Wislikofen** und wirkte am Sonntagmorgen wie seit Jahr und Tag im Gottesdienst mit. Da ich diesen Übungsort sonntags mit dem Auto in 35 Minuten erreiche, verbringe ich jeweils die Nacht zu Hause in Dietikon, womit ich dem Verein beträchtliche Kosten ersparen kann.

Der Witz aus dem Altersheim, den ich auf diesen Blättern schon früher erzählte, tauchte am 5. September 1999 auf, als das Seniorenorchester Baden dort die offiziellen Reden umrahmen musste.

Ein Arzt wollte einer „angeschlagenen“ älteren Person schonend beibringen, sie habe Gehirnstörungen und nannte dies „Porzellan- Syndrom“.

Die **Generalversammlung des Familien-Unterstützungsvereins** für Singwochen besuchende Familien fand am 17. September 1999 in Zürich statt. Auf meine Anregung hin wurde die *Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft* mit Erfolg um einen Beitrag ersucht.

Am „Eidgenössischen **Bettag**“, 19. September 1999, spielte ich mit dem Orchesterverein Zürich-Albisrieden vormittags in der neuen reformierten Kirche an der Ginsterstrasse und abends im ökumenischen Gottesdienst in der katholischen Kirche St. Konrad.

Daniela Klenk feierte am 5. Oktober 1999 ihren zweiundzwanzigsten Geburtstag, wozu sie ihre drei noch lebenden Grosseltern eingeladen hatte. So waren wir sechs Personen, denn Barbara befindet sich gegenwärtig für drei Monate in Südengland.

Die „**Aniquarische Gesellschaft Zürich**“ führte am Freitag, 22. 10. 1999, ihre traditionelle Herbstversammlung durch, die mit einem geführten Rundgang durch die archäologische Ausstellung des Landesmuseums begann. Die Archäologie umfasst die Zeitspanne zwischen dem Jahr 800 vor und dem Jahr 800 nach dem Beginn unserer Zeitrechnung.

Die ganze Gesellschaft dislozierte dann mit dem Tram Nr. 4 vom Landesmuseum zur Station „Fischerweg“. Beim Einsteigen rutschte ich mit der linken Schuhspitze vom Trittbrett und verletzte mir an der scharfen Metallkante das Schienbein. Zum Glück drang das Blut aus der Schürfwunde nur bis zu meiner langen Unterhose und nicht bis nach aussen. Abends, zu Hause, klebte ich ein Pflaster auf die stark schmerzende Stelle.

Die von uns aufgesuchte **Aussenstation des Landesmuseums** befindet sich an der Hardturmstrasse Nummer 185. Der gesamte archäologische Besitz der „Antiquarischen“ wurde vor Jahren dem Landesmuseum geschenkt, der dazu gehörende Katalog jedoch wurde sorgfältig zerschnitten und versehen mit der neuen Nummerierung des Landesmuseums wieder zusammengesetzt.

Jedes eintreffende Objekt wird, wenn dies sinnvoll ist, geröntgt, mit den geeigneten Mitteln und Methoden gereinigt, fotografiert und katalogisiert. Für die vielen Objekte, Bücher, Broschüren und Zeitschriften stehen „Kompaktus“ - Anlagen in Turnhallengrösse zur Verfügung.

Riesig sind die **Bibliothek** und der **Lesesaal** voll Literatur über die hier zentralisierte archäologische Epoche. Ausser den in der Schweiz publizierten Arbeiten finden wir hier auch Literatur aus Deutschland, Frankreich, Italien, Schweden, Polen, Ungarn, etc. eine unerhörte Fülle von Wissen. Man muss dies alles mit eigenen Augen gesehen haben, um sich einen Begriff davon machen zu können. Ausserdem ist diese „Station“ elektronisch verbunden mit der ETH, der Uni und der Zentralbibliothek.

Ganz besonders eindrücklich waren die Demonstrationen in den Räumlichkeiten mit den Maschinen und Vorrichtungen, die benötigt werden zur sorgfältigen und schonenden **Restaurierung** von Bronze, Eisen und andern Metallen, sowie von Holz, Leder, etc.

Nach etwa zweieinhalb Stunde reiste die Gesellschaft zurück zu einer gemütlichen Stunde mit Ansprachen und Imbiss in der geräumigen „Cafeteria“ des Landesmuseums, wo ich mit verschiedenen Vertretern anderer Ortsmuseen des Kantons, vor allem mit jenen von Urdort und Affoltern reden konnte.

Kurz vor meiner Abreise nach Zürich-Oerlikon, wo ich am 28.10.1999 den Pro Senectute-Volkstanzleiterinnen die „Schöpfener Masulka“ zeigen musste, telefonierte mir Mirjam Klenk, Steffisburg. Ich bemerkte sofort, dass sie etwas Schwerwiegendes bedrückte. Schon die Tatsache, dass sie früh am Morgen telefonierte, wies auf **ein Problem** hin, so dass ich unbedingt geduldig zuhören musste.

Mirjam berichtete mir nun schon zum zweiten Mal, Käri sei oft sehr traurig, lasse sich nicht aufmuntern und auch von niemandem beraten, was mir sehr zu denken gab. Mirjam und Karl hatten doch vor kurzer Zeit sehr schöne Herbstferien im warmen und sonnigen Süden verbracht!

Zum Glück erreichte ich noch rechtzeitig den Zug, überlegte mir aber unablässig, was ich zur Verbesserung der unerfreulichen Situation beitragen könnte. Es ist dies ein schwieriges Unterfangen, da sich Karl ja von niemandem beeinflussen lassen will.

Noch am gleichen Tag schickte ich einen „netten“ Geldbetrag, den gleichen, den auch die „Meilener“ bekamen, nach Steffisburg. Dieser Betrag soll als Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk familienweise und gerecht auf die einzelnen Glieder, auf die Eltern und die Kinder, aufgeteilt werden. Dies hat für mich den grossen Vorteil, dass ich nie mehr einen Geburtstag vergessen kann!

Am 2. November 1999 konnte man im „Limmattaler Tagblatt“ lesen, **Yehudi Menuhins Geige** sei in Zürich verkauft worden. Die „**Guarneri**“ des im März 1999 verstorbenen Lordselte den Rekordpreis von fünf Millionen Franken. Der Presse wurde dies vom Musikhaus Hug mitgeteilt, als ein nicht mit Namen genannter Sammler 1,9 Millionen mehr hinblättert, als je für eine Violine bezahlt wurde. *etgi--*

Der Erbauer des berühmten Instruments, Giuseppe Antonio Guarneri, ist auch unter dem Namen „**Guarneri del Gesu**“ bekannt. Er ist das berühmteste Mitglied der gleichnamigen Geigenbauerfamilie aus Cremona. Die „Guarneri von 1742“ war eines von mehreren kostbaren Instrumenten, die das Musikhaus für den berühmten Violinisten und Dirigenten Menuhin aufbewahrte.

Irische Volkstänze mit Tony Ryan.

Am Samstagmorgen, 6. November 1999, fuhr ich auf der Autobahn über Lenzburg nach Dagmersellen und von dort auf der Landstrasse nach Schötz und weiter. Es regnete ununterbrochen stark, und die ganze Landschaft steckte verborgen im Nebel, so dass ich im Gebiet von Alberswil - Ettiswil - Gettnau den Weg nach **Huttwil** verpasste und schliesslich nach Willisau, Metznau in die Richtung gegen Wolhusen gelangte. Ich hielt an, und die Landkarte studierend erkannte ich, dass ich umkehren musste, denn meine Route führte über Willisau, Gettnau, Zell und Huswil schliesslich nach Huttwil, wo ich kurz nach zehn Uhr auf dem Parkplatz des Hotels Mohren eintraf.

Hier war nur noch ein einziges Feld frei, in das ich aber nicht hineinfahren konnte, denn das links stehende Auto war zu weit rechts und das rechts stehende zu weit links parkiert. In diesem Feld hätte ich meinen Wagen unmöglich verlassen können. Zum Glück war Lotti Bigler in der Nähe. Sie erkannte die Situation, eilte hinein in den Saal, wo die Sitzung eben begonnen hatte, holte Werner Vogel heraus, der sei Auto besser parkierte und mir genügend Platz verschaffte.

Irische Volkstänze mit Tony Ryan.

Zum ersten Mal wurde das jeweils in Herbst stattfindende „Herzberg - Arbeitstreffen“ der ASV (=Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise) im **Hotel Mohren, Huttwil**, durchgeführt. Am Samstagvormittag, 6.11.1999, behandelten die Delegierten die üblichen Geschäfte und diskutierten vor allem wieder einmal die nie enden wollenden SUIISA - Probleme. Es soll auf eidgenössischer und auf kantonaler Ebene vermehrt mit der Trachtenvereinigung zusammengearbeitet werden, insbesondere, um eine gemeinsame SUIISA-Regelung abschliessen zu können.

Die erst vor einem Jahr in die ASV aufgenommene „Volkstanzgruppe Aarau“ von Trudi Moser, Niedererhinsbach, sprang kurzfristig ein, als 1998 die Gruppe „Kamor“ aus finanziellen Gründen das Frühlingstreffen nicht durchführen konnte. Trudi Moser war nicht zufrieden mit der Tatsache, dass sie den Überschuss von etwa Fr. 700.- aus der Schlussabrechnung des Treffens der ASV abliefern musste, obwohl alle ihre Leute viele Stunden lang freiwillig und unentgeltlich für dieses Treffen gearbeitet hatten!

Ich sagte dazu, **die Abrechnung** wäre erst dann ganz fertig gewesen, wenn sie auch einen Betrag für ihre Gruppe eingesetzt hätte. Seit dem Bestehen dieser Frühlingstreffen, d.h. seit über vierzig Jahren übernahm die ASV die jeweiligen *klein gestalteten Überschüsse* und kaum je ein (kleines) Defizit.

Schon in den Dreissigerjahren wurde mir klar, dass jede Rechnung eines ehrenamtlichen Kassierers ganz verschieden abgefasst werden kann.

Die damals noch bestehende „Sekundarschule Dietikon-Urdorf“ führte eine separate Rechnung und der Herr Schulgutsverwalter Meier erzählte bei einem gemütlichen Beisammensein von seinem Vorgänger die folgende Geschichte:

In der Schulgutsabrechnung entdeckte man den sonderbaren Posten „*Ein neuer Hut für den ehrenamtlichen Herrn Verwalter: Fr. 150.-*“. Die beiden Rechnungsprüfer schüttelten ihre Köpfe über den hohen Preis des Huts, schmunzelten, weil sie entdeckten, dass der Herr Verwalter sich selbst bedient hatte. Sie sagten der Schulpflege aber nichts davon, weil sie dachten, er habe den bescheidenen Lohn bestimmt verdient.

Da die Rechnung diskussionslos angenommen wurde, erschien in der Jahresrechnung des folgenden Jahres wieder „ein neuer Hut für den Herrn Verwalter“. Erst als der Hut im dritten Jahr wieder auftauchte, dachten die Revisoren, der Herr Verwalter brauche doch nicht jedes Jahr einen so teuren neuen Hut, und es wäre wohl besser, im Plenum der Schulpflege ganz offiziell eine kleine Besoldung für den Rechnungsführer zu beschliessen.

Doch ach, die Schulpflege war dagegen! Die Schule musste sparen, eine Extrabesoldung für den Herrn Schulgutsverwalter wurde abgelehnt, und daher figurierte der Posten „neuer Hut“ in der folgenden Jahresrechnung nicht mehr. Aber am Ende der Abrechnung stand geschrieben: **Der Hut ist drin, jetzt suchet ihn!**“

Diese Geschichte erzählte ich der Leiterin des Volkstanzkreises Aarau, die ihre Abrechnung über ihr Frühlingstreffen abschloss, bevor diese ganz fertig war. Trudi Moser hätte für ihre vielen freiwilligen Helferinnen und Helfer einen vertretbaren Betrag abzweigen, und der ASV einen bedeutend kleineren Überschuss ausbezahlen sollen.

Irische Volkstänze mit Tony Ryan.

Nach der ASV-Sitzung beschränkte ich mein Mittagessen auf ein kleines Käsebrötchen aus der Huttwiler Bäckerei und unternahm einen Rundgang durchs Städtchen. Ich besichtigte das hübsche Ortsbild, das in meiner Kulturgüterkarte als „geschützt“ eingetragen ist.

Vom Schulhaus her strömte viel Wasser die Strasse herunter, denn die Feuerwehr führte eine interessante Übung durch. Wackere Männer stiegen die Leiter hinauf ins dritte Stockwerk des Schulhauses, um vom suponierten Feuer eingeschlossene Schüler zu retten. Andere Feuerwehrleute kanalisiert den Verkehr.

Am Friedhof vorbei kehrte ich ins **Hotel „Mohren“** zurück, wo von 15 bis 18 Uhr, d.h. bis zum geradezu festlichen Nachtessen, fleissig irische Volkstänze erlernt wurden. In diesen Tänzen wird sehr viel und rasch in ganz spezieller Swingfassung getanzt.

Nach dem Nachtessen wurde von 20 bis 22 Uhr unermüdlich weiter geübt. Dann aber, um am Sonntag frisch gestärkt wieder mitmachen zu können, legte ich mich im zweistöckigen Dreierzimmer zur Ruhe. Mein Kamerad aus Luzern war auch schon da. Die „Unermüdlichen“ jedoch liessen die Probe mit einigen Schweizertänzen ausklingen.

Einer der irischen Tänze bestand aus fünf, ein anderer aus vier grösseren Touren. Zwischen diesen Tänzen in Quadrillen- oder Reihenaufstellung brachte Tony Ryan, besonders am Sonntag, auch mehrere etwas einfachere Paartänze im grossen Kreis und frei im Raum.

Alle Tänze wurden am Sonntag von 09.15 bis 12.45 Uhr und nach dem Mittagessen von 14.30 bis 16.00 Uhr wiederholt. Der einfachste all der neuen Tänze war der **Military Twostep**. Andere, wie z.B. **Gay Gordons** und **Haymakers Jig**, kannte ich schon in einer englischen Version. Die Namen der übrigen Tänze so weit ich sie erfassen konnte, lauten: Killyon Set (fünf Figuren), South Galway, Siege of Ennis, Vals of Limerik, etc.

Die Tanzleiter der einzelnen Volkstanzkreise bestellten die benötigten Tonträger und Tanzbeschreibungen. Ich selbst besorge mir diese Unterlagen erst dann, wenn einer der Tänze mehrmals im Volkstanzkreis Zürich (VTKZ) oder auf einem Festprogramm, z.B. fürs Frühlingstreffen, erscheint.

Am Ende der recht anstrengenden Arbeitstagung erzählte Tony Ryan, wie er zum Tanzen kam, und was er vom irischen Volkstanz wusste. Da man sein irisches Englisch nicht sehr gut verstand, waren die meisten Teilnehmer dankbar für Andreas Schönes Übersetzung der wichtigsten Fakten ins Deutsche.

Tony Ryan war in seiner Familie das jüngste von neun Kindern. Seine Mutter kannte er nicht, da sie bald nach seiner Geburt starb. Sein Vater hatte es recht schwer mit den neun Kindern. Trotzdem machte er Musik, vor allem mit dem Radio, den er sehr hoch oben an der Wand angebracht hatte, damit die Kinder nichts „Dummes“ einschalten konnten.

Der Radiomoderator war offenbar ein guter Kenner und Liebhaber der irischen Volksmusik und auch selbst ein guter Tänzer, was sich häufig im Radioprogramm auswirkte. In der Familie wurde dann zur Erholung und als eine Art Meditation unter der Anleitung des Vaters getanzt. Tony durfte mit seiner Schwester bei einem Tanzlehrer irische Tänze erlernen.

Aus diesen Tanzstunden brachten die Kinder einige 4-Paar-Reels und Reihentänze nach Hause. Die Familie bildete ein Tanzteam und oft wurde in der Küche getanzt. Natürlich kam gelegentlich auch moderne Musik aus dem Radio, doch die Familie legte vor allem grossen Wert auf die einfachen irischen Volkstänze, mit denen man in einer Art Lawinentanz die Leute eines Publikums zum Mitmachen bringen konnte.

Eine für den irischen Volkstanz sehr wichtige vor zwei Jahren, also 1997, verstorbene Fachperson instruierte vor allem die speziellen **Steps** und sammelte mit ganz besonderem Eifer die **Step-Tänze**. In Tony Ryans Wohnregion lebt ausserdem ein Tanzpaar, das sich auch auf die irischen Steptänze spezialisiert. Diese Tänze wurden in den letzten Jahren sehr populär, besonders, wenn die Schritte nicht allzu kompliziert sind.

Ryan selber kannte seit seiner Jugend in erster Linie die vielen Figurentänze. Er erlernte die Steps erst in den letzten fünfzehn Jahren. Es wird auch erzählt, die irischen Tänze seien im 19. Jahrhundert aus Frankreich nach Irland gebracht worden. Ryan jedoch unterschreibt diese Behauptung nicht!

Es besteht zwar ein gewisser militärischer Hintergrund. Nach einem siegreichen Krieg wurde bestimmt aus Freude getanzt, und die „militärischen“ Tänze haben auch einen etwas strengeren, steiferen Stil. Bei Hochzeiten, Taufen und andern Festen wurde meist auch beinahe ununterbrochen getanzt, weniger steif, aber „round the house“ oder um das ganz besondere Prunkstück, um das reichhaltige Büfett.

Im Norden Irlands sind die festlichen **Set-Tänze** wenig bekannt. Ihr Verbreitungsgebiet ist der Süden, doch die alten Häuser waren klein, es entstanden „halbe sets“, und man wich aus in die Scheunen. Wie in andern Ländern, war zeitweise auch in Irland das Tanzen verboten, und es wird erzählt, es habe stets einer am Scheunentor oder am Fenster aufpassen und sofort melden müssen, wenn ein Polizist oder Priester in die Gegend kam.

Um einen dieser „Set-Tänze“ zu tanzen, genügen zwei oder vier Paare. Wer diese Kunst beherrschte, wurde recht bald gebeten, sein Wissen weiterzugeben. Wer sich alsdann gut verstand mit dem Küchenchef oder gar mit dem Patron eines Hotels, der bekam schliesslich auch Zugang zum Saal, d.h. der ursprünglich in der Scheune verborgene irische Volkstanz kam herein und wurde salonfähig.

Was er wusste und konnte, gab Tony Ryan weiter, obwohl er nicht als Tanzlehrer qualifiziert war. Er tanzte ursprünglich jeden Dienstagabend mit fünfzehn Frauen und drei Männern, doch es kamen immer mehr Leute, die sich für den irischen Volkstanz interessierten. Schliesslich musste er unterscheiden zwischen Anfängern und Fortgeschrittenen.

Obwohl seine Frau vor vierzehn Jahren an einer Krebskrankheit starb, unterrichtet er noch heute dienstags, mittwochs und donnerstags, was ihm körperlich und seelisch gut tut.

Zum Schluss erklärte Tony Ryan den Tempounterschied zwischen Reel (schnell) und Jig (noch schneller) und wie in „Workshops“ seine Verbindung zur Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise (ASV) entstand. Im März 2000 wird er eine Woche bei schweizerischen Volkstanzkreisen verbringen, und im Sommer 2000 kommt die Gelegenheit, eine Ferienwoche auf einer irischen Insel zu erleben.

Dietikon, 14.11.1999, Karl Klenk.

Karl Klenk

Auf Samstag, 13. November 1999, von 10 bis 16 Uhr, hatte meine Nachbarsfrau **Zortea** zu einer „Vernissage“ in ihre Stube eingeladen. Frau Zortea, Arbeitslehrerin, malt sehr schöne Farbkombinationen auf Seidenstoff: Halstücher, Krawatten, Wandbehänge. etc. Vor schätzungsweise zwei Jahren zeigte sie schon einmal eine Auswahl ihrer eleganten Werke.

Bevor ich zum Bahnhof eilen musste, um in Zürich wieder einmal die „Mundartzusammenkunft“ zu besuchen, stattete ich der Ausstellung im Nachbarhaus einen kurzen Besuch ab. Ausser dem Ehepaar Zortea waren noch drei weitere Personen anwesend. Im Gespräch ergab sich wieder einmal die Gelegenheit, den „Witz von der Fusion“ zu erzählen, worauf Herr Zortea seinerseits mit einem der vielen Blondinenwitze aufwartete. Früher hörte man oft die sogenannten „Webstübele“-Witze, in denen sich der Erzähler über dumme Leute lustig macht.

Herr Zortea's Witz:

Offenbar gelten die blonden Frauen als wenig intelligent, was natürlich absolut nicht stimmt. Die vielen blonden Schwedinnen sind wahrscheinlich gar nicht erfreut über diese Witzkategorie!

Eine Blondine stieg in Zürich-Kloten ins Flugzeug und setzte sich vorn in die erste Klasse, obwohl sie nur einen billigeren Touristenflugschein gelöst hatte. Eine Stewardesse bat die Passagierin höflich, doch hinten im Flugzeug Platz zu nehmen. Diese jedoch weigerte sich, aufzustehen und blieb hartnäckig, wo sie war. Der Steward musste herbeigerufen werden, doch auch dieser brachte die Blondine nicht dazu, ihren Platz hinten in der Touristenklasse einzunehmen. Es gefalle ihr hier, und sie bleibe hier bis zur Ankunft in New York sitzen.

Guter Rat war teuer. Man konnte die renitente Person doch nicht nach hinten tragen! Nach längerer Beratung beim Piloten meldete sich der Copilot, der vorgab, wahrscheinlich das Problem lösen zu können. Er wurde zur Blondine geschickt, der er nur einen ganz kurzen Satz ins Ohr flüsterte, und schon packte die schwierige Person ihre Sachen und eilte nach hinten!

Nach diesem glänzenden Resultat wollten natürlich alle wissen, was der Copilot der Blondine so Wirkungsvolles gesagt hatte! Ganz einfach, nicht die erste Klasse, nur die hintere Abteilung fliege nach New York.

Meine Geschirrwaschmaschine.

Früher wurde sie beinahe täglich gebraucht, seit Marias Tod aber nur noch selten, d.h. nur noch dann, wenn Besuch da gewesen war, und daher mehrere Teller und Tassen gewaschen werden mussten.

Für mich als alleinstehende Person lohnt sich der Betrieb einer solchen Maschine nicht. Ich benütze zum Kochen und zum Erwärmen von Speisen eine hübsche kleine Platte, die auch als Teller gebraucht werden kann. Mein Gebrauchsgeschirr beschränkt sich daher auf dieses Plättchen, eine Tasse und ein Trinkglas, auf drei kleine Gegenstände also, und dazu brauche ich noch einen Löffel, ein Messer und eine Gabel. All dies ist im Nu „von Hand“ abgewaschen!

Wegen allzu seltenem Gebrauch schoss schon im Jahr 1991 beim Einschalten mit grossem Knall eine grüne Stichflamme aus der Maschine, die ich sofort reparieren liess. Ende September 1999, nach einem weitem Kurzschluss zog ich sie unrepariert aus dem Betrieb.

Under em Flumser Routhuus zoi sei ämoul än elteri Frau umgkeit. Duä chäm gad dr Gmäindammä Stäiner drzuä und hälferä uuf. Wo si diä Frau hei wellä bi-danggä, winggi dr Gmäindammä ab und säägi: „Nänäi, nänäi, käi Ursach. Aber be dän närschtä Waalä, gälets...“
Noi machi diä Frau: „Das chani i jetz nid versprächä. Ich bi uf ds Fütflä gkeit und nid uf ä Chopf.“

Alois Senti, Anekdoten, Schwänke und Witze aus dem Sarganserland, Nr. 631

E I N L A D U N G

auf **Samstag**, den 13. November 1999, **14.30 Uhr**
ins Kirchengemeindehaus St. Peter
Lavatersaal
St. Peterhofstatt 6, Zürich

Ein Nachmittag mit dem Erzähler, Sagen- und Anekdotensammler

Alois Senti

Wieder einmal haben wir Alois Senti bei uns zu Gast. Er wird uns das Sarganserland mit seinen acht Gemeinden vorstellen und eigene Erzählungen vortragen. Ihm zuzuhören, was er schildert und wie er es in seiner klangvollen Mundart gestaltet, ist ein reiner Genuss.

Zum heutigen Nachmittag schreibt er:

Die Beschäftigung mit dem „Sarganserländer Alpsegen“, die „Geschichte einer Erzähllandschaft“ und die Nachbefragung für den 2. Band der „Sagen aus dem Sarganserland“ (die Arbeiten seit dem letzten Abend bei der Gruppe Zürich) schlugen zwangsläufig auf das eigene Erzählen durch. Die Geschichten sind mit den angetroffenen Sagenstoffen inhaltlich und in der Form verwandt. Hinzu kommen die Probleme einer Kleinstsprache, von der es im www-Zeitalter nicht mehr so sicher ist, ob sie der jüngeren Generation eines vom Fremdenverkehr geprägten Tales noch mehr bedeutet als folkloristische Zierart. Der Ordner mit den Anekdoten der letzten paar Jahre enthält jedenfalls keine Belege mehr, in denen sprachliche Eigenheiten von Mitbürgerinnen und Mitbürgern auffallen und der Erheiterung dienen. Es sind eher die andern, die auffallen. Darüber zu sprechen und nachzudenken sollte am Rand der nachmittäglichen Lesung möglich sein.

Eintritt frei.

Gäste wie immer willkommen!

Gedenkfeier für Klara Stern (1901 bis 1999).

Lotti Schürch, die ehemalige Sekretärin der „Schweizerischen Trachtenvereinigung“, teilte mir am Freitag, 5.11.1999, telefonisch mit, Klara Stern, die Gründerin des „Volkstanzkreises Zürich“ sei am 31.10.1999 gestorben. Sie las mir den Text vor, den sie in einer Zeitung der Stadt Zürich entdeckt hatte, und den ich später auch auf der mir zugestellten Todesanzeige lesen konnte.

„In grosser Dankbarkeit nehmen wir Abschied von unserer lieben Mutter, Schwiegermutter, Grossmutter und Urgrossmutter **Klara Stern**. In ihrem 98. Lebensjahr ist sie am 31. Oktober 1999 ruhig eingeschlafen.“

Lotti Schürch wies ganz verwundert auch darauf hin, dass Klaras Verwandte zum Teil nicht nur in Basel, Zürich und Küsnacht, sondern auch in weiter Ferne, auf den Philippinen und in Barcelona zerstreut leben, was aus der langen Liste der Unterzeichneten hervorgehe.

Sofort orientierte ich den Präsidenten des Volkstanzkreises Zürich, der dankbar für die Mitteilung war und versprach, das Vorgehen mit den Vorstandsmitgliedern zu beraten. Einen Tag später telefonierte mir ein weiteres ehemaliges Mitglied des Volkstanzkreises Zürich zur gleichen Sache.

Am Wochenende, 6./7. November 1999, in Huttwil machte ich auf Klara Sterns Ableben aufmerksam. Ruth Nebiker, die auch zur Gedenkfeier nach Zürich kommen wollte, bat mich, sie am Dienstag, 9. 11.1999, um 14 Uhr, im Hauptbahnhof Zürich abzuholen, da sie sich mit den Tramlinien in der Stadt nicht mehr auskenne.

Bei der Haltestelle Bahnhofstrasse, wartend auf das Tram Nr.6, trafen wir Margrit Siegfried-Hunziker, die seinerzeit viele Jahre lang Tanzkreispräsidentin gewesen war, und die von Zuzwil im Kanton Bern hergereist war. Da wir noch eine gute halbe Stunde Zeit hatten, kehrten wir im Restaurant „Vorderberg“ ein, wo bald auch Martin Wey von Stettlen-Bern zu uns stiess. Martin Wey war mein Nachfolger und genau wie ich zehn Jahre lang Präsident der „Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise“.

Kurz vor 15 Uhr schaute ich in der kleinen Kirche nach, ob vielleicht, wie vor 15 Jahren, bei der Gedenkfeier für Alfred Stern, der Anlass wegen der vielen Teilnehmerinnen und Teilnehmer in die grosse Kirche Fluntern verlegt werden muss. Das war nicht der Fall. Es waren erst wenige Gäste anwesend, aber die Kirche füllte sich bis zum letzten Platz.

Vom Volkstanzkreis Zürich konnten wir Doris und Hannes Wirth, Dr. Lisi und Dr. Sämi Wyder, Frau Hakios, Bea Sprecher, Erika und Fredi Singer, Charli Hofer, Walter Gisler, Heidi und Christian Schmid, sowie Johannes Schmid-Kunz begrüessen. Franziska Heuss, Basel, vertrat die Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise.

Seine Ausführungen knüpfte der Pfarrer an das von der Trauerfamilie ausgewählte Gedicht von Rose Ausländer, welches die Todesanzeige einleitet:

*Über dir / Sonne Mond Sterne
Hinter ihnen / unendliche Welten
Hinter dem Himmel / unendliche Himmel
Über dir / was deine Augen sehen
In dir / alles Sichtbare
und
das unendlich Unsichtbare.*

Rose Ausländer

Ausführlich und sehr anschaulich erzählte **Martin Stern-Schrenk** die Lebensgeschichte seiner Mutter und würdigte auch deren grosse Verdienste um den Volkstanz. Sie gründete den Tanzkreis Zürich, erfand mit dessen Hilfe auch selber einige Tänze (Giuvens, Föiftritt, etc.) und leitete stets das Tanzen in den vielen Singwochen ihres Gatten Alfred Stern.

Dirigent **Appenzeller** leitete anschliessend den gemeinsamen Gesang: „All Morgen ist ganz frisch und neu..“, und später in der Gedenkfeier auch den Kanon „Dona nobis pacem“. An der würdigen Feier war ausserdem eine Instrumentalgruppe beteiligt.

Anschliessend an die Feier war die Trauergemeinde ins Restaurant Vorderberg eingeladen. Als wir noch eine Zeitlang beim Ausgang aus der alten Kirche Fluntern, die einst Mimi Scheiblausers Tanzstudio gewesen war, mit den vielen lang nicht mehr gesehenen Bekannten geplaudert hatten, fuhren Martin Wey und ich mit dem Tram Nr.6 zum Hauptbahnhof, von wo unsere Züge beinahe gleichzeitig wegfuhr.

Ruth Nebiker hatte in ihrer letzten Volkstanzprobe in Basel „Giuvens“, „Föiftritt“, „Limmatwelle“, „Hirschegrabler“ und einige weitere Volkstänze aus Klaras Publikationen repetiert, und so an Alfred und Klara Sterns erinnert.

Da ich an Stelle von Blumenspenden der KANTA BOPHA (Children's Hospitals Foundation von Dr. med. Beat Richner, PC 80-60699) einen kleinen Betrag einbezahlt hatte, bekam ich schon am 17. November 1999 ein vorgedrucktes Dankschreiben mit der handschriftlichen Beifügung: „Lieber Karl, es hat uns sehr gefreut, dass Du an die Abdankungsfeier kommen konntest. Mutti hielt immer so grosse Stücke auf Dich und Dein Können als Tänzer und Aquarellist! Herzlichen Gruss Martin und Esthi.“

Am Abend des 9. November 1999, ich war eben von der Gedenkfeier heimgekommen, fuhr ich zur Kirche Bergdietikon, wo die Hauptprobe für unser **Konzert** vom Mittwoch, 10. November 1999, stattfand. Das Orchester der ref. Kirchgemeinde Zürich-Albisrieden probte von Georg Philipp Telemann: „Burlesque de Quixotte“, von Christoph Willibald Gluck: 5 Stücke aus dem Ballett „Don Juan“ sowie 10 kleine Stücke von Béla Bartok und ausserdem als Zugabe den „Fandango“ aus Mozarts Don Giovanni, ein Stück, das unser Dirigent Hansjörg Weltin mit dem entsprechenden Satz von Gluck zu vergleichen gedachte.

Obwohl die Kirchgemeinde Bergdietikon 1200 Einladungen gedruckt, aufgelegt und in alle Haushaltungen der Gemeinde verschickt hatte, erschienen zum Konzert vom Mittwoch, 10.11.1999, lediglich etwa 35 Personen, darunter Frau Schaeren von der Holzmatt in Dietikon. Der Dirigent erklärte dem Publikum ausführlich die einzelnen Stücke, und da lange geklatscht wurde, spielten wir auch die beiden interessanten Zugaben.

Am Freitag, 12.11.1999, fand das gleiche Konzert mit ungleich grösserem Erfolg in der neuen Kirche Zürich - Albisrieden statt. Der grosse Raum war beinahe voll besetzt, und Hansjörg Weltin wollte mit seinen Mikrofonen und komplizierten Aufnahmegeräten wie schon bei früheren Konzerten unser Spiel auf Tonband aufzeichnen. Doch ach, irgend etwas funktionierte nicht, so dass er es uns in der darauffolgenden Orchesterprobe nicht vorführen konnte.

Über dir / Sonne Mond Sterne
Hinter ihnen / unendliche Welten
Hinter dem Himmel / unendliche Himmel
Über dir / was deine Augen sehen
In dir / alles Sichtbare
und
das unendlich Unsichtbare

Rose Ausländer

In grosser Dankbarkeit nehmen wir Abschied von unserer lieben Mutter,
Schwiegermutter, Grossmutter und Urgrossmutter

Klara Stern

In ihrem 98. Lebensjahr ist sie am 31. Oktober 1999 ruhig eingeschlafen.

Martin und Esther Stern-Schrenk, Basel
Adrian und Doris Stern Fehr, Cottbus
mit Benjamin und Daphne
Markus Stern und George Rondina, Cebu, Philippinen
Claudia Stern, Basel
mit Mitja, Shana und Aiyana
Christian und Marinette Stern-Geering, Küsnacht
Pascal Stern, Zürich
Cathy und Hans-Jürg Meyer-Stern, Zürich
mit Dominique und Noémie
Muriel Stern, Küsnacht
Bettina und Koni Groher-Stern, Küsnacht
Ingo Groher, Barcelona
Silvan Groher, Zürich

Die Urne werden wir im engeren Familienkreis auf dem
Friedhof Fluntern der Erde übergeben.

Die Abdankungsfeier findet am Dienstag, 9. November, 15.15 Uhr,
im alten Kirchlein Fluntern statt.

An Stelle von Blumenspenden gedenke man der KANTA BOPHA
Children's Hospitals Foundation von Dr. med. Beat Richner, PC 80-60699.
Herzlichen Dank!

Die Traueradresse lautet: Bettina Groher-Stern,
Rebweg 24, 8700 Küsnacht/Itschnach.

über Kurt,

es hat uns sehr
kumpfeier kommen
grosse Freude auf
(und Aquavellist!)

17. 11. 99

gefremt, dass Du an die
kumpfeier kommen konntest. Tuti hielt immer so
grosse Freude auf Dich und Dein Können als Tänzer

Herzlichen Gruss

Martin u. Esthi

Zufällig kam mir der folgende interessante **Brief des Fouriers Ueli Klenk** in die Hand. Er zeigt, was für ein schönes Ferienleben die Offiziere und die höheren Unteroffiziere führen konnten, während wir Soldaten bei jedem Wetter Tag und Nacht im Freien zubrachten und anstrengende Gefechte probten, bei denen wir oft mit unsern schweren Lasten auf dem Rücken bis an die Grenzen unserer Leistungsfähigkeit geführt wurden. Der Brief ist auf erstklassigem Privatpapier mit rot schreibendem Stift verfasst.

„Ueli Klenk

Davos, 14.9.69

Meine Lieben!

Jetzt habe ich gerade Zeit, um schnell zu schreiben. Ich warte auf den Zug nach Laret. Die Manövertage waren sehr angenehm für mich, lag ich doch bei schönstem Sonnenschein am Laretsee in Bereitschaft. Zwischendurch (vor allem in der Nacht) legte ich mich mit dem Superschlafsack in einen Heustall. Dort schlief man herrlich. Ich hatte auch einen Haflinger zur Verfügung, den ich zum Einkaufen verwendete. Während die Kompanie in die heissesten Feuergefechte verwickelt war, genoss ich im Palace-Hotel einen Kaffee. Erst als am Samstagabend die Truppe einrückte, kam ich ins „Rotieren“, mussten doch noch Unterkünfte bereitgestellt werden. Die Offiziere und ich schliefen selbstverständlich in Hotelzimmern mit Douschen. Dort assen wir auch (auf eigene Rechnung) und schlossen den Abend mit einer lustigen Kegelpartie ab.

Ihr wundert Euch bestimmt über die rote Farbe. Der heutige Tag ist rot, und ich schreibe alles rot. Ich hatte Bilanz gemacht: ROTE ZAHLEN. In der folgenden Woche heisst es nun sparen. Da wir in Zürich sind, wird es schon klappen. Zwei obligatorische fakultative Essen, und die roten Zahlen sind verschwunden.

Mit freundlichen Grüsse
Fourier Klenk“

Es passiert in letzter Zeit so viel Interessantes, dass ich kaum dazukomme, wenigstens das Wichtigste hier kurz zu notieren.

Auf Samstag, den 23. Oktober 1999, 10.00 Uhr, hatte die **Stiftung für Abendländische Besinnung** in den *Kleinen Tonhallsaal Zürich* eingeladen, um dort den Jahrespreis 1999 an die Schauspielerin

Maria Becker

zu verleihen. Da zu diesem Anlass sehr viel Publikum erwartet wurde, reiste ich frühzeitig nach Zürich und fand auch eine halbe Stunde vor Beginn noch einen günstigen Sitzplatz. **Prof. Dr. Eduard Stäuble**, der Präsident des Stiftungsrats, begrüßte ausser den Festbesuchern vor allem die Preisträgerin und die Empfänger der Maria Becker-Förderpreise. (Die Preisträgerin gab den Betrag an die Nachwuchs-Schauspieler **Monique Schwitter**, Zürich, und **Stefan Dietrich**, Dortmund, weiter!). Am sehr gut besuchten Anlass wirkte auch das Amar Quartett Zürich mit (Anna E. Brunner, Violine, Lorenz Gamma, Violine, Hannes Bärtschi, Viola, Maja Weber, Violoncello).

Am 26. 10. 1999 erschien im Limmattaler Tagblatt eine ausführliche Würdigung dieser Preisverleihung, die ich auf die Rückseite dieses Blattes zu kopieren gedenke. So kann ich hier auf die Schilderung weiterer Einzelheiten verzichten.

Grosse Ehre für grosse Schauspielerin

Maria Becker Jahrespreis 1999 der Stiftung für Abendländische Besinnung

SONJA AUGUSTIN

2.7.26.10.
1999.

Weil sie mit ihrer überragenden Schauspielkunst einen bedeutenden Beitrag zur abendländischen Kultur unseres Jahrhunderts geleistet hat, wurde die Schauspielerin Maria Becker am Samstag im Kleinen Tonhallsaal in Zürich mit dem Jahrespreis 1999 der Stiftung für Abendländische Besinnung ausgezeichnet.

Die Stiftung für Abendländische Besinnung (STAB) wurde im bewegten Umbruchjahr 1968 von Hans und Trudy Jenny aus Zollikon gegründet, um abendländische Tradition, Kultur und Moral innerhalb und ausserhalb Europas zu fördern, soziale und kulturelle Institutionen und Werke, die in diesem Sinne tätig sind, zu unterstützen und Persönlichkeiten oder Institutionen zu ehren, die sich entsprechend verdient gemacht haben.

Neuer Vergabe-Modus

Wie Eduard Stäubli, Präsident des Stiftungsrates der STAB, in seiner Begrüssung zur Preisverleihung erklärte, ging diese erstmals nach einem neuen Modus vorstatten: Um einer zunehmenden «Vergreisung» der meist schon im reiferen Lebensalter stehenden Preisträgerschaft entgegenzuwirken, wurde der Preis in der Höhe von 50 000 Franken jetzt in einen Hauptpreis und zwei Förderpreise aufgeteilt, die nach der persönlichen Wahl der Hauptpreisträgerin an förderungswürdige Nachwuchskräfte vergeben werden. Die diesjährigen Maria-Becker-Förderpreise gehen daher an die jungen Schauspieler Monique Schwitter und Stefan Dietrich. Da man sich nach den Bereichen



Preisträgerin Maria Becker. FOTO: ZVG

von Politik und Wissenschaft wieder der Kunst und Kultur habe zuwenden wollen, sei die Wahl des Stiftungsrates in diesem Jahr auf Maria Becker als vermittelnde Interpretin zwischen Kunstwerk und Publikum gefallen.

Texte zum Leben erweckt

Werner Weber, Literaturwissenschaftler und ehemaliger Verwaltungsratspräsident des Zürcher Schauspielhauses, beschwor in seiner kurzen, gehaltvollen Laudatio die grossen Rollen der Becker herauf – ihre Antigone, Iphigenie, Johanna, Penthesilea, Elisabeth, Proeza, ihre Claire Zachanassian und Mathilde von Zahnd –, um damit auf das Belebungswunder hinzuweisen, das jeder starke Schauspieler in der Begegnung mit dem Dichterwort leistet. Das Besondere an Maria Beckers Kunst sei dabei, dass sie als Iphigenie genau die Schwebelinie zwischen der Künstlichkeit des Metrums und der natürlichen Freiheit des

Herzens gewahrt und als Penthesilea aus übermenschlichem Stoff eine menschnahe Gestalt geschaffen habe, wie sie mit ihrem wundervoll ausgewogenen Wechsel der Töne, mit ihrem mitmenschlichen Einverstehen und einer souverän kontrollierten Humanität aus Texten Leben mache und dabei Rationalität mit Emotionalität verbinde.

Gegen bedenkliche Entwicklung

Nach den Übergaben der Preise trug Maria Becker zur Freude des Publikums ein tief sinniges japanisches Märchen vor. In ihren Dankesworten betonte die Geehrte ihre Freude, den Preis mit jungen Kollegen zu teilen, die ihr Hoffnung geben, dass die bedenkliche Entwicklung des deutschsprachigen Theaters zumindest von einigen jungen Menschen kritisch betrachtet werde. Ganz unverhohlen und mit unverändertem Elan wandte sie sich gegen die heute grassierende Zerstörung wichtiger Texte. Zwar müsse man auch im Theater neuen Entwicklungen gegenüber aufgeschlossen sein, räumte sie ein, doch dürfe das Neue nicht in der willkürlichen Zerstörung des Alten liegen. Im heutigen Theater sehe sie nicht mehr Stätten der Auseinandersetzung und des festlichen Glanzes, sondern Spielräume für Unbildung und Willkür, für Langeweile, Unverständlichkeit und Schockversuche. So sei sie manchmal fast froh, dass sie nicht mehr an jenem Theater arbeiten dürfe, das ihr über Jahrzehnte hinweg künstlerische Heimat war – bittere Worte einer Veteranin, die aber dennoch ihren Glauben an den Fortbestand des Theaters und an den ersten Platz des Schauspielers im Gesamtkunstwerk einer Bühnenarbeit nicht aufgeben will.



Stiftung für Abendländische Besinnung
8034 Zürich Postfach
Tel. 01 383 24 53 Fax 01 383 68 25

Zürich, Anfang Sempember 1999

An die Freunde
der Stiftung
für Abendländische Besinnung

Liebe STAB-Freunde
sehr geehrte Damen und Herren,

wir freuen uns, Sie zu unserer diesjährigen **Preisverleihung** einzuladen. Nachdem wir in den vergangenen Jahren vor allem Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Politik ausgezeichnet haben, hat sich der Stiftungsrat einhellig für die Verleihung an eine verdiente Persönlichkeit aus dem kulturell-künstlerischen Bereich entschieden. Die Wahl fiel auf die grosse Schauspielerin

Maria Becker, Zürich,

die zahlreichen Frauenfiguren der dramatischen Weltliteratur auf der Bühne Gestalt und Stimme geliehen und durch ihre überragende Schauspielkunst einen bedeutenden Beitrag zur abendländischen Kultur unseres Jahrhunderts geleistet hat. Die Preissumme beträgt Fr. 50'000.-. Mit ihrem Preis zeichnet Maria Becker gleichzeitig zwei junge begabte Nachwuchskünstler mit dem **Maria Becker-Förderpreis** (je Fr. 10'000.-) aus: Die Schauspielerin **Monique Schwitter** (Zürich) und den Schauspieler **Stefan Dietrich** (Dortmund).

Die Laudatio auf Maria Becker hält der ehemalige Feuilleton-Chef der "Neuen Zürcher Zeitung" und emeritierte Professor für Literaturkritik an der Universität Zürich

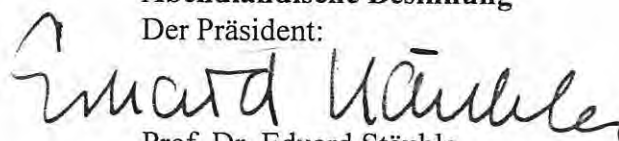
Dr. Werner Weber.

Durch die Verleihung unseres STAB-Preises an die grosse Künstlerin Maria Becker gewinnt unsere diesjährige Feier zweifellos einen besonderen Glanz und wir rechnen mit einer grossen Publikumsteilnahme. Da sich das Zunfthaus zur Meisen bei unseren letzten Anlässen öfter als zu klein erwiesen hat, findet die diesjährige Preisverleihung am

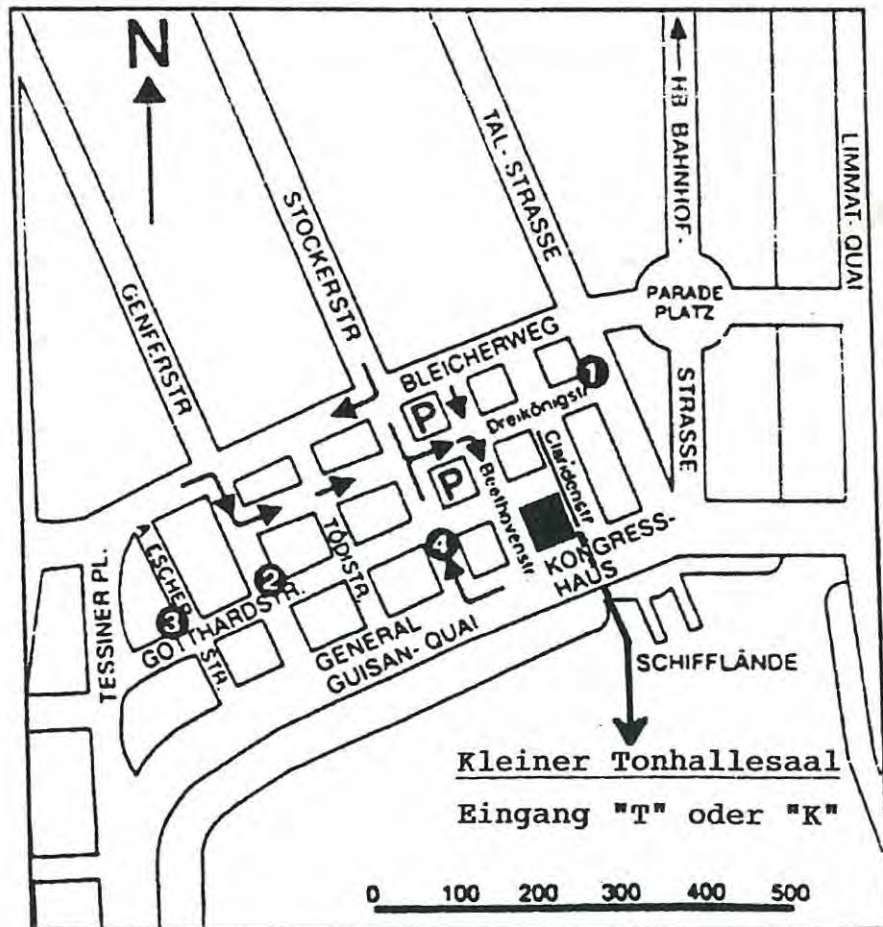
23. Oktober, 10.00 Uhr im Kleinen Tonhallsaal in Zürich
Eingang "T" oder "K" / Claridenstrasse

statt (Lageplan siehe Rückseite). Aperitiv und Mittagessen werden im gleich anschliessenden Konzertfoyer serviert. Wir freuen uns, wenn recht zahlreiche Gäste an diesem Festakt teilnehmen. Bitte, melden Sie uns Ihre Zusage mit oder ohne Mittagessen mit beiliegender Karte **bis spätestens 9. Oktober**.

Mit freundlichen Grüssen
Stiftung für
Abendländische Besinnung
Der Präsident:


Prof. Dr. Eduard Stäubli

Beilagen:
Einladung und Programm
Anmeldekarte/Einzahlungsschein



Maria Becker

wurde 1920 als Tochter des Schauspielers-Ehepaars Theodor Becker und Maria Fein in Berlin geboren. Frühe Schuljahre und musische Erziehung im Landschulheim von Martin Luserke auf der ostfriesischen Insel Juist. 1936 Übersiedlung mit der Mutter von Berlin nach Wien. Schauspielunterricht am Reinhardt-Seminar im Schloss Schönbrunn. Erste Rolle als Gräfin Orsina in Lessings «Emilia Galotti». 1938, nach dem Anschluss Österreichs, Ausreise nach England. Im gleichen Jahre Engagement durch die Neue Schauspiel AG Zürich (Leitung Dr. Oskar Wälterlin). Erste grosse Rollen als Jungfrau von Orléans (Schiller), Iphigenie (Goethe) und Königin Elisabeth («Maria Stuart»). Nach dem Krieg Engagements in Berlin, Hamburg, Wien etc. Haupt- und Titelrollen in klassischen und modernen Dramen (Elektra, Antigone, Lysistrata, Lady Macbeth, Proëza in der Uraufführung von Claudels «Seidenem Schuh», Martha in Albees «Wer hat Angst vor Virginia Woolf?») 1945 durch Heirat mit dem Schauspieler Robert Freitag Schweizer Bürgerin. Drei Söhne. Gründet 1956 zusammen mit Robert Freitag und Will Quadflieg die «Schauspieltruppe». Grosse Erfolge auf Tournéen in Europa und Amerika. Hauptrollen in Dürrenmatts «Besuch der alten Dame», «Die Physiker» und «Frank V.» 1998 Uraufführung von Rolf Hochhuths «Effis Nacht» in München (Regie August Everding). Erfolgreiche Gastspiele mit «Gin Rommé» von D. L. Coburn in Zürich und München. Geplante Tournée mit Esther Vilars «Antrittsrede der amerikanischen Papstin». Ausgezeichnet mit dem Hans Reinhart-Ring und 1997 mit dem Dumont-Goldtopas als «beste deutsche Schauspielerin».

Monique Schwitter

Geboren in Zürich. Matura am Literargymnasium Zürich. Schauspiel- ausbildung an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst, «Mozarteum», in Salzburg. Erste Engagements am Schauspielhaus Zürich, Gastengagement am Schauspiel Frankfurt.

Stefan Dietrich

Geboren 1979 in Dresden. Schauspielstudium am Max Reinhardt-Seminar in Wien. Verschiedene Engagements in Dresden, Wien, Zürich. Jetzt am Theater in Dortmund.



Stiftung für Abendländische Besinnung

Einladung



Maria Becker

Die
Stiftung für Abendländische Besinnung
Zürich

verleiht ihren

Jahrespreis 1999

an die Schauspielerin
Maria Becker
Zürich

Die Maria Becker-Förderpreise gehen an
Monique Schwitter, Zürich
und
Stefan Dietrich, Dortmund

Samstag, 23. Oktober 1999, 10.00 Uhr
im Kleinen Tonhallsaal Zürich
Eingang «T» oder «K» / Claridenstrasse

Im Namen des Stiftungsrates:
Prof. Dr. Eduard Stäuble
Präsident

Programm

W. A. Mozart:

Streichquartett G-Dur, Allegro Vivace Assai

Begrüssung durch den Präsidenten des Stiftungsrates

W. A. Mozart:

Streichquartett Es-Dur, Menuetto-Allegro

Laudatio:

Professor Dr. Werner Weber, Zürich

Joseph Haydn:

Streichquartett h-moll, Andante

Preisübergabe an Maria Becker

Maria Becker-Förderpreise an

Monique Schwitter, Zürich

Stefan Dietrich, Dortmund

Maria Becker erzählt

«das japanische Märchen vom Storch
und seinem Wohltäter»

Musik von Walter Giger

Es spielt das Orchestrio Noriko Kawamura

Worte der Preisträgerin

Antonin Dvorak:

Streichquartett As-Dur, Molto Vivace

Schluss der Feier ca. 12.00 Uhr

Anschliessend Aperitif und Mittagessen

Es spielt das Amar Quartett Zürich:

Anna E. Brunner, Violine

Lorenz Gamma, Violine

Hannes Bärtschi, Viola

Maja Weber, Violoncello

Aus der „Zeitlupe“: Wenn es auch den Himmel auf Erden nicht geben kann, so finden wir doch Ansätze dazu. Etwas vom Schönsten, das wir auf Erden vom Himmel ahnen können, ist das Gefühl, all unserer körperlichen, geistigen und seelischen Kräfte mächtig zu sein.“

Ich konnte leider am Dienstagabend, 30. 11. 1999, die reformierte Kirchgemeindeversammlung nicht besuchen, weil ich im Laufe des Nachmittags immer stärkere **Schmerzen** im Unterbauch verspürte. Sofort legte ich eine warme Gummibettflasche auf die schmerzende Stelle und, da mein Darm immer empfindlicher wurde, überlegte ich, woher das unangenehme Übel gekommen sein könnte.

Was hatte ich mittags alles gegessen? Wie gewohnt, um den Magen zu schonen, nur die halbe vegetarische Spitex-Mahlzeit, d.h. nur die kleine Portion Polenta und dazu wenig gekochtes Gemüse (Bohnenkerne, grüne Bohnen, in kleine Würfelchen geschnittene Rüebli, Randen und Kohlraben).

Dies konnte die immer unerträglicher werdenden Bauchschmerzen nicht erklären. Um mit jeder Mahlzeit auch etwas Vitales, Ungekochtes essen zu können, bereite ich mir jeweils einen mit Joghurt zubereiteten Nüsslisalat oder einen Salat aus Karotten, Tomaten, rohem Blumenkohl, Rotkraut oder Randen.

Diesmal hatte ich eine Knospe des sogenannten „Brüsseler“-Salats verwendet. All dies konnte unmöglich die Schmerzen verursacht haben, wohl aber die diesmal etwas reichlich gerateten Zugaben zum Salat: die verhältnismässig grosse **Zwiebel** und die ebenfalls grosse **Knoblauchzehe**.

Beide Übeltäter hatte ich mit dem Mixer zerkleinert und dem Salat mit etwas „Fondor“-Würze beigefügt. Vielleicht würden die Schmerzen verschwinden, dachte ich, wenn ich um 17.30 Uhr ganz normal und ohne Rücksicht auf meinen jämmerlichen Zustand die kleine zweite Hälfte der Spitex-Mahlzeit zu mir nehmen würde, eine gekochte sogenannte spanische Tomate. Die war hübsch oval und mit etwas Peterli verziert. Dazu gehörte noch ein wenig Zwetschgenkompott.

Da auch dies nichts nützte und das Bauchweh eher noch stärker wurde, dachte ich, es fehle meinem rebellierenden Darm vielleicht an Flüssigkeit. Um 20.00 Uhr begann ohne meine Anwesenheit im Kirchgemeindehaus die interessante Gemeindeversammlung, in der Kirchgemeindepräsident Pestalozzi überraschend verkündete, Pfarrer Rothfahl wolle Dietikon verlassen, um in Brugg einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen. Ich aber kochte mir in einem halben Liter Wasser einen kleinen Kaffeelöffel Haferflöckli, ein warmes Getränk, das normalerweise Magen und Darm beruhigt.

In meiner letzten Verzweiflung setzte ich mich in die mit heissem Wasser gefüllte Badewanne bis ich einen stark geröteten Bauch hatte, füllte eine Gummibettflasche und legte mich mit ihr ins Bett. Da ich lange nicht einschlafen konnte, las ich mit wenig intensiver Aufmerksamkeit die NZZ-Artikel über André Gide, die ich später nochmals durchnehmen muss.

Um 23.00 Uhr war ich von meinem Übel mehr oder weniger erlöst, konnte einschlafen, und am Mittwochmorgen war mein Zustand, als ob nichts passiert wäre, wieder ganz normal.

Und die Moral von der Geschichte:

Esse rohe Zwiebeln nicht! (Wenigstens nicht in den nächsten Tagen und nicht in grösseren Mengen und nicht in Verbindung mit viel Knoblauch!



Stiftung für Abendländische Besinnung
 8034 Zürich Postfach
 Tel. 01 383 24 53 Fax 01 383 68 25

Zürich, im Advent 1999

Der Präsident

An die Freunde der Stiftung
 für Abendländische Besinnung

Liebe Freundinnen und Freunde unserer Stiftung,

ein Jahr geht zu Ende, ein Jahrhundert, ein Jahrtausend. Wir wünschen Ihnen allen besinnliche und frohe Festtage und viel Glück und Segen in die neue Zukunft.

Ein bewegtes Stiftungsjahr fand seinen Höhepunkt in der Preisverleihung an die grosse Schauspielerin **Maria Becker**. Der wohlgelungene Anlass wurde für die Preisträgerin, ihre beiden Förderpreisträger und für die Stiftung ein Grosserfolg. Bei vielen, die dabei waren, wird die Preisbroschüre lebhaftere Erinnerungen daran wecken, und denjenigen, die nicht dabei sein konnten, möge die Schrift einen Abglanz der Feier vermitteln.

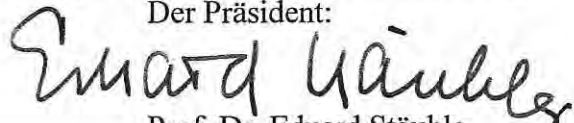
Am 10. Oktober 1899, vor hundert Jahren, wurde der bedeutende Wirtschaftswissenschaftler und hervorragende Freiheitsdenker des 20. Jahrhunderts, **Wilhelm Röpke**, geboren. Zu diesem Anlass hat Dr. Gerd Habermann (Bonn) unter dem Titel "Das Mass des Menschlichen" ein **Röpke-Brevier** herausgegeben, eine Sammlung von Zitaten aus Röpkes Werken zu den grossen Themen unseres Jahrhunderts: über Eigentum und Freiheit, Marktwirtschaft, Staat und Demokratie, über roten und braunen Totalitarismus, den Wohlfahrtsstaat und über die Verantwortlichkeit der Elite. Eine Fülle wichtiger Ideen und Gedanken. Der beiliegende Rundbrief 127 von **lic.iur. Robert Nef**, Mitglied unseres Stiftungsrates, ruft uns das Wirken und die Bedeutung Röpkes für unsere Zeit in Erinnerung. Da sich unsere Stiftung dem Denken Röpkes besonders verbunden weiss, haben wir die Herausgabe dieses Bandes tatkräftig unterstützt und bieten den interessierten STAB-Freunden die Schrift zum **kostenlosen Bezug** an. Bedienen Sie sich, bitte, zur Bestellung des untenstehenden Abschnitts.

Wir erlauben uns bei dieser Gelegenheit, unserem Rundbrief wieder einmal einen Einzahlungsschein beizulegen. Mit **freiwilligen Spenden**, für die wir uns herzlich bedanken, unterstützen Sie uns in unsern sozialen und kulturellen Aktivitäten.

Wir freuen uns, wenn Sie unserer Stiftung weiterhin Ihre Sympathie und Treue beweisen und grüssen Sie aufs freundlichste

im Namen des Kuratoriums und des Stiftungsrates
Stiftung für Abendländische Besinnung

Der Präsident:


 Prof. Dr. Eduard Stäubli

✂.....✂

An die Stiftung für Abendländische Besinnung, Frau F. Gutjahr, Postfach, CH-8034 Zürich:

Ich bitte um kostenlose Zustellung des **RÖPKE-BREVIERS**

an die Adresse von: Name:.....

Strasse:.....

Ort:.....

Datum:

Unterschrift:

Nach langer Zeit, am 4. 12. 1999, reiste ich wieder einmal mit Bahn und Bus nach **Steffisburg-Dorf** und abends mit Mirjam und Karl zum Konzert nach **Laupen**, wo Mirjams Schwester Regula im Kirchenchor bei der festlichen Aufführung von J.S.Bachs Weihnachtsoratorium mitwirkte.

Nach dem Konzert wurden wir von Regula und Roger Gut in deren Super-Villa nach **Neuenegg** eingeladen. Roger ist Architekt, und wir konnten im Internet seine im Entstehen begriffenen Riesenbauwerke, z. B die Halle in Amriswil, betrachteten.

Am Sonntag besuchte ich mit **Mirjam** von 11.30 bis 12.00 Uhr in der Stadtkirche von Thun das weihnächtliche Orgelkonzert, das von Mirjams Orgellehrer mit äusserster Präzision auf der riesigen Metzlerorgel gespielt wurde.

Sohn **Karl** ist wegen der sich häufenden Arbeiten am Quartalsende etwas „im Stress“. Trotzdem reichte es zu einem kleinen Spaziergang im winterlichen Sonnenschein.

Enkel **Joachim** erleidet gegenwärtig schmerzende Schwierigkeiten mit seinen Weisheitszähnen. Rechts unten wurde der Zahn bereits entfernt, die Wange jedoch ist immer noch stark geschwollen. Jochis Weisheitszahn links unten liegt irgendwie quer im Kieferknochen und behindert einen wichtigen Nerv, so dass eine komplizierte Operation noch bevorsteht. Trotzdem begleitete mich Jochi am Sonntagabend auf meiner Heimreise bis nach Bern.

Mit Enkel **Adrian** führte ich Gespräche über Schulprobleme. Er freut sich über seine Erfolge bei den Schülern, möchte später aber lieber Heimleiter als Klassenlehrer werden.

Joel kam von einem siegreichen Handballturnier zurück. Er verlässt das Haus jeden Morgen um 07.00 Uhr, bleibt über Mittag an seinem Arbeitsplatz und kommt erst um 19.00 Uhr nach Hause. An zwei Tagen besucht er die obligatorische Berufsschule, aus welcher er Hausaufgaben heimbringt. Mit Beruf, Schule und Handball ist er „ausgelastet“.

In einer meiner Sekundarschulklassen sass vor vielen Jahren eine Schülerin namens Rösli Scherrer, die später den Sohn Pfarrer Grafs (Urdorf) heiratete und mit ihm nach Madrid zog, wo Jakob Graf noch heute für die Firma BBC, Baden, tätig ist. Das Unternehmen hat heute wegen der Fusion mit einer schwedischen Firma einen andern Namen.

Jedes Jahr in der Weihnachtszeit trifft bei mir eine schöne „Kunstkarte“ aus Madrid ein, mit der mir Rösli und Jakob Graf alles Gute für die Zukunft wünschen. Schon Ende September 1999 entnahm ich meinem Briefkasten eine Postkarte aus dem „Grand Canyon National Park“ in Arizona, auf der mir bei den vielen Unterschriften gleich die von Rösli und Jakob Graf in die Augen stachen.

Ausser Rösli und Jakob Graf hatten mehrere meiner ehemaligen Schülerinnen und Schüler den kurzen Text unterschrieben. Die „Amerikareisenden“ Agnes Fürst, Heidi Schmid, Hildegard Enderli, Rolf Stapfer, Franz Hecht, Sepp Bättschmann und Grafs schickten mir herzliche Grüsse „von ihrer ganz speziellen Klassenzusammenkunft“ (Sekundarschulklasse 1943 bis 1946), und Ende Oktober 1999 bekam ich von dieser Schulklasse folgende Einladung ins kath. Kirchgemeindehaus Dietikon:

„Unsere schöne Klassenreise nach Kalifornien ist zu Ende, und wir Reisetilnehmer möchten unsere Erlebnisse mit Euch teilen, Bilder zeigen und den Videofilm vorführen, den der uns begleitende „Kameramann“, Jakob Graf, gedreht hat.

Rösli und Jakob Graf-Scherrer werden im November 1999 kurz in der Schweiz weilen, so dass wir ein Treffen organisiert haben.

Montag, 22.11.1999, nach dem Mittagessen, 13.30 bis etwa 16 Uhr“.

Da ich montags von 13.45 bis 15.15 Uhr die Volkstanzprobe der Dietikoner Seniorinnen und Senioren im Alters- und Gesundheitszentrum leite, teilte ich den geschicktesten Tänzerinnen und Tänzern ganz bestimmte Aufgaben zu, so dass die Gruppe ausnahmsweise einmal allein, d.h. ohne meine Anwesenheit, proben konnte.

Jakob Graf hatte seinen fünf Stunden dauernden Reisefilm auf zwei Stunden abgekürzt. Er zeigte also nur das Allerwichtigste. Da erfuhr ich z.B., weshalb die **Hochhäuser** in San Franzisko bei den dort häufigen Erdbeben nicht in sich zusammenstürzen. Man weiss, in welcher Richtung der Untergrund hin und her wackelt und lagert die schweren Gebäude geschickt auf Walzen, so dass sich der Untergrund bewegen kann. Das Verharrungsvermögen der Gebäudekörper jedoch verhindert das Mitwackeln der Hochhäuser.



Ausser wunderschönen Landschaften, vor allem der verschiedenen **Canyons**, wurden die bekannten Sehenswürdigkeiten von Los Angeles, San Franzisko und Las Vegas vorgeführt und natürlich auch die Erlebnisse der ehemaligen Sekundarschulklasse an all diesen Orten. Es ist schon etwas aussergewöhnlich, dass eine Sekundarschulklasse nach einem halben Jahrhundert immer noch einen so starken Zusammenhalt hat, dass sogar eine gemeinsame Reise nach Amerika zustande kommt!

Jeden Monat wird von Dietikons Seniorinnen und Senioren eine grössere und eine kleinere **Wanderung** durchgeführt. Ich beteilige mich, wenn nichts Wichtiges dazwischen kommt, jeweils an der „grossen Wanderung“.

Am 26. Oktober 1999 z.B. reisten wir mit der Bahn nach Einsiedeln und von dort mit dem Postauto nach Willerzell. Bevor wir auf der Brücke den Sihlsee überquerten, kamen wir an der Stelle vorbei, wo wir vor Jahren mit unserm Volkswagen-Käfer eine unvergessliche Schrecksekunde erlebten. Damals lag Schnee auf der Strasse, Karl iun. war am Steuer, und unser Wagen geriet in einer leichten Kurve auf Eis ins Schleudern. Das Auto rutschte sehr rasch nach links und nach rechts, doch Karl reagierte ebenso rasch und geschickt, so dass er das Fahrzeug wieder in den Griff bekam. Da sich links der Strasse ein steiler Abhang befindet, der direkt zum See hinunter führt, hätten wir alle miteinander hier jämmerlich ertrinken können! Was wir hier überstanden hatten, das wurde uns nach und nach immer deutlicher bewusst.

Um etwas geschwächte Senioren von der grossen Wanderung über Summering, Grueb aufs **Stöcklichrüz**, zum **Rinderweidhorn** und zur **Sattelegg** abzuhalten, schrieb Wanderleiter Ernst Burkhardt auf der Einladung:

„Die Wanderung kann weder gekürzt noch vorzeitig abgebrochen werden!“. Trotz dieser fettgedruckten Warnung, und trotz unterstrichener Angabe, der Weg führe zwei Stunden lang steil hinauf, beteiligten sich viele Unermüdliche am Ausflug, der von prächtigem Wetter begünstigt war.

Das Mittagessen fand um 13 Uhr im Berggasthaus **Sattelegg** statt, von wo aus auf einem andern Weg, durch den Hirzeggenwald und über den Fuchsberg, nach Willerzell zurückgekehrt wurde.

Ich kannte die Gegend vor allem im Winter, denn von Meilen aus hatte ich in den Zwanziger- und Dreissigerjahren oft von Pfäffikon aus über den Etzel Skitouren in diesem Gebiet unternommen.

Auf der Rückreise, im Zug von Einsiedeln nach Wädenswil, erinnerte ich daran, dass einst hier ein grosses Unglück passierte, als der Lokomotivführer eines mit Wintersportlern gefüllten Zugs auf der abschüssigen Bahnstrecke vor der Endstation Wädenswil nicht mehr bremsen konnte, über den Prellbock hinaus und in ein Lagerhaus hineinraste.

Meine Bemerkung hörte Herr Dr. Maier, der im Zug in meiner Nähe sass. Er erzählte uns ausführlich von diesem schweren **Zugsunglück**, das er 1947 persönlich miterlebt hatte. Er reiste damals mit einigen Kameraden in einem der drei vordersten Bahnwagen, die ungleich stark beschädigt wurden. In einem dieser Wagen fanden zweiundzwanzig Personen den Tod, denn dieser Wagen war älter und von sehr schwacher Bauart. Herr Dr. Maier hatte Glück im Unglück, denn er befand sich im besseren Wagen, in welchem aber auch die Sitzbänke so sehr ineinander geschoben wurden, dass niemand mehr aufstehen und aussteigen konnte.

Mit eingeklemmten und verletzten Beinen musste er ausharren, bis nach etwa einer Viertelstunde von Rettungsmannschaften die Fensterscheiben eingeschlagen und die Sitzbänke aufgesägt wurden, so dass er sich schliesslich durchs Wagenfenster befreien konnte.

Der obere Stock des Lagerhauses war auf die Lokomotive herabgestürzt. Trotzdem blieb der Lokführer unverletzt. Er war im letzten Moment von seinem Führerstand weg und zurück in die robuste Lokomotive geflohen.

Dr. Bruno Maier war am 23. November 1999 der Wanderleiter der nächsten **Seniorenwanderung**, die in den Kanton Luzern führte, in eine Gegend, die ich noch nie besucht hatte. Leider war das Wetter regnerisch. Wolken und dichter Nebel verdeckten die Aussicht, so dass Bruno Maier die Wanderroute abkürzte.

Zuerst besuchten wir die spätbarocke Dorfkirche St. Mauritius von **Ruswil**, die schönste der Schweiz in reifster Ausführung des Singer-Purtschert-Schemas. Da sie nicht in Haupt- und Seitenschiffe unterteilt ist, überrascht die wohlthuende Weiträumigkeit. Man staunt, dass 1781 bis 1783 eine Gemeinde mit damals wahrscheinlich weniger als 1000 Einwohnern ein so grosses, architektonisch und künstlerisch dermassen hochstehendes Bauwerk realisieren konnte. Niklaus und Jakob Purtschert und andere Baumeister aus dem Vorarlbergischen bauten zwischen 1710 und 1790 nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Süddeutschland und im Elsass eine „Unmenge“ schöner Barockkirchen, nicht aber dort, wo sie herstammten, weil in ihrer Heimat wahrscheinlich das Geld fehlte!

Eine weitere Sehenswürdigkeit ist die Wallfahrtskapelle St. Ottilien auf einem freien Hügel südöstlich des Dorfes **Buttisholz**. Auch sie ist im dreibändigen „Kunstführer durch die Schweiz“ (von Jenny) mit einem Stern als besonders wichtig bezeichnet. Der achteckige 1690 vom aristokratischen Baudilettant Jost Melchior zur Gilgen errichtete Zentralbau wurde und wird vor allem von Leuten mit Augenproblemen besucht.

Die etwas kürzere Dezemberwanderung 1999 wird von Birmensdorf zum Mittagessen nach Schlieren führen. Dort werden ehemalige Wanderer auf uns warten, die mit uns den Samichlaus und die verschiedenen mehr oder weniger lustigen Produktionen dieser Jahresschluss-Veranstaltung erleben wollen.

Gelesen: Fortsetzungsroman (26.6. bis 10.8. 1999 im LT) „Am Abend als es kühler ward“ von **Peter Höner**. Das Werk behandelt das eigenartige „Vater - Sohn - Verhältnis“ eines Pfarrers (80) und eines Werbefachmanns (50). Es geht auf einer Israel-Reise um Glaubensfragen. Der etwas wunderlich wirkende aber immer noch bibelfeste alte Pfarrer und der zurückhaltende Sohn reisen mit einer Bibelgruppe ins Heilige Land, was für beide durch interessante Diskussionen und Auseinandersetzungen zu einer Erkundungsfahrt zu sich selber wird.

Peter Höner lebt im Aargau. Er begann als Schauspieler. Seit 1981 ist er freiberuflicher Schriftsteller und Autor von Theaterstücken. Die Romantrilogie „Rafiki Beach Hotel“, „Das Elefantengrab“ und „Seifengold“ haben ihn auch als Krimiautor bekannt gemacht.

Trudi Wyler-Baumberger meldet sich am 14.12.1999 am Telephon, um allen Gliedern der Klenk-Verwandschaft ihre Weihnachts- und Neujahrsgrüsse zukommen zu lassen.

Sie berichtet auch von ihrem Bruder Paul, der Schwierigkeiten mit seinem Hörgerät hat. Sie begleitete ihn mehrmals nach Kloten zur bessern Anpassung des Geräts, das Paul trotzdem nur ungern verwendet. Im Altersheim hat der Ärmste genügend interessante Lektüre, Tageszeitungen und „Heftli“.

Eine erfreulichere Tätigkeit Trudis ist die Betreuung ihres Enkels Sven, den Marlis vor drei Jahren zur Welt brachte. Auch unternimmt Trudi immer wieder Ausfahrten mit Bahn und Bus, sogenannte „Fährtli“.

Die **Jahresschluss-Sitzung der Heimatkundekommission** Dietikon mit anschliessendem Nachtessen fand am 10. Dezember 1999 im Ortsmuseum statt. Anton Zimmermann ist als Nachfolger von Eugen Guidi neuer Präsident des Verkehrsvereins Dietikon, zu dem die Heimatkundekommission als selbständige Gruppe gehört. Im Protokoll dieser Sitzung bin ich mehrmals erwähnt, und am Schluss des Protokolls steht als „Spruch des Jahres“:

Wer klappert am PC aus lock`rem Gelenk?

Wer stiftet den Mac uns so lieb zum Geschenk?

Wer prüft jeden Preis? Wer tanzt noch im Kreis,

so emsig? Man glaubt?s kaum, der Karl, unser Klenk.

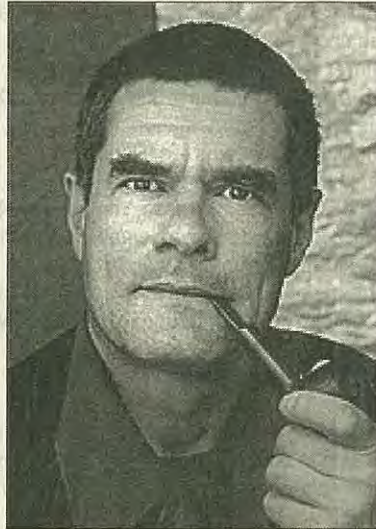
Dieser „Vers“ des Aktuars Jean Stauber ist im Protokoll hübsch eingerahmt.

Eine alte Geschichte neu durchdacht

Roman Peter Höners «Am Abend als es kühler ward» als Fortsetzung in der AZ

Ein kleines Glaubensgefecht liefern sich Vater und Sohn. Aber präzise dieser Konflikt von der Freiheit um Wissen und Glauben ist es, der im Mittelpunkt dieses Romans steht. Mehr noch, da entdecken der etwas wunderlich wirkende alte Herr und sein sich immer bemüht zurückhaltender Sohn eine Sache, die längst nicht mehr wach war: Ein familiäres Band, das ungebrochen auch heftigsten Auseinandersetzungen standhält. Der wegen seiner leichten Demenz hilflose, aber immer noch bibelfeste Vater empfängt die scheinbar gleichgültige, aber doch warmherzige Liebe seines Sohnes. Zusammen reisen sie mit einer Bibelgruppe ins Heilige Land. Zusammen belegen sie ein Doppelbett im Hotelzimmer. 80-jährig der Vater, 50-jährig der Sohn. Dabei kommt es zu anregenden Diskussionen und Diskursen.

Die Vater/Sohn-Auseinandersetzung ist gewiss nicht neu in der Literatur. Aber Peter Höner geht hier auf sehr originelle Weise vor. Die Reise ins Heilige Land wird für die beiden Männer zu einer Pilgerfahrt der ganz besonderen Art. Es ist eine Erkundungsfahrt zu sich selbst. «Am Abend als es kühler ward» ist eines der schönsten und in seiner Thematik interessantesten Bücher, die in den letzten Jahren von Schweizer Autoren



geschrieben wurden. Das überaus subtile Generationenporträt hat nicht nur gute Pressestimmen, sondern auch viele Leserinnen und Leser gefunden.

Peter Höner lebt im Aargau. Er begann als Schauspieler. Seit 1981 ist er freiberuflicher Schriftsteller und Autor von Theaterstücken. Die Romantrilogie «Rafiki Beach Hotel», «Das Elefantengrab» und «Seifengold» haben ihn auch als Krimiautor bekannt gemacht. Auch dieser neue Roman liest sich spannend, packt, ist eine rührende Beziehungs-Geschichte. (hs)

Befreundete Vereinigungen

Arbeitsgemeinschaft der Schweiz. Volkstanzkreise

Frühlingstreffen 1965 in Magglingen

Etwas später als andere Jahre, ausnahmsweise erst im Juni, trafen sich die schweizerischen Volkstanzkreise zu ihrem traditionellen Frühlingsfest. Dies fröhliche Magglinger Treffen ist ein weiteres Glied in der Kette der schweizerischen, allen Volkstänzern zugänglichen Frühlingstreffen, die jedes Jahr in einer andern Gegend unseres Landes durchgeführt werden.

Bisher war es üblich gewesen, den einzelnen Volkstanzkreisen längere Zeit vor dem Treffen die genaue Tanzliste bekannt zu geben. Dies ermöglichte den Teilnehmern die lückenlose Einübung aller Tänze des Frühlingstreffens. Die Vorbereitungen begannen manchmal schon ein volles Jahr vor dem Treffen und bestimmten teilweise das Jahresprogramm der einzelnen Volkstanzkreise. Oft war geradezu die Rede von einem ‚Pflichtprogramm‘, das man sicher beherrschen müsse. Dies hatte den großen Vorteil, daß die einzelnen Kreise sich in ihrer Arbeit angingen und daß beim schweizerischen Treffen alle Teilnehmer unbeschwert miteinander tanzen konnten, durfte man doch voraussetzen, daß alle ‚die Tänze‘ (etwa 30) beherrschten.

Dieses Jahr wurde nun, etwas Neues versucht. Es waren nur zehn Tänze auf dem ‚Pflichtprogramm‘, alle übrigen Tänze, die am Frühlingstreffen getanzt wurden, waren den Teilnehmern mehr oder weniger unbekannt. Es handelte sich zwar um einfache Tänze, welche die meisten Volkstänzer schon früher einmal angetroffen, nicht aber speziell aufs Treffen hin eingeübt hatten. So wurde das Fest zum Teil eher im Stil eines ‚offenen Tanzens‘ durchgeführt.

Durch einen Zufall hatte der Obmann ASV von der Reise einer bekannten dänischen Volkstanzgruppe in die Schweiz erfahren, und dank der Vermittlung des dänischen Instituts in Zürich war es möglich, diese Dänengruppe in Magglingen ihre temperamentvollen, zierlichen und originellen Nationaltänze vorführen zu sehen. Es war ein Erlebnis, diese geschlossene Stillechtheit nachzuempfinden und mit diesen Dänen gemeinsam die Sonderburger Doppelquadrille, Totur und Hambo zu tanzen.

Erstmals in der Geschichte der schweizerischen Frühlingstreffen waren auch die ‚Vegnolans‘ (Leitung Georges Pluss und Madeleine Regamey) anwesend. Diese welsche Gruppe fügte sich harmonisch ins Ganze ein und erfreute mehrmals durch die Vorführung ihrer temperamentvollen Tänze aus dem Waadtland. Die Zusammenarbeit über die Sprachgrenze hinweg ist ganz besonders zu begrüßen.

Karl Klenk

Beim Blättern in alten „Heimatleben“ stieß ich auf
Texte von mir; so z.B. oben 38. Jahrgang Nr. 5 vom Okt. 1965.

Befreundete Vereinigungen

Offene Volkstanzabende in Zürich

Der Volkstanzkreis Zürich führt auch im Jahr 1970 die beliebten, jedermann zugänglichen offenen Volkstanzabende durch. Wer einige fröhliche Volkstanzstunden erleben möchte, wer Anregungen sucht für Übungsabende in Vereinen und Jugendgruppen, jeder, der Freude hat an einfachen Volkstänzen, ist herzlich eingeladen zu diesen offenen Tanzabenden. Diese finden auch im nächsten Halbjahr montags statt, und zwar am 2. März, am 4. Mai und am 1. Juni im Kirchgemeindehaus Zürich-Oberstrass, jeweils von 20.00 bis 22.00 Uhr. Die zur Behandlung kommenden Volkstänze werden zuerst erklärt und vorgezeigt und dann gemeinsam getanzt.

Volkstanzwoche im «Lihn» 1970

Ort: Ferienheim «Lihn», 8876 Filzbach, Kerenzerberg, Kt. Glarus.

Beginn: 13. Juli, mit dem Abendessen.

Ende: 19. Juli, mit dem Mittagessen.

Kosten: Kurs, Verpflegung und Unterkunft: Fr. 100.- bis Fr. 140.-.

Leitung: Inge Baer und Karl Klenk.

Programm: Schweizerische Volkstänze und Kontraltänze, dazu einige von unsern ausländischen Gästen instruierte Tänze. In der Freizeit: Wanderungen, Singen und Musizieren.

Anmeldungen an: Karl Klenk, Holzmatt 15, CH 8953 Dietikon-Zürich.

Volkstanzwoche im «Lihn», Filzbach

14.-20. Juli 1969

Etwas früher als in den vergangenen Jahren reihte sich diesen Sommer die 5. Schweizerische Volkstanzwoche im «Lihn» würdig an die früheren. Nach kühlen und regnerischen Tagen trafen aus verschiedenen Gauen der Schweiz bei strahlendem Wetter die 52 Teilnehmer auf dem Kerenzerberg zusammen, und wir konnten wiederum ausländische Gäste begrüßen, diesmal aus England und Norwegen, die unser schweizerisches Volkstanzgut mit Tänzen aus ihrem Land bereichern. Wer die frohe Stimmung und das fröhliche Trei-

ben selbst miterlebt hat, begreift, dass nicht wenige jedes Jahr wiederkommen und dass mit Rücksicht auf günstige Raumverhältnisse leider nicht alle Angemeldeten ins Glarnerland reisen konnten.

Wir Teilnehmer staunen immer wieder, gleichzeitig von Dankbarkeit erfüllt für das, was wir hier im Rahmen der schönen Berglandschaft erleben und empfangen dürfen, mit welchem Geschick und umfassendem Wissen und Beherrschen der Volkstänze uns Karl Klenk die einfachsten Schritte bis zu den komplizierten Bewegungen beibringt. Wir können uns aber auch Inge Baer nicht mehr wegdenken, die die unzähligen Melodien bei jeder passenden Gelegenheit und wenn nötig in geeigneter Reihenfolge gleich aus dem Ärmel schütteln, das heisst auf ihrer Zaubergeige in volkstänzerischer Vollkommenheit ertönen lassen kann und dabei den Tanzenden sogar noch nützliche Winke gibt.

So ergibt es sich, dass die zusammengewürfelte Gesellschaft verschiedenen Alters, Anfänger und Fortgeschrittene, im Verlaufe der Woche zu einer Gemeinschaft sich bildet, in die sich jedes einordnet, in der das Geübtere dem noch Unsichern hilft. An bestimmten Abenden werden die Feriengäste des Hauses zu den kleinen Konzerten unserer fleissigen Musikanten und anschliessend zu einem offenen Tanzen gemeinsam mit unsern Kursteilnehmern eingeladen, was manchem viel Freude und Spass bereitet.

Ruedi Pulver

Heimatleben
43. Jahrgang
Nr. 1
März 1970

Der Tanzleiterkurs

in Bern vom 13./14. Januar 1968

Dass es sich um eine wichtige Veranstaltung der Schweizerischen Trachtenvereinigung handelte, erhellt schon daraus, dass der verehrte Herr Obmann, Staatskanzler René Binz aus Fribourg, die über 130 aus allen Gegenden des Landes zusammengeströmten Tänzerinnen und Tänzer persönlich begrüßte. Wie immer geschah dies in humorvoller Weise durch eine von allen Tanzleitern sehr beachtete, witzige Ansprache, die jeden Teilnehmer in seinem oft mühsamen Tun bestärkte.

Die Erkenntnis ist durchgedrungen, dass auch der Volkstanz wachsen, d. h. «von unten her» aufgebaut werden muss. Er sollte schon in der Volksschule oder doch wenigstens in den Kinder- und Jugendgruppen in geeigneter Form gepflegt werden. Dass die kindlichen Tanzformen anders sein müssen als die ausgesprochenen Paartänze der Erwachsenen, dass sie dem Temperament der Jugend entsprechen und auch ohne Walzer- und Mazurkaschritte auskommen müssen, scheint heute jedermann begriffen zu haben. Den örtlichen Gruppen sollte durch die Tagung brauchbares Material in die Hand gegeben werden. Die von Frau Klara Stern in ihren Publikationen gesammelten Kindertänze, sowie einige einfache Tänze aus dem Welschland eignen sich bestens für diese sehr erwünschte Vorschule zum eigentlichen Volkstanz. Dass wir nicht einfach unbesehen ausländische Muster übernehmen können, ist uns allen klar. Wir müssen auch für den schweizerischen Kindertanz und den Tanz für unsere Jugendlichen unsere schweizerische von allen Modeströmungen unabhängige und doch jugendlich freie Tanzform finden.

Die Hauptarbeit des Tanzleitertreffens galt aber der Wiederholung aller Tänze, die ins Programm für Un-

spunnen 1968 aufgenommen worden sind. Sowohl bei den Instruktoren als auch bei den teilnehmenden Tanzleitern war ein wirklich bemerkenswerter Eifer festzustellen. Alle Unklarheiten wurden durch die anwesenden Fachleute aus der Welt geschafft. Jeder örtliche Tanzleiter ist nun vollkommen im Bild und kann in seinem Einzugsgebiet überlegen arbeiten. Es ist auch von unschätzbarem Wert, erfahrene Leiter kennengelernt und an der Arbeit gesehen zu haben. Wenn irgend eine unvorhergesehene Schwierigkeit auftauchen sollte, dann wird es jedem viel leichter fallen, bei einem der vielen sympathischen Tanzleiter Rat und Hilfe zu erbitten.

In drei Turnhallen der prächtigen Schulanlage Steigerhubel wurde gleichzeitig gearbeitet, an verschiedenen Orten wurde gegessen und übernachtet, mehrere Musikanten und Tanzleiter mussten wirkungsvoll eingesetzt werden. Doch die verhältnismässig komplizierte Organisation klappte dank der voraussichtlichen Planung durch Felicitas Aerni, Bern, und Hannes Wirth, unsern schweizerischen Tanzleiter, aufs beste. Ihnen gebührt vor allem der Dank aller Teilnehmer, aber auch den unermüdlichen Musikanten (Inge Baer, Lilou Michel und Willy Scherler) und allen Gehilfen (Annelies Aenis, sowie Emil Spiegelberg, Georges Pluss, Henri Esseiva, Sami Gasser, Alphonse Seppey und deren Partnerinnen).

Die grosse Überraschung dieses Wochenendes war ein neuer Tanz, der durch alle gemeinsam erlernt und getanzt wurde. Dieser Tanz heisst «Limmat-Welle» und stammt von Klara Stern (Musik von Alfred und Klara Stern). Dieser Tanz erzeugte grosse Freude. Musikanten wie die am Berner Treffen sind in den örtlichen Gruppen rar. An vielen Orten müssen heute Schallplatten zu Hilfe gezogen werden, was immer noch besser ist als gar nichts. Wahrscheinlich ist vom Berner Treffen auch der Ansporn ausgegangen, nichts zu unterlassen, um Volksmusikanten zu gewinnen, aus- und weiterzubilden. Wir alle freuen uns darauf, am 31. August und 1. September 1968, die Früchte dieser Arbeit in Unspunnen zu ernten.

Karl Klenk

Heimalleben
41 Jahrgang
Nr 1
März 1968.